Schnurren und schwänke des französischen bauernvolkes, deutsch

Emil Karl Blümml

Digitized by Google

26234.34

Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Romanische Meistererzähler.

Unter Mitwirkung
von

Dr. K. Gruber in Dresden, **Dr. G. Hartmann** in München, **Dr. E. Herzog** in Wien, **Dr. R. Mahrenholtz** in Dresden, **Prof. Dr. Fr. Neumann** in Heidelberg, **Dr. M. Pauler** in Freiburg i. Br., **Prof. Dr. K. v. Reinhardstöttner** in München, **Dr. K. Reuschel** in Dresden, **Prof. Dr. K. Sachs** in Brandenburg a. H., **Prof. Dr. F. Ed. Schneegans** in Heidelberg, **Prof. Dr. O. Schultz-Gora** in Königsberg i. Pr., **Prof. A. L. Stiefel** in München, **Prof. Dr. L. Sütterlin** in Heidelberg, **Prof. Dr. J. Ulrich** in Zürich, **Prof. Dr. K. Vollmöller** in Dresden, **Prof. Dr. K. Voretzsch** in Tübingen, **Prof. Dr. K. Vossler** in Heidelberg, **Prof. Dr. K. Warnke** in Koburg, **Prof. Dr. R. Zenker** in Rostock u. A.

herausgegeben
von

Dr. FRIEDRICH S. KRAUSS.

X. Band.

Schnurren und Schwänke des französischen Bauernvolkes.

Deutsch
von

E. K. Blümml.

Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft.
1906.

Digitized by Google

26234.34
✓

HARVARD COLLEGE
MAY 11 1907
LIBRARY.
Subscription fund.
(X)

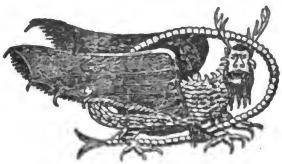
Digitized by Google

Schnurren und Schwänke des französischen Bauernvolkes.

Deutsch

von

E. K. Blümml.



Leipzig
Deutsche Verlagsactiengesellschaft
1906.

Digitized by Google

Z 6234.34

Digitized by Google

Herrn

Universitätsprofessor

Dr. Jos. Ed. Wackernell

in Innsbruck

zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Jedem Manne aus dem Volk sitzt, wenn auch nicht immer, der Schalk hinter den Ohren und kommt in kräftigen, witzigen, oft stark zugespitzten Worten zum Ausdrucke. Dort, wo der Städter klügelt, auf feine Art grob sein will, da schlägt der Bauer derb, aber doch mit Natürlichkeit und Mutterwitz drein. Jeder, der solche Wortgeplänkel und Wortgefechte, die in unseren Alpengegenden in den „Trutzliedern“ ihren besten Ausdruck finden, mitgemacht hat, wird die Schlagfertigkeit, die darin zum Ausdruck kommt, bewundern, aber auch bemerkt haben, dass der Städter, der Gebildete, dabei meist schlecht wegkommt. Dasselbe tritt uns auch in den Schwänken, der harmloseren Seite dieses nicht beleidigend wirkenden Volkswitzes entgegen, deren Grundcharakter ein sittlicher Ausgleich ist, denn in ihnen kommt der einfache Mann meist zu seinem Recht dem Gebildeten gegenüber, der in ihnen, trotz seiner erlernten Kenntnisse, seines erlernten Scharfsinns, dem angebornen Scharfsinn gegenüber nicht aufkommt. Doch nicht nur gegen die Gebildeten, die sich besser dünken, wendet sich das Volk in seinen Schwänken, sondern es greift auch jenen Menschenschlag, der immer war und nie aussterben wird, die Läppischen, Dummen und Einfältigen auf, und an deren Streichen und Erlebnissen ergötzt sich an langen Winterabenden das Volk in jener harmlosen Art, die dem Gebildeten, dem Städter abhanden gekommen ist.

Die Schwänke sind in ihren Stoffen und Motiven Weltbürger. Im fernen Indien und in Frankreich, im sonnigen Süden und im eisigen Norden, bei den Hottentoten und den Lappländern, bei den wilden und den Kulturvölkern, erscheinen

Digitized by Google

immer und immer wieder dieselben läppischen Gestalten, dieselben nur lokal veränderten Züge, die uns schon in der Jugend in den deutschen Schwänken entgegentraten. Männer, wie Th. Benfey, Felix Liebrecht, Reinhold Köhler, Em. Cosquin, H. Gaidoz, Giuseppe Pitré, Johannes Bolte und viele andere haben uns für die Welt der Märchen und Schwänke durch ihre Vergleichungen die nationalen Grenzen vergessen gemacht und uns eingeführt in jene Welt, wo nur die sinnige Betrachtung, wo nur der Humor herrscht, wo es nur, wie im Reiche der Musik, ein einig Volk von Brüdern gibt.

In einer Sammlung „Romanischer Meistererzähler“ dürfen nun auch diese humorvollen, sonnigen Kinder des Volksgeistes nicht fehlen und so mögen denn die auf den nachfolgenden Blättern vereinigten Schwänke und Schnurren ein Bild des französischen, wenn auch seinem Wesen nach internationalen Humors geben. Da ich im nächsten Band auf viele der hier vorfindlichen Schwankmotive wieder zurückkommen müsste, so habe ich es unterlassen, hier näher auf die verwandten Fassungen einzugehen, werde es jedoch im Zusammenhange nachtragen.

Wien, am 3. April 1906.

E. K. Blümml.

Digitized by Google

1. Die Frauen.

Einst lebten ein Mann und eine Frau. Sie waren vermögend und hatten einen Sohn im heiratsfähigen Alter. Doch da er von den Mädchen seiner Gegend alles wusste, so hatte er zu ihnen und ihrer Unberührtheit, wollte er doch nur eine Jungfrau zur Frau haben, kein Vertrauen. Was tat nun der Jüngling? Er reiste in eine andere Gegend, um ein Mädchen zu suchen, das noch kein Mann berührt hatte. Seinen Eltern erzählte er, dass er sich in den benachbarten Gegenden etwas umsehen wolle. Er reiste ab und nahm viel Geld mit.

Einige Tage zog er schon seines Weges, überall hatte er die Mädchen, die er begegnete, gemustert, da kam er endlich in ein Land, wo er, um sich auszuruhen, einige Zeit bleiben wollte. Er wohnte im Gasthaus. Schöne und hübsche Mädchen fand er in dieser Gegend und wusste nicht, welche er wählen sollte. Eines Morgens ging er in die Berge auf die Jagd. Auf einmal bemerkte er in der Ferne einen Rauch, der aus einer kleinen Hütte kam und diesem ging er neugierig zu.

Als er hinkam, trat soeben ein hübsches, schönes und lebensfrisches Mädchen, deren Schönheit er der Pracht der Sterne verglich, aus der Hütte. Sogleich sprach er zu sich: „Nur diese wird meine Frau; sie darf mir nicht entgehen!“ Er begrüsste sie und nachdem er ihr einige Artigkeiten gesagt hatte, frug er sie, ob sie ihn nicht heiraten wolle. Sie erwiderte, dass sie nicht wisse, was heiraten sei und dass sie seine Worte nicht verstanden habe. Über diese Antwort war unser Jüngling sehr erfreut, denn dieses Mädchen, dachte er, hat sicher noch keiner berührt. Er frug sie weiter, ob sie noch Eltern habe. „O ja,“ antwortete sie, „einen Vater, der ist dort im Walde oben.“ Da sie sich beide nicht verstanden, so schlug er vor, sie möge ihren Vater benachrichtigen, damit er mit ihm sprechen könne.

Digitized by Google

Der Vater kam und unser Jüngling frug ihn, ob er ihm seine Tochter zur Frau geben wolle. Der Vater glaubte jedoch, dass er sich über ihn lustig mache und frug, ob er ihn deswegen von der Arbeit wegrufen liess. Der Jüngling erklärte jedoch, dass er es ernst meine und dass er, falls er ihm die Tochter zur Frau gebe, ihm ein Haus und alles das, was er zum essen und trinken brauche, zur Verfügung stellen werde. Als der Vater das gehört hatte, sprach er: „Gerne gebe ich dir meine Tochter," denn er sah ein, dass es für ihn, der das Leben im Walde satt hatte, gut sei, den Rest seines Lebens ruhig zu verbringen. Sein Auge wurde wieder jung und er wurde bei dem Gedanken an das Glück seiner Tochter und an seine eigene glückliche Zukunft fröhlich und so war eine Einigung Aller bald hergestellt. Der Jüngling gab ihnen eine Börse voll Gold und trug ihnen auf, zu warten, bis er ihnen Botschaften zusenden würde und sie mit einem Wagen abholen werde; das Mädchen möge sich Kleider kaufen und eine Kammerzofe aufnehmen. Nachdem er diese Befehle erteilt hatte, reiste der Jüngling ab, Vater und Tochter in grösster Zufriedenheit zurücklassend.

Zu hause angekommen, teilte er seinen Eltern mit, dass er sich mit einem Mädchen, das für ihn passend sei, verheiraten werde. Die Eltern widersprachen ihrem einzigen Sohn nicht, obwohl die Sache nicht nach ihrem Geschmack war. Sie liessen ihn nach seinem Belieben tun und gaben ihre Zustimmung, sodass die Vorbereitungen zur Hochzeit beginnen konnten.

Die Hochzeit war hübsch, nichts mangelte und alles war entzückt. Am Abend frug die junge Frau ihren Gemahl: „Sage mir doch, was ist das Heiraten eigentlich." Sie erinnerte sich nämlich an das, was er ihr vor der alten Hütte gesagt hatte. Er gab ihr zur Antwort: „Bald wirst du es erfahren, warte nur noch etwas."

Nach einiger Zeit frug sie ihn, da sie mit seiner Antwort nicht zufrieden war, wieder: „Sage mir nun, was das Heiraten für ein Ding ist. Ich gebe nicht mehr nach, ich muss es wissen und du musst es mir sagen!" Da er ihr nicht schon am ersten Tage widersprechen wollte, so versprach er ihr, es ihr gleich zu sagen und verabschiedete daher alle Anwesenden.

Sie beide gingen in die Schlafkammer und vollführten dort etwas, was sich jeder denken kann. Er sagte ihr: „Siehe,

Digitized by Google

das heisst man heiraten!“ Rasch erwiderte sie jedoch: „O, wenn es sonst nichts anderes ist; das habe ich jeden Sonntag mit dem Sakristan getrieben.“ Der Mann kam zur Einsicht, dass man den Frauen nie trauen solle. Sein Vertrauen zu ihr war weg. (Pays basque.)

2. Wahrheit und Lüge.

Einst lebte eine Frau, die, nachdem sie Witwe geworden war, sich wieder verheiratet hatte. Eines Tages, während ihr Gatte seinem Berufe nachging, besuchte sie ein Mann. Auf ihre Frage, von wo er komme, antwortete er: „Aus dem Jenseits.“ — „So, so, da weisst du wohl auch etwas vom Peter?“ — Er erzählte ihr nun, dass es dem Peter, ihrem früheren Mann, sonst sehr gut gehe, nur in betreff des Schuhwerks und der Kleider sei er nicht zufrieden: auch könne er sich keinen Tabak zum rauchen kaufen. — „Willst du ihm nicht einige Sous und Kleidungstücke überbringen?“ meinte die Frau. „Nicht wahr, du tust es!“ Schliesslich übergab sie ihm Geld und Kleider und er entfernte sich vergnügt und zufrieden.

Als ihr Gatte heimkehrte, sprach sie: „Johann, ich weiss vom Peter Neues!“ — „Wer hat dich gefoppt, liebe Frau? Hast du ihm etwas gegeben?“ — „Ja, ein Säckchen.“ — Da muss ich eilen, dass ich ihn noch erwische.“ Er holte sein Pferd aus dem Stall und sprengte mit verhängten Zügeln davon.

Als der Betrüger, der sich niedergesetzt und sein Paket neben sich gelegt hatte, das Pferd nahen hörte, warf er das Paket in das Dickicht. Der Reiter stiess auf ihn und frug ihn: „Hast du nicht einen Mann vorbeigehen sehen, der ein Paket in der Hand trug?“ — „Ja, er trat in diesen Wald ein.“ — „Willst du mein Pferd einen Augenblick bewachen?“ — „Gerne!“ Der Reiter liess sein Pferd zurück und drang in das Gehölz ein, um den Dieb zu suchen. Der Spitzbube nahm unterdessen das Paket wieder an sich, bestieg das Pferd, trieb es an und sprengte davon.

Nachdem er längere Zeit gesucht hatte, kam der Reiter zurück, fand jedoch weder das Pferd noch das Paket. Wütend kehrte er nach Hause zurück und sprach zu seiner Frau:

Digitized by Google

„Du, dem Manne, der dein Paket und dein Geld hat, habe ich auch das Pferd gegeben, damit er so rasch als möglich den Himmel erreichen kann!“ (Pays basque.)

---

3. Der genarrte Priester.

Einst lebten ein Mann und eine Frau. Er hiess Pettaro und ging oft auf die Jagd. Eines Tages fing er zwei Häschen und zur selben Zeit war der Pfarrer bei ihm. Als Pettaro nach Hause kam und es erfuhr, befahl er seiner Frau für den Fall, dass der Pfarrer wiederkäme, ihn durch eines der Häschen, welchem sie am Halse einen Brief befestigen sollte, holen zu lassen. Gleichzeitig hängte er aber auch dem andern Hasen einen Brief um.

Der Pfarrer kam wirklich wieder und suchte den Mann, mit dem er etwas besprechen wollte. Die Frau teilte ihm nun mit, dass sie ihren Mann durch einen seiner Hasen, den sie ausliess, holen lassen werde. Bald darauf kam der Mann zurück und seine Frau sagte zu ihm: „Ich habe dir einen Hasen nachgeschickt!“ — „Hier ist er,“ erwiderte der Mann und zeigte ihr den zweiten, mit einem ähnlichen Brief ausgestatteten Hasen. Der Pfarrer wünschte das Tier zu kaufen, doch unter fünfhundert Franken wollte es Pettaro nicht hergeben. Der Pfarrer bot dreihundert und endlich einigte man sich auf vierhundert. Der Pfarrer übergab hierauf den Hasen seiner Haushälterin mit dem Befehl, dass man ihm, sobald ihn jemand suche, den Hasen nachsenden möge, denn dieser wisse ihn zu finden.

Der Pfarrer ging einmal weg und bald hernach kam ein Mann, der ihn zu einem Kranken holen wollte. Die Haushälterin schickte nun den Hasen ab, doch der Pfarrer kam nicht und der Mann entfernte sich, da es schon spät wurde. Als der Pfarrer heimkehrte, berichtete sie ihm die Sache. Da er keinen Hasen gesehen hatte, wurde er zornig und eilte ins Haus des Jägers.

Dieser sah den Pfarrer zornig herankommen und sprach zu seiner Frau: „Nimm diesen Weinschlauch unter deine Bluse; wenn der wütende Pfarrer hier sein wird, steche ich dich mit diesem Messer hinein und du wirst wie tot zur Erde fallen, sobald ich aber mit diesem Chirola zu spielen beginne,

Digitized by Google

erhebst du dich wieder!“ Als der Pfarrer da war, erzürnte sich Pettaro über seine Frau und stiess ihr ein grosses Messer hinein, worauf sie zur Erde fiel. Der Pfarrer frug ihn, ob er denn wisse, was er getan habe. Doch Pettaro erwiderte, das schade nichts, denn er werde sie gleich wieder lebendig machen. Er begann mit dem Chirola zu spielen und augenblicklich erhob sich die Frau. Der Pfarrer wünschte dieses Chirola zu haben, doch der andere wollte sich nicht davon trennen. Endlich erstand es der Pfarrer um 500 Pfund. Da sich seine Wirtschafterin immer über ihn lustig machte, so nahm er sich, als er nach Hause kam, vor, ihr einen Schrecken einzujagen.

Als sie, ihrer Gewohnheit gemäss, ihn hänselte, stiess er ihr ein grosses Tischmesser in die Brust. Seine Schwester sagte: „Weisst du, was du getan hast? Du hast die Wirtschafterin getötet!“ Doch er erwiderte: „Das macht nichts, ich werde sie gleich lebendig machen,“ und begann mit dem Chirola zu spielen. Doch vergebens war seine Mühe. Zornig ging er zum Jäger.

Er ergriff diesen, fesselte ihn und steckte ihn in einen Sack, um ihn ins Meer zu werfen. Wie er bei der Kirche vorbeikam, begann man eben zu läuten. Er liess daher den Sack vor der Kirche und ging hinein, seine Messe zu lesen. Unterdessen kam ein Schäfer vorbei und frug den Jäger im Sack, was er denn da mache. Dieser erzählte, dass ihn der Pfarrer ins Meer werfen wolle, denn er habe sich geweigert, die Tochter des Königs, die ihm der Pfarrer zugedacht habe und die er nicht wolle, zu heiraten. Der Schäfer erwiderte sogleich: „Ich werde an deine Stelle treten und dich befreien; ich gehe zur Hochzeit und du treibst meine Schafe herum.“

Als die Messe vorbei war, kam der Pfarrer zurück und ergriff den Sack. Beim Aufladen auf die Achsel rief der Schäfer: „Ich will mich mit der Königstochter verheiraten!“ — „Das wird sogleich geschehen,“ sprach der Pfarrer und warf ihn ins Meer.

Als er zurückkehrte, begegnete er den Jäger mit der Schafherde und frug ihn verwundert: „Wo hast du denn diese Herde her?“ — „Vom Grund des Meeres! Es gibt dort noch viele solcher. Siehst du nicht die weissen Schafe*) am

*) Die Schaumwellen bezeichnen die Basken mit dem Ausdruck „Schafe.“

Digitized by Google

Wasser?“ — „Ich will ebenso wie du eine solche Herde haben?“ — „Geh zum Ufer.“ Der Pfarrer ging hin und der Jäger warf ihn ins Meer. (Pays basque).

4. Der Kurat.

Einst lebte ein Kurat, der eine Mühle besass. Im selben Lande herrschte ein König, der eines Tages den Kuraten zu sich berief und zu ihm sprach: „Ein Priester weiss viele Dinge und soll auch viel wissen. Beantworte mir daher drei Fragen: Wie viele Wege führen in den Himmel, was bin ich wert und was denke ich mir? Kannst du mir das bis zu einer bestimmten Frist nicht sagen, so musst du sterben.“

Der Priester kehrte traurig nach Hause zurück und wurde, je mehr die Tage dahinflossen, immer trauriger. Als er eines Tages zur Mühle kam, ersah ihn der Müllner und seine Traurigkeit bemerkend, sprach er: „Was hast du, Herr? Hast du Kummer, so sage ihn mir.“ — „Ach, wenn ich dir ihn auch berichte, so kannst du mir doch nicht helfen.“

Die festgesetzte Zeit rückte heran und der Kurat magerte aus Kummer zusehends ab. Eines Tages sprach der Müllner wieder: „Herr, sage mir doch, was dir fehlt. Ich werde dir gewiss helfen können.“ Da die festgesetzte Frist am nächsten Tag ablief, so kann man sich leicht denken, wie es dem Priester zumute war und er erzählte daher dem Müllner all das, was der König verlangt hatte, wobei er nicht vergass, mitzuteilen, dass er alle seine Bücher daraufhin nutzlos durchgegangen habe und dass er nun sterben müsse. Der Müllner antwortete: „Wenn du mir deine Mühle als Eigentum überlassen willst, so ziehe ich deine Soutane an und gehe für dich zum König.“ Der Priester war damit einverstanden, hätte er ihm doch zehn Mühlen gegeben, wenn er sie gehabt hätte, und übergab ihm das Priesterkleid.

Der Müllner ging nach Hause und befahl seiner Frau, alle Fäden, welche sie im Hause habe, auf einen Knäuel zu wickeln. Am nächsten Tag machte er sich, den Knäuel im Priesterkleide verborgen, auf den Weg, nachdem er sich noch zuvor, etwa in der Mitte des Knäuels, ein Zeichen in Form eines Knotens gemacht hatte. Als er zum König kam, war dieser sehr erfreut, ihn wieder zu sehen. Der falsche Priester sprach zum König, ihm den Knäuel zeigend: „Hier ist das

Digitized by Google

genaue Mass des Weges, der in den Himmel führt; glaubst du mir nicht, so überzeuge dich selbst. Du willst auch wissen, wie viel du wert bist; gut, ich werde es dir sagen! Unser lieber Heiland wurde für dreissig Silberlinge verkauft und ich glaube nicht, dass du daran denkst, mehr wert zu sein.“ Der König war über den Scharfsinn des Priesters erstaunt. „Drittens willst du, dass ich dir sage, was du dir denkst; du glaubst wohl jetzt, dass der Priester vor dir steht, doch dem ist nicht so, denn ich bin es nicht.“ Der König bewunderte das Wissen des Geistlichen. Der Müllner klärte ihn darüber, wer er sei, bald auf und der König machte ihn, da er es seines Wissens wegen wohl verdiente, zum Priester. Der Kurat wurde weggeschickt und er an dessen Stelle gesetzt.

Von Zeit zu Zeit predigen nun die Kuraten und einer dieser Termine war gekommen. Der Müllner bestieg die Kanzel und begann zu sprechen: „Wie die andern, wie die andern, wie die andern,“ was er eine Stunde lang hersagte, dabei fleissig auf die Kanzel schlagend. Als die Messe vorbei war, gingen die Pfarrkinder zum König und beschwerten sich, dass man ihnen einen solchen Priester gegeben habe, der während einer ganzen Stunde nichts anderes schrie als „wie die andern.“ Der König antwortete ihnen: „Wenn er wie die andern sprach, so hat er genug getan und ich bin zufrieden damit.“ Es kamen bald so viel Leute zum König, um sich zu beklagen, dass er seinem Türhüter befahl, alle, welche gegen den Kuraten etwas vorbringen wollen, in den Kerker zu werfen. Damit war der Friede bald hergestellt.

Einige Tage nachher sollte unser Müllner in einer benachbarten Kirche predigen, worüber er in grosse Angst geriet. Was machen? Er bestieg die Kanzel und begann: „Derjenige, welcher mich hört, wird gerettet werden, der aber, welcher mich nicht hört, wird verdammt sein,“ dann bewegte er nur mehr die Lippen und schlug auf die Kanzel. Niemand verstand ihn und eines sah das andere gross an. Als die Predigt zu Ende war, erwachte ein altes Weib aus ihrem Schlaf, rieb sich die Augen und sprach: „Wie schön hat er gepredigt! Welche schönen Worte sprach er!“ Alle waren überrascht, dass sie etwas gehört hatte und blieben von nun an still. Der neue Priester wurde durch seine Pfarre und seine Mühle ein reicher Mann, während der alte verarmte und sich von allen verlassen sah. Ich selbst habe es gesehen.

(Pays basque.)

Digitized by Google

5. Die Tabakprise.

Wie viele andere, schnupfte auch einst eine Frau. Eines Tages begab sie sich in den Tabakverschleiss und verlangte um zwei Sous Schnupftabak. Der Verkäufer antwortete ihr aber: „Ich habe keinen mehr.“ — „Gar nichts mehr?“ frug sie. — „Nein,“ war seine Antwort. — „Dann seid so gut und lasst mich wenigstens zur Tabaksbüchse riechen,“ bat sie. — „Sehr gerne, wenn ihr mir versprecht, mir fünf Pfund Werg zu spinnen.“ — „Das tue ich schon,“ war ihre Antwort. Nachdem sie zur Tabaksbüchse gerochen hatte, entfernte sie sich mit dem Werg.

Am Wege begegnete ihr eine andere Frau, die sich aus dem gleichen Geschäft ebenfalls Schnupftabak holen wollte. Dieser berichtete sie, was ihr zugestossen sei. „Dann bitte ich dich,“ sprach die zweite, „dass du mich zu deiner Nase riechen lässt, wofür ich deine Arbeit übernehmen will.“ Der Vorschlag wurde angenommen und die Zweite hatte für das Vergnügen die Nase der Ersten beriechen zu dürfen, fünf Pfund Werg zu spinnen. (Pays basque.)

---

6. Tartaro und der Narr.

Einst lebten ein Mann und eine Frau, die einen sehr boshaften und närrischen Sohn hatten. Da er nichts als Bosheiten ausübte, so beschlossen sie, ihn in den Dienst zu geben, womit er einverstanden war.

Er ging vom Hause weg und trottete so lange seines Weges, bis er in eine andere Gegend kam, wo er seine Dienste anbot. In einem Haus, wohin er kam, benötigte man gerade einen Burschen, doch machte man zur Bedingung, dass demjenigen, sei es nun Herr oder Knecht, der nicht mit allem zufrieden sei, die Rückenhaut abgezogen würde.

Der Herr schickte seinen Knecht in den Wald, damit er ihm stark gebogenes Holz nach Hause bringe. Beim Walde befand sich jedoch ein Weingarten und so schnitt denn der Junge alle Weinreben ab und trug sie nach Hause. Als der Herr nach dem Holz frug, zeigte er ihm die Reben. Der Herr schwieg, obwohl er damit nicht zufrieden war.

Digitized by Google

Am nächsten Tage sollte der Knecht die Kühe auf die Felder treiben, jedoch ohne Türen und Schranken zu öffnen. Er zerschnitt daher das Vieh in Stücke und warf diese über den Zaun auf die Felder. Der Herr wurde darüber zornig, doch konnte er der Rückenhaut wegen nichts sagen. Was tat er? Er kaufte eine Schar Schweine und schickte den Knecht mit sieben Schweinen, ohne ihm jedoch etwas zum essen mitzugeben, in die Berge. Der Knecht frug: „Was soll ich essen? Etwa Kieselsteine?“ Doch der Herr erwiderte ihm: „Iss, was du willst!“ Er hatte am Boden in der Nähe des Kamins Nüsse und diese nahm sich der Junge in den Wald mit, wo, wie er wusste, Tartaro hauste, der ihn aber ganz kalt liess.

Er zog seines Weges. Endlich erreichte er eine Hütte, die der Tartaros benachbart war. Seine Schweine und die Tartaros vermischten sich und gingen miteinander. Tartaro kam und frug ihn: „Wohin gehst du und was machst du hier?“ Er bewachte ruhig seine Schweine weiter, nahm eine Nuss aus dem Sack, steckte sie in den Mund, zerknackte sie und sprach: „Ich esse Christenknochen.“

Eines Tages schlug ihm Tartaro vor, zu wetten, wer einen Stein am höchsten werfen könne. Er nahm die Wette an, doch abends wurde er traurig. Er begann zu beten und da kam eine alte Frau, welche ihn frug, warum er so traurig sei. Er berichtete ihr von seiner Wette mit Tartaro. „Wenn sonst nichts ist, so ist die Sache ja bald gerichtet“, sprach die Alte und gab ihm einen Vogel, den er an Stelle des Steines wegschleudern sollte. Am nächsten Tage tat er, wie ihm die Alte geraten hatte. Tartaros Stein ging verdammt hoch, doch endlich fiel er wieder zur Erde, der Vogel unseres Jungen kehrte aber nicht mehr zurück, sodass Tartaro sich höchlichst erstaunte.

Sie gingen eine andere Wette, wer eine sehr schwere Palenka am weitesten schleudern könne, ein. Wieder wurde unser Junge sehr traurig und begann zu beten, doch dieselbe Alte erschien ihm und frug, was er denn habe. Er erzählte ihr, über was er mit Tartaro gewettet habe. Sie sagte: „O, das ist ganz nichtssagend; wenn du die Palenka nimmst, brauchst du nur zu sagen: Hinweg, Palenka, nach Salamanca!“ Am nächsten Tage ergriff Tartaro eine furchtbare Palenka und schleuderte sie beträchtlich weit. Der Narr hob die Palenka an einem Ende auf und rief: „Hinweg, Palenka, nach

Digitized by Google

Salamanca!“ Als Tartaro dies hörte, schrie er: „Halt! Halt! Du hast die Wette gewonnen; ich habe Vater und Mutter dort, wirf die Palenka nicht so weit, denn sie könnten zerschmettert werden.“ Unser Narr war es zufrieden.

Tartaro führte ihn zu einer Quelle und sie wetteten darüber, wer das meiste Wasser nach Hause tragen könne. Tartaro füllte zwei Fässer an, doch der Junge schrie: „Was, nur zwei Fässer kannst du wegbringen! Ich schaffe das ganze Wasser weg!“ und er begann an der Quelle zu rütteln, doch Tartaro rief: „Halt, du hast gewonnen! Gehen wir! Wo könnte ich denn trinken, wenn du das ganze Wasser fortschaffst!“

Tartaro teilte ihm mit, dass er aus dem Walde eine ungeheure Eiche wegtragen werde, was er ihm nachmachen möge. Abends war unser Narr noch trauriger als früher. Er begann zu beten und die Alte kam wieder. Er erzählte ihr, dass er mit Tartaro eine Wette eingegangen sei und dass dieser eine ungeheure Eiche wegtragen wolle. Die Alte gab ihm drei Zwirnknäuel und sprach: „Wenn er seinen Baum fällen wird, umziehst du mit deinen Fäden alle anderen Bäume.“ Am nächsten Tage gingen Tartaro und der Junge in den Wald und Tartaro fällte eine furchtbar grosse Eiche. Der Narr jedoch nahm seine Fäden und befestigte sie unausgesetzt. Tartaro frug ihn: „Was machst du da?“ — „Dir gehört ein Baum und ich nehme alle anderen!“ Tartaro rief: „Nein, das darfst du nicht tun, wie könnte ich denn ohne Eicheln meine Schweine mästen! Du hast die Wette gewonnen!“ Tartaro kam zur Einsicht, dass er einen geschickteren, als er selbst war, gefunden habe.

Tartaro sprach zum Jungen: „Du hast hier kein Haus, komm zu mir, esse und schlafe bei mir.“ Der Junge versprach, es zu tun. Als sie ins Haus Tartaros kamen, setzte dieser einen halben Ochsen aufs Feuer. Der Junge rief: „Welchen Appetit du doch hast! Ich esse viel weniger und habe doch mehr Kraft als du!“ — „Wir werden das gleich sehen.“ Unser Junge ass, so viel er konnte und überliess das Übrige Tartaro. Er legte sich nieder, während Tartaro noch aufblieb. Der Junge sah unter sein Bett und erblickte dort drei Leichen. Er nahm eine davon, legte sie statt seiner ins Bett und steckte ihr eine Pfeife in den Mund. Als Tartaro glaubte, dass der Junge schon eingeschlafen sei, ging er zu ihm und schlug ihn mit seiner schweren Keule. Am

Digitized by Google

nächsten Morgen stand Tartaro wie gewöhnlich auf und ging zu den Schweinen. Der Junge kroch unter dem Bette hervor und ging ebenfalls zu den Schweinen. Tartaro war über seine Ankunft sehr erstaunt und kam nochmals zur Einsicht, dass der Narr unbedingt geschickter sein müsse als er. Tartaro frug ihn, ob er gut geschlafen habe, worauf ihm der Narr antwortete: „Ziemlich, nur Wanzen haben mich gestochen. Ist übrigens das Frühstück schon fertig?“

Als die Schweine ziemlich fett waren, war der Augenblick der Abreise gekommen. Doch die Schweine waren durcheinander. Tartaro frug den Narren, welches Zeichen seine Schweine haben. Der Junge sprach: „Die meinen haben unter dem Schwanz ein oder zwei Löcher.“ Beim Untersuchen stellte es sich heraus, dass das alle hatten. Unser Narr zog daher mit allen Schweinen ab und erreichte nach langer Wanderung eine Stadt, wo gerade Markt war. Hier verkaufte er alle bis auf zwei, jedoch unter der Bedingung, dass ihm alle Schwänze überlassen würden. Diese schnitt er ab und steckte sie in seine Tasche.

Wie ihr euch wohl vorstellen könnt, fürchtete er Tartaro, den er von der Höhe des Berges herabeilen sah. Er tötete eines seiner Schweine und legte dessen Eingeweide auf seine Brust. Als er bei einer Schar Leute vorbei kam, zog er sein Messer heraus und stiess es sich in den Magen. Die Gedärme kamen heraus und nun lief er, von seinem Schwein gefolgt, noch rascher wie früher. Als Tartaro diese Leute hernach begegnete und sie frug, ob sie nicht einen Mann, der so und so aussehe, gesehen hätten, riefen sie: „Ja, er ging sehr rasch und um noch schneller gehen zu können, stiess er sich sein Messer hinein, warf seine Gedärme weg und lief hernach noch rascher.“ — Tartaro, um ebenfalls rascher gehen zu können, stiess sich gleichfalls sein Messer hinein, doch mausetot fiel er zur Erde.

Der Narr kehrte ins Haus seines Herrn zurück. Beim Hause befindet sich ein ganz mit Schlamm erfüllter Brunnen. In diesen warf er sein lebendes Schwein und alle Schwänze und ging hierauf ins Haus. Der Herr, über seine Ankunft ganz erstaunt, frug ihn um die Schweine. Der Narr erwiderte: „Sie haben sich in den Schlamm eingewühlt, denn sie sind sehr ermüdet.“ Sie gingen beide zum Brunnen und zogen

Digitized by Google

das lebende Schwein heraus. Dann aber kamen nur mehr Schwänze zum Vorschein. Der Narr rief: „Seht Herr, wie dick und fett sie sind, ihre Schwänze kommen nur mehr allein zum Vorschein!“ Der Herr schickte ihn um Haue und Schaufel. Anstatt diese zu bringen, schlug er die Frau und rief seinem Herrn zu: „Eine oder beide?“ — „Beide, beide!“ — Nun prügelte er auch noch die Dienerin.

Endlich nahm er doch Haue und Schaufel und eilte zu seinem Herrn, den er ebenfalls windelweich prügelte und ihm schliesslich die Haut vom Rücken abzog. Hierauf nahm er sein Schwein, kehrte zu seinen Eltern zurück und wenn er noch nicht gestorben ist, so lebt er heute noch.

* * *

Eine zweite Fassung bietet folgendes Abweichende:

Eines Tages wurde er ausgeschickt, Farrnkraut abzuschneiden, doch musste er, wenn er nicht getötet werden sollte, fertig sein, bevor der Kuckuck zu rufen beginnt. Zeitig vor Tag ging er schon fort und stopfte sich eine Pfeife, doch der Kuckuck begann schon: Kucku! Erzürnt darüber ergriff er seine Flinte und zielte auf den Baum, wo der Kuckuck sass. Doch anstatt eines Vogels fiel seine Herrin herab.

Wütend darüber, gab ihm nun der Herr einen Brief und schickte ihn damit zum Teufel. Da ihm dieser keine Antwort geben wollte, schnitt er ihm ein Stück Haut aus dem Rücken und kehrte damit zurück. Als ihn sein Herr aus der Ferne sah, schrie er: „Halt, halt; tritt nicht in mein Haus!“ Und er schickte ihn zu einem andern Teufel, mit dem Befehl, ihm dessen drei Kleinode zu bringen.

Der Junge ging wieder weg. Am Wege begegnete er einen Mann, der einen Mühlstein am Rücken trug und ihn frug, wohin er gehe. „Zum Teufel!“ war seine Antwort. — „Dann sage ihm, dass ich nun schon zwölf Jahre diesen Mühlstein mit mir herumschleppe, ohne davon befreit werden zu können.“ — „Ich werde es ihm ausrichten.“ Bald hernach begegnete er ein junges Mädchen, das schon 14 Jahre krank war. Sie frug ihn ebenfalls, wohin er gehe und bat ihn, dem Teufel zu sagen, dass sie nun schon vierzehn Jahre an ihrem Übel trage. — „Ich werde es ihm ausrichten,“ war seine Antwort. Nicht lange danach begegnete er einen alten Mann

Digitized by Google

mit zwei Stelzfüssen und als dieser wusste, wohin jener gehe, trug er ihm ebenfalls auf, dem Teufel sein Leid zu berichten und bat ihn, er möchte trachten, vom Teufel jenes Mittel zu erfahren, das ihn von seinen Stelzfüssen befreien würde! Auch diesem Alten versprach unser Junge, dem Teufel davon zu berichten.

Er kam zum Teufel, wo er eine alte Frau traf, die ihn sofort frug, was er hier wolle. Er erzählte ihr, warum er komme und dass er am Wege drei Leute begegnet habe, von denen die eine Person einen Mühlstein am Rücken trug, die zweite mit einer Krankheit behaftet war und die dritte Stelzfüsse hatte und dass ihn alle drei aufforderten, ihre Leidensgeschichte dem Teufel zu berichten, damit er sich ihrer annehme. Die Frau erwiderte ihm: „Mein Mann, der Teufel, frisst alle Christen! Wie konntest du denn hierher kommen?“ — „Ich wurde eben hergeschickt und hoffe, dass du mir helfen wirst.“ Sie versprach, ihm ihre Hilfe angedeihen zu lassen und verbarg ihn in einem Winkel.

Der Teufel kam zurück. Als er und seine Frau sich niedergelegt hatten, wartete letztere bis er einschlief und riss ihm nun eine Locke aus. Der Teufel erwachte und schrie: „Was machst du denn?“ — „Mir träumte von einem Mann, der einen Mühlstein auf dem Rücken trug. Wie bringt er ihn los?“ — „Er soll ihn auf die erste ihm begegnende Person werfen, dann wird ihn diese tragen.“ Der Teufel schlief wieder ein und die Frau riss ihm die zweite Locke aus. Der Teufel ärgerte sich, doch die Frau erzählte ihm: „Mir träumte von einem jungen Mädchen, das nun schon vierzehn Jahre krank ist, ohne ihr Leiden wegzubringen.“ — „Unter der Herdplatte ihres Hauses sitzt eine furchtbare Kröte, solange die nicht getötet ist, wird das Mädchen nicht gesunden.“ Wieder schlief er ein. Die Frau riss ihm nun die dritte Locke aus, worüber er sich noch mehr ärgerte. Doch sie erklärte ihm: „Mir träumte von einem Mann mit Stelzfüssen. Wie wird er deren ledig?“ — „In einem dieser Stelzfüsse ist eine Schlange verborgen; so lange diese nicht getötet wird, muss er Stelzfüsse tragen.“

Die Frau berichtete dem Jungen alles und übergab ihm die drei Locken. Unser Junge rettete die drei Unglücklichen, denen er sagte, was sie zu tun hätten, um ihrer Übel los und ledig zu werden.

Bei seinem Herrn angekommen, überreichte er diesem

Digitized by Google

ein Haar nach dem andern. Doch siehe! Als er das erste in Empfang nahm, begann er zu tanzen, beim zweiten erhob er sich etwas in die Luft und beim dritten flog er so hoch, dass man ihn nie mehr sah. Unser Junge ging nun zu seiner Mutter, heiratete bald darauf sein Mädchen und beide hatten Söhne und Töchter und indem, wozu ihnen die Locken verholfen hatten, äusserst glücklich miteinander.

(Pays basque).

---

7. Mutter und Sohn.

Einst lebte eine Frau, die einen Sohn hatte. Ihr Zusammenleben war gut. Beider Vermögen bestand aus einer Schafherde. Der Sohn entwickelte stets grossen Appetit und seine Mutter war über seine Gefrässigkeit oft untröstlich. Er war so dumm, dass man dümmer nicht mehr sein konnte und die Mutter ersah zu ihrem Schmerz, dass er zu gar nichts tauge.

Eines Tages schickte sie ihn mit dem Esel in den Wald, damit er Holz bringe. Dort angelangt, stieg er sofort auf einen Baum und begann den Ast, auf welchem er sass, abzuschneiden. Ein vorübergehender Mann sah das und schrie: „Was machst du da? Du wirst mit dem Aste herabfallen!“ — „Ah, woher denn, ich schneide in meinem Leben doch nicht zum erstenmale Äste ab!“ — Doch bald hernach fiel er mit dem Ast zur Erde. Trotz seines Schmerzes lief er dem Manne nach, der ihm sein Unglück vorausgesagt hatte, denn er glaubte, dass dieser, da er so voraussehend sei, der Herrgott wäre: „Hollah, hollah! Du bist ohne Zweifel der Herrgott, sage mir daher, wann ich sterben werde.“ — „Sobald dein Esel dreimal gefarzt haben wird!“

Der Junge kehrte zu seinem Esel zurück und belud ihn. Währenddem liess der Esel einen Furz und bald hernach noch einen, sodass der Junge zu schreien begann: „Noch einer und ich bin tot!“ Da farzte der Esel zum drittenmal und der Dummkopf fiel zur Erde, wo er wie tot liegen blieb. Der Esel ging allein nach Hause und als ihn die Mutter ohne ihren Sohn sah, fürchtete sie, daß letzterem ein Unglück zugestossen sei. Sie sah daher zur Türe hinaus, an der gerade einige Männer vorbeigingen, die aus der Gegend kamen, wo ihr Sohn sein sollte. Sie frug diese, ob sie nicht ihren Sohn gesehen hätten, was diese mit dem Bemerken bejahten, dass er wie ein Toter am Erdboden liege. Sie schickte sofort zwei

Digitized by Google

Männer mit einer Tragbahre zu ihm, damit sie ihn heimholen da sie nicht wusste, was ihm zugestossen sei. Als diese dort hinkamen, wo er lag, legten sie ihn auf die Tragbahre und kehrten um. Es führten jedoch zwei Wege zum Hause seiner Mutter und die Träger stritten nun darüber, welcher der bessere sei. Da erhob sich der Junge und sprach: „Wenn ich lebend wäre, so würde ich diesen Weg hier gehen!“ Daraufhin warfen ihn die Träger von der Tragbahre herab und riefen: „So geh' ihn nun allein!“

Die Mutter war über diesen Vorfall sehr betrübt, denn sie ersah daraus, dass ihr Sohn zu nichts tauge. Einmal wollte sie eine hübsche Kuh verkaufen und sprach zu ihm: „Weisst du, wie man eine Kuh verkauft?“ — „Gewiss, erkläre mir nur, was ich dabei zu tun und welchen Preis ich zu verlangen habe.“ Die Mutter befahl ihm, die Kuh demjenigen zu verkaufen, der am wenigsten spreche.

Er begab sich auf den Markt. Da die Kuh sehr hübsch war, so kam bald ein Mann hinzu und frug: „Wieviel willst du für die Kuh?“ — „Von dir will ich gar nichts, denn du sprichst mir zuviel.“ Ein anderer kam, deutete auf die Kuh und sprach: „Gibt die Kuh Milch? Wieviel willst du dafür?“ — „Sie ist nichts für dich, denn du sprichst mir zuviel.“ Diese Antwort gab er allen, die herbeikamen und so musste er, da die Nacht inzwischen hereingebrochen war, mit seiner Kuh wieder heimziehen. Als er bei der Kirche vorbeikam, trat er in der Hoffnung ein, hier einen Käufer zu finden. In einem Winkel erspähte er eine Heiligenstatue und sprach zu dieser: „Willst du mir meine Kuh abkaufen? ... Du bist ein Käufer nach dem Geschmacke meiner Mutter. In acht Tagen werde ich mir das Geld holen.“

Er befestigte die Kuh an der Heiligenstatue und ging heim. Seine Mutter frug ihn: „Hast du das ausgeführt, was ich dir auftrug?“ — „Ja! Er hat nichts gesagt!“ — „Wo hast du das Geld?“ — „Ich habe gesagt, dass ich es mir in acht Tagen holen werde.“ — „Wem hast du die Kuh verkauft?“ — „Einem Herrn in einem grossen Haus; deiner Rede gemäss, hat er nicht ein Wort gesprochen und ich habe ihm die Kuh angehängt. Das ist doch ein guter Käufer, nicht wahr!“ Die Mutter sah ein, dass er eine Eselei begangen habe und kam noch mehr zur Erkenntnis, dass er zu nichts tauge.

Mutter und Sohn waren einmal zu einer Hochzeit geladen. Die Mutter sprach zu ihm: „Niemand wird dich heiraten

Digitized by Google

wollen, wenn man deine Gefrässigkeit sieht. Sobald ich deinen Fuss berühre, hörst du auf, zu essen!“ Er versprach es ihr. Im Hochzeitshause war ein grosser Hund. Als man bei der Tafel sass, kam dieser in die Nähe des jungen Mannes und berührte mit seinem Schweif dessen Fuss. Dieser glaubte, dass die Mutter ihn getupft habe und wollte daher, trotz Zureden aller, nichts mehr essen. Halbtot vor Hunger kehrte er nach Hause zurück. Seine Mutter frug ihn, warum er nicht solange ass, bis sie ihn benachrichtete. Der Sohn antwortete: „Du hast mich doch am Fusse berührt, deshalb hörte ich auf.“ Die Mutter stellte in Abrede, dass sie so etwas getan habe. Schliesslich kamen sie darauf, dass es der Hund war.

Diese bedauernswerte Mutter hätte ihren Sohn gern verheiratet. Sie sagte ihm daher, er möge morgens zur Messe gehen, denn da treffe er alle jungen Mädchen an, auf welche er die Augen werfen könne und unter denen er sich eine erwählen möge. Am nächsten Tag, einen Sonntag, begab er sich zur Schafherde und stach allen Schafen die Augen aus und füllte seine Taschen damit. Hierauf ging er zur Kirche und stellte sich in der Vorhalle auf. Wenn nun ein Mädchen herausging, so bewarf er sie mit einem Auge. Sein Vorrat war schon erschöpft, da kam noch ein schönes, junges Mädchen aus der Kirche. Er kehrte heim. Seine Mutter sprach: „Hast du dir eine erwählt?“ — „Ja! Aber wie ich keine Augen mehr hatte, da kam noch ein schönes, junges Mädchen aus der Kirche.“ — „Was? Keine Augen hattest du mehr?“ — „Du hast mir doch gesagt, ich soll die Augen auf die Mädchen werfen. Ich nahm die Augen aller unserer Schafe, um die Mädchen damit bewerfen zu können.“

Die Mutter lief zur Schafherde und sah mit Schmerz, dass alle Tiere, ihr einziges Vermögen, hin waren. Aus Kummer wurde sie krank. Ein herbeigerufener Arzt verordnete ihr ein warmes Bad. Ihr Sohn hitzte einen grossen Kessel und als das Wasser zu sieden begann, goss er es in einen Backtrog. Da hinein setzte er seine Mutter, die ganz verbrüht wurde. Als der Arzt abends wieder kam und nach ihrem Befinden fragte, gab ihm der Junge zur Antwort: „Seit morgens befindet sie sich wohl, sie lächelt beständig.“ Der Arzt ging zu ihr und fand sie, ganz verbrüht, tot im Wasser auf. Der junge Mann endete später auf eine ebenso unglückliche Art wie seine Mutter. (Pays basque).

Digitized by Google

8. Die goldenen Knöpfe.

Es war einmal eine pfiffige Frau, deren Mann Strassenwärter war. Einst arbeitete er auf der Reichsstrasse und fand ein mit Gold gefülltes Felleisen. Er ging heim und sprach zu seiner Frau:

„Ich habe einen hübschen Ledersack, in dem sich schöne Knöpfe befinden, gefunden. Mit diesen Knöpfen kann ich nun lange Zeit meine Hosen zuknöpfen."

„Lass' sie ansehen", rief die Frau.

Er öffnete das Felleisen und da sie geistig regsamer war als ihr Mann, erkannte sie bald den Inhalt und sprach:

„Geh schlafen, du bist krank!"

„Ich?"

„Jawohl, man braucht dich doch nur anzusehen, um das sofort zu wissen."

Als er sich niedergelegt hatte, schläferte sie ihn durch den Geruch starker Kräuter ein, legte ihm zwei Eier in's Bett und butterte dann die Milch.

Am Abend wollte er aufstehen, doch sie liess das nicht zu, legte ihm die Decken zurecht und sprach immer von seiner gefährlichen Krankheit.

Als er am nächsten Morgen erwachte, sprach er:

„Ich gehe wieder an mein Tagewerk, denn ich bin heute vollständig gesund."

Als er aufstand, fand er zwei Eier, welche seine schlaue Frau am Abend vorher hineingelegt hatte, im Bett.

„O", rief er, „du hattest Recht, ich war krank. Habe ich doch, sieh her, zwei Eier gelegt."

Er ging hierauf zum Fenster und sah, dass der Hof des Hauses ganz weiss war. Seine Frau hatte nämlich die Buttermilch hinausgeschüttet.

„Warum ist es draussen so weiss?" rief er.

„Während du geschlafen hast", antwortete sie, „hat es Milch geregnet."

Er nahm sein Arbeitszeug und ging seiner Arbeit auf der Strasse nach. Nicht lange dauerte es, so kam ein Herr zu ihm und frug ihn:

„Habt ihr, lieber Freund, auf dieser Strasse nichts gefunden?"

„Ja, ich habe einen kleinen Ledersack, in dem sich gelbe Knöpfe befanden, gefunden."

Digitized by Google

„Laßt ihn mir ansehen.“

„Kommt mit, ich habe ihn zu Hause aufbewahrt.“

Als sie in sein Haus traten, rief er seiner Frau zu:

„Zeige mir den kleinen Ledersack, den ich dir gestern gegeben habe.“

„Du hast mir nichts gegeben!“

„Aber ja, ich habe dir doch einen kleinen Ledersack übergeben.“

„Einen Ledersack? Wann?“

„Erinnerst du dich nicht mehr? Dass war an dem Tag, wo ich zwei Eier legte und wo es Buttermilch regnete.“

„Lieber Herr, ihr seht doch daraus, dass mein Mann ein Narr ist“, sprach die Frau.

Der Herr war derselben Ansicht und die Frau blieb im Besitze des Felleisens. (Haute-Bretagne).

---

9. Das waren wir, meine Herrn.

Drei junge Burschen gingen einst nach Paris, um die Sprache zu erlernen. Als sie in der Nähe der Stadt waren, sprach der Eine:

„Wartet hier auf mich! Ich gehe hinein, um zu horchen und werde euch dann alles Gehörte getreulich berichten.“

Er hörte Pariser sprechen, die gerade sagten:

„Das sind wir gewesen, meine Herren.“

Er kehrte zu seinen Gefährten zurück und sagte:

„Ich habe schon etwas sprechen gelernt: Das sind wir gewesen, meine Herren!“

Nun ging der Zweite nach Paris und hörte:

„Wir wollten es so.“

Der Dritte vernahm:

„Ach Gott, umso besser.“

Hierauf kehrten sie, da sie schon genug gelernt hatten, in ihre Heimat zurück. Am Wege fanden sie einen Ermordeten und sie begannen für ihn zu beten. Da kamen Landjäger und riefen:

„Wer hat diesen Mann getötet?“

„Das waren wir“, erwiderte der Erste.

„Und warum habt ihr es getan?“

Digitized by Google

„Wir wollten es so“, sprach der Zweite.
„Ihr geht mit in's Gefängnis!“ riefen die Landjäger.
„Ach Gott, umso besser!“ schrie der Dritte.
(Haute-Bretagne).

---

10. Der Meisterdieb.

Einst lebte eine Frau, die nur einen Sohn hatte. Jeden Tag ging sie in die Kirche und bat die heilige Jungfrau Maria um Rat, was ihr Sohn werden solle. Da sie laut sprach und jeden Tag dasselbe, so fiel es endlich dem Messner auf und eines Tages, als ausser ihr und ihm niemand in der Kirche war, schlüpfte er hinter die Statue der hl. Maria mit der Absicht, die Frau zu foppen.

Sie kniete wieder vor der Statue nieder und leierte ihre gewöhnliche Bitte herab: „Teure Maria, sage mir, was mein Sohn werden soll!“ — „Ein Meisterdieb!“ schrie eine hohe Stimme. — „Schweig, kleiner Schwätzer,“ rief die Frau, welche glaubte, dass das Jesukind spreche, „lass doch deine Mutter reden. Teure Maria, sag', was soll mein Sohn werden?“ — „Ein Meisterdieb,“ antwortete der Messner mit einer Frauenstimme. — „Dein Wille geschehe, liebe Maria,“ erwiderte die Alte und ging nach Hause.

Nicht weit von ihr wohnte ein vortrefflicher Dieb und zu dem gab sie ihren Sohn in die Lehre. Einst gab ihm sein Lehrmeister einen Sack voll Nüsse, dass er sie zum Markt bringe, trug ihm jedoch auf, ihn in der Kirchenvorhalle zu erwarten, da er unterdessen ein Schwein stehlen wolle.

Als der Junge allein war, setzte er sich nieder und begann Nüsse zu knacken. Der Messner hörte dieses Geräusch und lief aus Furcht zum Pfarrer. „Herr Pfarrer,“ rief er, „der Teufel ist in der Kirche; kommt doch und verjagt ihn.“ — „Du weisst doch, dass ich meines Rheumatismus wegen nicht gehen kann,“ antwortete der Pfarrer. — „Dann werde ich euch tragen; steigt nur getrost auf meinen Rücken.“ — Der Pfarrer bestieg den Rücken des Messners. Als sie in die Nähe der Kirche kamen, rief der Messner: „Hört ihr, wie er mit den Zähnen knirscht?“ — Der Junge glaubte, dass sein Lehrmeister mit dem Schwein komme und schrie: „Ist es fett? Ich werde es abstechen.“

Digitized by Google

Kaum hatte der Pfarrer diese Worte vernommen, so sprang er flink zur Erde und rannte zurück in sein Haus und zwar so rasch, als ob er nie die Gicht gehabt hätte. Etwas später kehrte der Lehrherr zurück. — „Ich habe", sprach der Junge, „soeben zwei Männern, die hier vorbeigingen, Furcht eingejagt. Ich glaubte nämlich, dass ihr mit dem Schwein kommt und als ich nun frug, ob es fett sei, da rannten sie davon als ob sie den Teufel in eigener Person gesehen hätten."

Der Meister wollte das Schwein abstechen. Es lief jedoch davon und versteckte sich im Speicher des Messners, wo es an den Hölzern zu rütteln begann. Der Messner eilte zum Pfarrer und rief: „Herr Pfarrer, kommt schnell, der Teufel ist in meinem Speicher." — „Ich kann nicht gehen." — „So kommt doch, ich bitte euch darum." — Als sie zur Türe des Speichers kamen, befahl der Pfarrer seinem Messner, auf alles, was er sage, Amen zu sagen. Sie öffneten die Türe, doch da stürzte das Schwein hervor und zwischen den Beinen des Pfarrers durch, ihn gleichzeitig mitreissend, sodass er wie von einem Reittier davongetragen wurde.

Der Pfarrer schrie: „Zu Hilfe, zu Hilfe!" Doch der Messner antwortete immer mit Amen. Ich weiss nicht, was mit dem Pfarrer weiter geschah.

Als der Junge eine genügende Ausbildung erhalten hatte, machte er sich selbständig und wurde bald als geschickter Dieb berühmt.

* * *

Einst verurteilte ihn das Gericht, eine Summe, die er schuldete, zu bezahlen. Da er jedoch die zehn Taler nicht hatte, so drohte ihm die Gefangenschaft. Von Tür zu Tür ging er, um sich den kleinen Betrag auszuleihen, doch niemand borgte ihm etwas. Traurig machte er sich auf den Heimweg, da begegnete er den Dummkopf Johann.

„Von wo kommst du, Johann?" — „Vom Markt. Ich habe dort eine Kuh verkauft, doch da sie heute nicht teuer waren, habe ich, trotzdem sie eine gute Milchkuh war, nur zehn Taler dafür erhalten." — „Leihe mir die zehn Taler, lieber Johann. Du ersparst mir dadurch das Einsperren. Ich gebe sie dir bestimmt wieder zurück." — „Ich würde dir diese Gefälligkeit gern erweisen, doch wir haben zu Hause heute abend nur mehr ein wenig Kuchen und ich muss morgen für

Digitized by Google

das erhaltene Geld Mehl kaufen. Wenn ich dir die zehn Taler ausfolge, so schimpft mich meine Frau aus.“ — Fürchte nichts, leihe mir nur das Geld! Ich werde dir auch Mehl verschaffen, wenn nicht noch heute Abend, so doch morgen früh.“

Der dumme Johann liess sich überzeugen, gab ihm das Geld und lud ihn zum Abendessen ein. Als Johanns Frau die Sache erfuhr, schimpfte sie gewaltig.

„Dummkopf, wie kannst du denn dem Schwindler zehn Taler geben, der dir gewiss kein Mehl verschaffen und der sich über uns nach dem Abendessen nur lustig machen wird!“ — „Schweig' doch, liebe Frau“, sprach der Meisterdieb, „morgen früh werde ich dir beweisen, dass ich ein Mann von Wort bin.“

* * *

Am nächsten Morgen, schon bei Tagesanbruch, lieh sich der Meisterdieb einen Sack aus, füllte ihn mit Sägespänen, belud sich damit und kam gebeugt daher, als ob seine Last noch so schwer wäre. Er ging zur nächsten Mühle und stellte seinen Sack zu den Mehlsäcken.

„Herr Müller,“ sprach er, „ich habe hier Korn gebracht, könnt ihr es mir sofort mahlen?“ — „Nein, das kann ich nicht.“ — „Dann muss ich es wo anders hintragen.“

Einen Augenblick benützend, wo sich der Müller umdrehte, lud er einen der dort stehenden Mehlsäcke auf und trabte eiligst davon, dem Hause des dummen Johann zu.

„Hier, liebe Frau, ist der Sack mit Mehl. Es ist eine ausgezeichnete Sorte. Ich habe mein Versprechen gehalten!“

Der Müller schickte seinen Jungen mit Mehl ins Schloss. Der Köchin gelang es jedoch nicht, aus den Sägespänen einen Teig zu verfertigen. Sie zeigte das Mehl ihrem Herrn, der äusserst zornig wurde, sofort sein Pferd satteln liess und zur Mühle ritt.

„Diebischer Müller! Du bist noch ein grösserer Spitzbube als alle anderen. Ich habe dir schönes, gutes Korn übersandt und du hast mir Sägespäne anstatt Mehl zurückgeschickt.“ — „Gewiss hat mir der Meisterdieb, der heute früh bei mir war, diesen Streich gespielt,“ schrie der Müller.

Der Herr suchte den Meisterdieb auf. Als ihn dieser sah, versteckte er sich in einem oben offenen, aufgestellten Fass und befahl seiner Frau, wenn er aus dem Spundloch

Digitized by Google

einen Finger herausstecke, auf alles mit: „Ja, Herr, er wird es tun," zu antworten.

„Guten Tag," sagte der Edelmann zur Frau. „Wo ist euer Mann?" — „Er ist seit morgens weg und noch nicht zurückgekehrt." — „Sagt ihm, er möge zu mir kommen. Er soll mir diese Nacht die Pastete, welche im Backofen fertig gebacken wird, stehlen." — „Das wird er tun." — „Wie, er wird das durchführen?" — „Ja, wenn es Gott gefällt."

* * *

Zu beiden Seiten der Backofenöffnung stellte der Edelmann zwei Landjäger auf und schärfte ihnen ein, wohl achtzugeben. Als es Nacht war, kam der Meisterdieb vorsichtig herzu, sah jedoch, dass der Ofen bewacht war und konnte daher augenblicklich nichts unternehmen. Er verbarg sich jedoch und passte auf das Kommende auf.

Gegen Mitternacht sprach der eine der Wächter zum andern: „Es ist kalt. Nichts rührt sich, ich glaube daher, dass einer von uns schlafen gehen kann. Wenn er etwas geschlafen hat, so möge er wieder zurückkehren, damit auch der andere bis Anbruch des Morgens sich ausruhen könne." — Ich bin mit deinem Vorschlag einverstanden," sprach der Zweite, „und da du es warst, der diesen trefflichen Gedanken hatte, so lege dich als Erster nieder."

Eine Stunde nachher näherte sich der Meisterdieb geräuschvoll und rief mit verstellter Stimme: „Hast du nichts gesehen, Kamerad?" — „Nein." — „Geh' schlafen, ich wache nun."

Kaum war der Landjäger weg, so nahm der Meisterdieb die Pastete und die gebackenen Brote aus dem Ofen und brachte sie in Sicherheit. An Stelle der Pastete, legte er einen Kuhfladen in die Schüssel, schloß dann den Ofen wieder ab und blieb als Wächter davor.

Nach einiger Zeit kam der erste Landjäger zurück und frug: „Nichts Neues?" — „Nein!" — „Dann geh' schlafen! Komme bei Tagesanbruch wieder." — Der Meisterdieb ging fort und trug seinen Raub mit sich.

Als der Edelmann am Morgen kam, fand er die Wächter auf ihrem Posten. — „Hat der Meisterdieb etwas genommen?" — „Nein, wir haben ihn weder gesehen noch gehört." — „Gut! Kommt, wir wollen zusammen eins trinken." — „Es wäre aber gut, vorher noch die Pastete und die Brote, die

Digitized by Google

ja schon gebacken sein werden, aus dem Ofen herauszunehmen," meinte einer der Hüter.

Der Ofen wurde geöffnet, die Brote waren jedoch verschwunden. Darüber geriet der Edelmann so in Zorn, dass er die Wächter der Nachlässigkeit zieh.

„Wir haben aber doch gut aufgepasst," rief der Eine. „Übrigens, die Pastete ist noch hier." — Der Edelmann nahm diese heraus und brachte sie seiner Frau, die in ihrer Schlaftrunkenheit davon kostete. Doch kaum hatte sie ein Stück im Munde, so schnitt sie ein fürchterliches Gesicht und rief: „Das ist ja ein Kuhfladen!" — „Diebischer Schurke," schrie der Edelherr, „um mein Mehl hat er mich betrogen, mein Brot, meine Pastete hat er gestohlen und meiner Frau gibt er Kuhdreck zu fressen. Er macht sich über uns lustig, doch es soll ihm teuer zu stehen kommen!"

Der Edelmann ging wieder in's Haus des Meisterdiebs, der, als er ihn sah, sich abermals im Fass versteckte.

„Sage deinem Mann, dass er mir diese Nacht meine Stute aus dem Stalle stehle," sagte der Edelmann zur Frau des Meisterdiebs. — „Er wird es besorgen," erwiderte die Frau, da sie sah, dass ihr Mann den Finger beim Spundloch heraussteckte.

* * *

Der Edelherr sattelte und zäumte seine Stute auf und stellte sie mitten in den Stall. Zu jeder Seite stand ein Landjäger als Wache. Einem der beiden wurde es in dem finstern Stall bald langweilig und er teilte seinem Kameraden mit, dass er schlafen gehen, aber nach ein oder zwei Stunden wieder kommen werde. „Nehme, zur Sicherheit, den Zügel der Stute in die Hand." — Der Meisterdieb, der im Hinterhalt lag, sah ihn fortgehen. Er trat in den Stall ein, frug den Wächter, ob es nichts Neues gebe und riet ihm, sich nun zur Ruhe zu begeben. Sobald dieser weg war, schirrte er das Pferd aus und hängte das Geschirr auf eine Flachsbreche. Das Pferd führte er hinaus und befestigte es an einem Baum. Hierauf kehrte er wieder zurück, nahm den Zügel, den er an der Flachsbreche befestigt hatte, in die Hand und wartete auf den Hüter, der zuerst weggegangen war. Als dieser kam, übergab er ihm den Zügel, bestieg dann das Pferd und ritt weg.

Im Morgengrauen kam der Edelmann in den Stall, in dem noch völlige Dunkelheit herrschte und fand die Wächter auf ihrem Posten. „Seid ihr wachsamer gewesen als eure

Digitized by Google

Kollegen, die meinen Backofen bewachten?“ — „Ja, lieber Herr, hält doch einer von uns euer Reittier am Zügel.“ — „Dann kommt und trinkt eines zur Stärkung.“ — „Gern, lieber Herr, doch da das Pferd müde sein wird, werden wir ihm vorher sein Geschirr abnehmen.“

Als sie das Geschirr weggenommen hatten, fiel die Flachsbreche mit grossem Lärm um. Der Edelmann beschimpfte die Wächter, deren Wachsamkeit sich nicht bewährt hatte.

„Der elende Dieb,“ schrie er, „hat mir mein Mehl, mein Brot, meine Pastete gestohlen. Er gab meiner Frau Kuhfladen zu essen und nun hat er mir meine gute Stute weggeführt. Das wird er mir büssen, denn wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

* * *

Noch einmal suchte er den Meisterdieb auf, der sich wieder ins Fass verkroch. „Liebe Frau, wo ist euer Mann?“ — „Er ist seit morgens weg.“ — „Er ist ein sehr geschickter Bursche. Er wird jedoch, wenn er mir heute nachts die Bettdecken, unter denen ich und meine Frau schlafen, stiehlt, alles bisherige übertreffen!“ — „Er wird es ausführen.“ — „Das werden wir sehen,“ sprach der Edelmann und entfernte sich.

Die Sache ängstigte unseren Meisterdieb anfangs so sehr, dass er nicht wusste, wie er sich daraus ziehen werde. Dann machte er sich jedoch einen Strohmann, einen solchen, den man sonst als Vogelscheuche verwendet. Er bekleidete ihn mit alten Lumpen, setzte ihm einen zerfetzten Hut auf und trug ihn abends zum Hause des Edelmanns.

Dort angelangt, lehnte er eine Leiter an die Mauer und bestieg sie, wobei er jedoch den Strohmann vorausschob. Der Edelmann, der wachte, sah ihn bald heben, bald senken, als ob er Furcht hätte. Er öffnete sachte das Fenster und schoss auf die Puppe, die der Meisterdieb nun zur Erde fallen liess Er schob ihr dann einige grosse Steine in die Säcke und versteckte sich ganz in der Nähe.

Als der Edelmann die Strohpuppe verschwinden sah, glaubte er, dass er den Meisterdieb getötet habe und ging daher mit seiner Frau hinaus, um ihn zu begraben. Der Dieb stieg einstweilen ins Zimmer, nahm die Bettdecken an sich und verwechselte die auf dem Tisch stehende Flasche Kognak, die er mitnahm, mit einer Flasche Essig, die er in irgend einem Winkel entdeckt hatte. Hierauf entfloh er mit seiner Beute.

Digitized by Google

Der Edelmann und seine Frau hüllten unterdessen den Strohmann ein und befahlen dann ihren Dienern, ihn in ein Loch zu verscharren. Sie selbst kehrten in ihr Zimmer zurück. „Ich habe Durst," rief der Mann, „die Arbeit hat mich erhitzt." — „Trink aus der Kognakflasche, die am Tisch steht," erwiderte die Frau. Der Edelmann schenkte sich ein und trank, aber der Essig schnürte ihm die Kehle zusammen, sodass er zu husten begann. Unterdessen bemerkte die Frau, dass die Bettdecken weg waren. „Der Meisterdieb foppt uns," schrie sie.

* * *

Am andern Tag kam der Edelmann wieder zum Meisterdieb, doch diesmal verbarg sich dieser nicht, sondern ging in den Stall, wo er dem gestohlenen Pferd einige Goldstücke unter dem Schwanz befestigte und einige auf die Erde streute.

„Sieh," sprach der Edelmann, „hier ist ja das Tier, das du mir gestohlen hast." — „Ja," erwiderte der Meisterdieb, „ich habe es mit ihm gut getroffen. Denn anstatt Pferdemist bringt es Goldstücke hervor. Seht — dabei zog er am Schwanz — hier sind noch welche." — „Verkauft mir das Tier!" — „Wieviel gebt ihr dafür?" — „Tausend Franken." — „Um diesen Preis gebe ich es nicht her, denn da zahle ich darauf. Gebt mir dreitausend Franken und ihr sollt es haben. Aber betreut es wohl, sonst ist es mit der Goldmacherei aus."

Der Edelmann holte das Geld und führte dann die Stute, welcher der Meisterdieb einstweilen Gold unter die Kleie gemischt hatte, nach Hause. Die Diener des Edelmanns fanden am nächsten Tag noch etwas Gold unter dem Pferdemist, aber die nächsten Tage war nichts mehr zu finden.

Als der Edelmann sich dem Hause des Meisterdiebs nahte, um sich zu beklagen, befahl der Meisterdieb seiner Frau, sie möge sich niederlegen und tot stellen. Er nahm einen Blasebalg und blies seine Frau damit an; dazu sprach er: „Wenn mir mein Blasbalg nicht hilft, so bin ich verloren." — „Was ist deiner Frau zugestossen?" — „Ach, Herr, sie ist tot!" Und wieder rief er: „Wenn mir mein Blasebalg nicht hilft, so bin ich verloren."

Nach einiger Zeit öffnete die Frau ein Auge, streckte einen Arm aus und endlich setzte sie sich auf, sodass der Edelmann vor Verwunderung beinahe starr wurde. — „Ja, ja, mein Blasbalg ist doch gut, er belebt die Toten wieder," erklärte der Meisterdieb dem Edelmann. Nachdem sie längere

Zeit gefeilscht hatten, verkaufte er ihm den Blasbalg um 2000 Franken.

Als der Edelmann in sein Schloss kam, zeigte er den Einkauf seiner Frau, die sich darüber lustig machte und ihm vorwarf, dass er sich wie ein Dummkopf von dem Meisterdieb beschwätzen lasse. Da sie fortfuhr, ihm Vorwürfe zu machen, tötete er sie, bereute es jedoch bald und versuchte nun, sie mit Hilfe des Blasbalgs ins Leben zurückzurufen. Aber sie war und blieb tot.

* * *

Als der Edelmann sah, dass seine Frau mausetot sei, wurde er tief bekümmert und schickte, um ihr ein ihrem Stande entsprechendes Leichenbegängnis zu veranstalten, zu seinem Bruder, der Priester war.

Dieser warf ihm seine Leichtgläubigkeit vor, die ihn übrigens nicht Wunder nehme, denn er habe ihn in seiner Eigenschaft als Krieger und Jäger immer für etwas einfältig gehalten.

„Hüte dich, lieber Bruder, dass du, obwohl du sehr schlau bist, doch nicht von dem Meisterdieb übervorteilt wirst," sprach der Edelmann.

Als der Priester weg war, ging er zum Meisterdieb, der aber seiner Gewohnheit gemäss wieder im Fass steckte. „Sage deinem Mann, er möge meinem Bruder, dem Priester, einen Streich spielen, denn dieser hat sich über mich lustig gemacht und meine einzige Freude wäre, wenn er ebenfalls hineinfallen würde." — „Mein Mann wird den Versuch unternehmen, doch ich sage euch gleich, es ist nicht leicht, einen Priester zu übervorteilen."

Der Meisterdieb begab sich in den Ort, wo der Bruder des Edelmanns Pfarrer war. Er nahm zwei Katzen mit, deren Schwänze er miteinander verknüpfte, ebenso zwei Böcke, die er ähnlich behandelte und zwei Ochsen, die er auf gleiche Weise miteinander verband. Allen setzte er Kerzen auf die Köpfe und führte sie, die durch einen Strick verbunden waren, um die Kirche herum.

Als der Messner in der Frühe kam, um das Angelus zu läuten, fürchtete er sich vor dieser sonderbaren Prozession und lief zum Pfarrer. Dieser kam eilig herbei und rief: „Was macht ihr denn hier? Seid ihr Gottes oder des Teufels?" — „Ich komme aus dem Jenseits und sage dir, bezahle deine

Digitized by Google

Haushälterin und gib den Rest deines Vermögens mir, denn ich führe dich ins Paradies."

Der Pfarrer zahlte der Haushälterin ihren Lohn aus und übergab den Rest dem Meisterdieb, der das Geld in seine Tasche, den Pfarrer jedoch in einen Sack, den er oben zuband und am Joche der Ochsen befestigte, steckte. Die Ochsen trieb er an und liess sie die holperigsten Wege gehen.

„Gnade, Gnade!" schrie der Pfarrer im Sack. Doch der Meisterdieb stachelte die Ochsen nur noch mehr an. „Gnade, Gnade!" schrie der Pfarrer wieder.

Als der Meisterdieb ins Schloss des Edelmanns gekommen war, zog er den Priester aus dem Sack und führte den Halbtoten in einen Stall, wo sich eine grosse Sau befand, die grunzend auf ihn losging, sodass er wieder zu schreien begann: „Gnade, Gnade!"

Der Edelmann, den der Meisterdieb verständigt hatte, befreite endlich seinen Bruder aus dieser Lage und rief ihm zu: „Du glaubtest gescheit zu sein, doch der Meisterdieb hat dich noch besser erwischt als mich!"

* * *

Ein andermal fand der Meisterdieb einen Schatz, füllte mehrere Säcke mit Silber an und trug sie heim. Seinen Nachbar, den Edelmann, bat er, ihm einen Scheffel zu leihen. Dieser wollte wissen, was der Meisterdieb zu messen habe und bestrich den Boden des Eimers mit Pech. Richtig blieb auch ein Sechsfrankenstück kleben.

„Was hast du gemessen?" fragte er, als ihm der Meisterdieb den Scheffel zurückbrachte. — „Korn, lieber Herr!" — „Ja, hast du diesen Sommer denn Sechsfrankenstücke geerntet?" — „Nein, aber ich werde euch die Wahrheit sagen. Ich habe meine Kühe getötet und für jede Haut tausend Franken bekommen."

Der Edelmann liess sofort seine Kühe schlagen, ihnen die Haut abziehen und diese zum Markt schaffen, wo er schrie: „Wer kauft mir Kuhhäute ab?" — Käufer kamen herbei, doch sobald sie den Preis erfuhren, den er für jede Haut haben wollte, da begannen sie zu lachen, verhöhnten ihn und machten sich lustig über ihn.

Er geriet in Zorn und bemächtigte sich des Meisterdiebs, den er in einen Sack steckte, in der Absicht ihn zu ertränken. Als er und seine Diener zum Ufer eines Teiches, in welchen

Digitized by Google

sie den Meisterdieb hineinwerfen wollten, kamen, empfanden sie Durst und beschlossen daher in das nächste Wirtshaus zu gehen. Den Sack liessen sie am Rande des Weges liegen und empfahlen dem Eingeschlossenen einstweilen die Reue zu erwecken.

Der Meisterdieb schrie und mühte sich ab, herauszukommen, was ihm aber nicht gelang, denn der Sack war gut zugebunden. Seine Rufe erweckten jedoch das Interesse eines vorbeiziehenden Händlers, der stehen blieb und ihn um die Ursache seines Lärmens frug. — „O, ich soll ins Wasser geworfen werden, weil ich mich nicht mit der Tochter des Königs verheiraten will." — „Dummkopf, ich heirate sie, tauschen wir unsere Plätze!"

„Dann binde den Sack auf, steige herein und ich werde ihn hernach wieder so zuknüpfen, dass man nichts merkt. Sobald du fühlst, dass man dich aufhebt, so rufst du, dass du nun in das, was man von dir fordert, einwilligst."

Nachdem der Kaufmann seine Stelle eingenommen und er den Sack sorgfältig zugeknöpft hatte, nahm der Meisterdieb das Felleisen des Kaufmanns an sich, bestieg dessen Pferd und entfernte sich rasch.

Der Edelmann und seine Diener kamen zurück und als sie den Sack aufhoben, um ihn ins Wasser zu werfen, hörten sie schreien: „Meine Herren, ich will nun." — „Das ist schön," rief der Edelmann, „ich sehe mit Vergnügen, dass du ein fügsamer Mann bist."

Sie stürzten den armen Händler in den Teich. Er ging unter und ertrank.

Am nächsten Tag ging der Edelmann spazieren und begegnete zu seinem grössten Erstaunen den Meisterdieb. „Wie," rief er, „du bist nicht ertrunken?" — „Ah, woher denn! Ich danke euch übrigens, dass ihr mich in den Teich geworfen habt, denn dessen Grund ist mit Goldstücken gepflastert und hier — dabei zog er aus seiner Tasche das Geld, dass er dem Kaufmann geraubt hatte — ist ein Teil dessen, das ich fand."

„Lieber Freund," sprach der Edelmann, „du musst mir den gleichen Dienst erweisen und mich ins Wasser werfen." — „Mit grösstem Vergnügen, obwohl ihr mich gestern nicht verpflichtet habt. Doch ich bin gutmütig und will euch nichts nachtragen."

Digitized by Google

Der Meisterdieb steckte den Edelmann in einen festen Sack, knüpfte ihn ordentlich zu, hing noch einen schweren Stein an und warf ihn in den Teich. Ruhig kehrte er dann nach Hause zurück. (Haute-Bretagne).

---

11. Die Steckrübe.

Einst lebte ein Priester, der, wenn er die heilige Messe las, immer farzen musste. Er sagte einst zu seiner Haushälterin: „Ich weiss nicht, was ich habe; so oft ich die Messe lese, farze ich.“ — „Da müsst ihr euch rückwärts eine Steckrübe hineinstopfen“, riet ihm die Frau.

Der Pfarrer befolgte ihren Ratschlag. Bis zum Evangelium ging es gut. Aber in dem Moment, wo er sich gegen den Altar verbeugte, konnte die Steckrübe all den angesammelten Gasen nicht Widerstand leisten, fuhr durch Hose und Soutane durch und verursachte grossen Lärm. Infolge des auf sie wirkenden Druckes flog sie quer durch die Kirche und durchschlug das Haupttor. Auf der Strasse angelangt, riss sie einem Ochsen die Hörner weg, tötete drei Schafe, die vor einem Stalle standen und richtete noch mehr Unheil an, von dem ich aber nichts weiss. (Haute-Bretagne).

---

12. Der Priester ohne Glück.

Einst lebte ein Priester, der ein Feinschmecker war. Einst übergab er seiner Köchin drei Rebhühner, die sie ihm zubereiten sollte. Als sie gekocht waren, kostete die Köchin ein Stück und da es gut war, ass sie das ganze Rebhuhn. Sie versuchte dann das zweite und ass es ebenfalls, sodass nur mehr eines überblieb. Da dachte sie sich: „Was macht der Pfarrer mit einem Rebhuhn allein? Ich werde auch dieses noch aufessen!“

Der Pfarrer hatte beim fortgehen, seiner Gewohnheit gemäss, sein Taschenmesser zu Hause gelassen. Während seiner Abwesenheit kam ein Mann, der mit ihm sprechen wollte. „Der Herr Pfarrer ist in der Kirche“, sprach die Köchin, „und wird bald zurückkommen; aber er hat eine schlechte Gewohnheit, denn jedem, der zu ihm kommt,

Digitized by Google

schneidet er ein Ohr ab. Er wird es euch auch so machen!“ — „Glaubt ihr denn, dass ihr mich mit dieser Lüge furchtsam machen könnt?“ —

Der Pfarrer trat ein und da seine Mittagszeit war, verlangte er sein Messer. Als dies der Mann hörte, rannte er eilig davon.

„Warum rennt dieser Mann davon“, rief der Pfarrer seiner Köchin zu. — „Weil er eure Rebhühner gestohlen hat!“ — Der Pfarrer verfolgte nun den vermeintlichen Dieb und schrie ihm nach: „Gib mir wenigstens eines!“ — „Nein, nein, ihr bekommt weder das eine, noch das andere“, rief der im schnellsten Lauf Davoneilende zurück.

* * *

Ein anderer Mann kam eines Tages zu ihm und sprach ihn an: „Herr Pfarrer, ich bin in grosser Verlegenheit!“ — „Wieso?“ — „Ich habe, derselben Sache wegen, mit zwei Leuten Prozess zu führen.“ — „Wie ist das möglich? Erzähle mir doch den Fall.“ — „Ich habe nämlich dasselbe Kalb zwei Händlern verkauft.“ — „Wenn du mir das Kalb versprichst, will ich dich retten. Wann ist die Gerichtsverhandlung?“ — Am Donnerstag.“ — „Gut. Passe nun genau auf. Wenn man dich wegen der Kuh befragen wird, so gib keine Antwort, sondern pfeife dem, der dich ausfragt, ruhig ins Gesicht. Hast du gut verstanden, das Kalb gehört mir, nicht wahr?“ — „Ja, Herr Pfarrer, ihr sollt es haben.“

Bei der Verhandlung pfiff der Mann, so oft man ihn um etwas frug, sodass der Richter zur Einsicht kam, einen Narrn vor sich zu haben und ihn freisprach.

Als der Pfarrer sich das Kalb holen wollte, begann der Mann wieder ruhig zu pfeifen. Mehr konnte der Pfarrer aus ihm nicht herauskriegen.

* * *

Eines Tages trat der Pfarrer in ein Haus ein, in dem sich nur ein kleines Mädchen befand. — „Wo ist deine Mutter“, frug er sie. — „Sie backt gegessene Brote.“ — „Wo ist der Vater?“ — „Auf der Jagd.“ — „Was jagt er?“ — „Alles, was er nicht töten kann, bringt er heim und alles, was er töten kann, lässt er dort.“ — „Und was machst du?“ — „Ich koche die Gehenden und Kommenden.“ — „Oho,“ rief der Priester, „erkläre mir deine Phantastereien ein wenig.

Digitized by Google

Deine Mutter backt gegessene Brote, dein Vater ist auf der Jagd, von der er alles, was er nicht töten kann, mitbringt, während er alles, was er tötet, dort lässt und du kochst die Gehenden und die Kommenden. Was soll das alles bedeuten?"

„Meine Mutter," erwiderte das kleine Mädchen, „backt Brote, die sie an Stelle derer, die sie sich ausgeliehen hat und die schon gegessen sind, zurückgibt; mein Vater sucht sich in einem Graben Läuse; die er tötet, lässt er dort, die andern bringt er mit."

„Wieso kochst du aber Kommende und Gehende?" — „Seht," rief sie und nahm den Deckel vom Kochtopf weg, „ich koche Erbsen und die steigen auf und nieder, kommen und gehen im Wasser."

„Willst du mir nicht etwas geben," fragte der Pfarrer das Mädchen. — „Wollt ihr einen Hasen?" — „Ja, sehr gerne." — „Dann seid ihr wohl schlauer als unser Hund, denn dieser läuft schon vier Tage einem Hasen, der sein Lager in unserem Obstgarten hat, nach, ohne ihn zu erwischen!"

(Haute-Bretagne.)

---

13. Die Gefallsüchtige und ihre Freunde.

Ein Mädchen hatte drei gute Freunde zu Liebhabern, von denen sie jeder gerne geheiratet hätte. Eines Abends kam der eine zu ihr und begrüsste sie mit den Worten: „Guten Tag, liebe Freundin. Ihr seht heute ganz verändert aus." — „O, mir ist nicht recht wohl. Ich war heute beichten und da hat mir mein Beichtvater eine Busse gegeben, mit der ich nichts rechtes anzufangen weiss." — „Wenn ihr wollt, büsse ich für euch!" — „Ah, das ist schön von euch! Ihr wisst doch, dass ich euch immer vorgezogen habe. Ihr müsst euch ein weisses Tuch umhängen und euch von Mitternacht bis drei Uhr früh in der Kirchenvorhalle aufhalten."

Als der erste Liebhaber fort war, kam der zweite und nachdem er ihr einen guten Abend gewünscht hatte, frug er sie, warum sie so betrübt sei. — „Ach," sagte sie, „ich habe auch einen Grund dafür, denn mein Beichtvater hat mir eine so harte Busse auferlegt, dass, wenn ich nur daran denke, mich die Gänsehaut überläuft." — „Was immer es auch sei, ich will es für euch tun, wenn ihr versprecht, mich zu heiraten." — „Ich willige ein," sprach das Mädchen. „Nehmt

Digitized by Google

eine Kuhhaut und geht am Friedhof in der Nähe des jüngsten Grabes auf und ab.“

Später kam der dritte Liebhaber und fand das Mädchen in Tränen aufgelöst. „Was habt ihr?“ rief er. — „Was soll ich denn haben! Eine harte, sehr harte Busse drückt mich, an die ich gar nicht zu denken wage“. — „Sagt sie mir und ich werde sie für euch verrichten, wenn ihr mir versprecht, mich zu heiraten.“ — „Ihr müsst mit einer Kette und einer Glocke versehen zwischen den Gräbern auf- und abgehen und dann in die Vorhalle der Kirche treten, um eure Finger im Weihwasser zu netzen.“

Die drei Jünglinge waren am Friedhof. Der mit der Kuhhaut glaubte, in der Vorhalle einen Geist zu erblicken; der im weissen Tuch glaubte, den Teufel auf- und abgehen zu sehen und beide erschracken heftig über den Lärm der Ketten und Glocken des Dritten. Dieser fürchtete sich aber wieder vor den beiden anderen und alle drei flüchteten schliesslich, nachdem ihnen vorher noch etwas in die Hose gegangen war.

Am nächsten Tag trafen sie sich im Gasthaus und da jeder sehr schlecht aussah, so frugen sie einander, ob sie krank seien. — „Nein,“ sprach der Erste, „es fehlt mir nichts. Aber ich war diese Nacht am Friedhof, um eine Busse abzulegen und da sah ich den Teufel, der auf den Gräbern herumspazierte und ein Gespenst, das eine Kette schüttelte und dabei eine Glocke ertönen liess.“ — „Ich,“ rief der Zweite, „sah in der Kirchenvorhalle einen Geist, den sein Grabtuch bedeckte und erblickte ein Gespenst, das mit einer Glocke läutete.“ — „Und ich,“ schrie der Dritte, „sah den Teufel zwischen den Gräbern herumgehen und bei der Kirche ein Gespenst, das mit seinem Leichentuche angetan war.“

„Meiner Ansicht nach, liebe Freunde, hat man uns gefoppt. Ich stand in der Vorhalle, du hattest die Kuhhaut um und unser Freund schellte mit der Glocke. Dem Mädchen müssen wir einen Possen spielen.“

Der Eine verkleidete sich als Bettler und klopfte an der Pforte des Hauses, wo das Mädchen wohnte. Den anderen hatte er befohlen, in den Kamin jenes Hauses zu schlüpfen und ihm das, was er wünsche, herabzuwerfen.

„Wollt ihr mich aus Liebe zu Gott beherbergen?“ — „Nein, lieber Freund! geh' deines Weges, denn unser Haus ist keine Herberge.““ — „Lasst mich hier, ich bitte euch

Digitized by Google

inständigst darum; ich kann nicht mehr weiter! Lasst mich auf einem Bund Stroh schlafen, ich werde euch nicht stören.“ —

Die Hausbewohner liessen ihn eintreten und boten ihm etwas zum essen an. — „Danke,“ erwiderte er, „ich esse nur das, was Gott mir schickt. Sobald ich etwas brauche, sendet es Gott mir. Lieber Gott, schick' mir einen Kuchen.“ — Augenblicklich fiel ein Kuchen durch den Kamin herab. — „Schicke mir Mandeln.“ — Sogleich fielen Mandeln auf den Herd. — „Ich danke dir lieber Gott,“ rief der Bettler.

„Das ist ein Heiliger,“ sprachen die Leute. „Er muss bei unserer Tochter schlafen.“

Der Heilige legte sich mit dem Mädchen in ein Bett zusammen, doch gar bald schrie sie: „Mutter, der Heilige berührt mich!“ — „Das schadet nichts, er ist ein heiliger Mann.“

Fünf oder sechs Monate nachher konnte man sehen, dass das Mädchen schwanger sei. Ihre Mutter, ganz stolz darauf, ging mit ihrem Mann und ihrer Tochter in die Kirche und schrie: „Platz, Platz, uns vieren! Meine Tochter hat ein Heiliger geschwängert, sie wird einen Papst gebären.“

Sie zerbrach sich nur den Kopf, welcher Kirchenheilige es war. (Haute-Bretagne).

---

14. Die drei Geschenke.

Es lebte einmal ein kleiner Knabe, dessen Mutter gestorben war und dessen Vater sich wieder verheiratet hatte. Aber seine Stiefmutter konnte ihn nicht leiden und so gab sie ihm zur Nahrung alte, schimmelige Brotkrusten. Ging er auf die Felder hinaus, so warf er sie immer in die Quelle, damit sie sich aufweichten.

Eines Tages kauerte er wieder beim Wasser, da ging ein armer Mann vorbei und rief ihm zu: „Was machst du hier?“ — „Ich weiche mir die schimmeligen Brotkrusten auf, die mir meine Stiefmutter zu essen gab.“ — „Gib mir eine.“ — Der Knabe gab dem Bettler einige Brotkrusten, der sie verzehrte und dann sprach: „Du hast eine gute Tat vollführt und zur Belohnung erlaube ich dir, dass du dir drei Dinge wünschen kannst. Was wünschst du dir?“

Der Junge kratzte sich den Kopf, endlich sprach er: „Zunächst wünsche ich mir, dass sich meine Stiefmutter jedesmal, so oft ich sie ansehe, ihre Unterwäsche beschmutze.“ — Da der

Digitized by Google

Bettler nichts erwiderte, so fuhr der Junge fort: „Ich wünsche mir weiters eine kleine Pistole zum Vogelschiessen, unter der Bedingung, dass alle, die mich schiessen sehen, der Kugel nachlaufen müssen.“

Der Bettler zog aus seiner Tasche eine kleine Pistole hervor und gab sie dem Jungen mit den Worten: „Was ist dein dritter Wunsch?“ — „Ich möchte eine Klarinette haben und alle diejenigen, die meinem Spiele zusehen oder zuhören, sollen gezwungen sein, zu tanzen.“ — Der Bettler gab ihm eine Klarinette und verschwand.

Der Junge ging heim. Seine Stiefmutter hängte eben im Stalle die Kuh an, als er eintrat. Sobald er sie anblickte, besudelte sie sich ihre Unterkleider und das geschah jedesmal, so oft er sie ansah.

Am nächsten Tag war sie zu einer Hochzeit geladen und schärfte daher ihrem Manne ein, den Jungen in einem Schuppen beim Hause einzusperren, denn sie fürchtete, dass ihr Übel wieder eintreten könnte. Gegen Mittag liess der Vater jedoch den Jungen frei und beauftragte ihn, nach seiner Stiefmutter zu sehen. Diese sass zwischen zwei Herren an der Hochzeitstafel. Der Junge trat an ein Fenster und sah nach seiner Stiefmutter hin, die sich augenblicklich derart besudelte, dass sich alle Anwesenden die Nase zuhielten. Schliesslich wurde sie hinausgeworfen.

Der Junge war rasch zurückgekehrt und in den Schuppen wieder eingetreten, sodass seine Stiefmutter, als sie nach Hause kam und nachsah, ihn drinnen vorfand. „Sicher,“ rief sie, „steckt da irgend eine Zauberei dahinter!“

Am nächsten Tag ging sie beichten und erzählte dem Pfarrer alles. — „Ich werde zu euch kommen,“ tröstete sie der Pfarrer, „und den Jungen zwingen, mir die Zaubermittel, die er anwendet, zu verraten.“

Er kam in das Feld, wo die Quelle war und bemerkte den Jungen, der sich seine Brotkrusten einweichte. — „Was machst du da?“ frug der Pfarrer. — „Ich weiche mir die schimmeligen Brotkrusten ein, die mir meine Stiefmutter zu essen gibt.“ — „Man hat dich im Verdacht, dass du zaubern kannst.“ — „Ach, woher denn, Herr Pfarrer.“ — „Wenn du mir die Wahrheit sagen willst, bekommst du nächsten Sonntag ein schönes Bild von mir.“ — „Ich brauche kein Bild, aber wenn ihr euch nackt auszieht, so sollt ihr alles erfahren.“ —

Digitized by Google

Der Priester zog seine Soutane und seine Hose aus und blieb in Unterhose und Hemd. Der Junge bestand aber darauf, dass er sich nackt ausziehe und da sonst niemand in der Nähe war, so zog der Pfarrer auch die übrigen Kleidungsstücke aus.

Der Junge schoss hierauf mit seiner Pistole in ein Dorngebüsch. Sogleich lief der Pfarrer nach. Als er inmitten des Gebüsches war, begann der Junge auf der Klarinette zu spielen, sodass der Pfarrer, trotz der Dornen, tanzen musste. Wohl schrie er: „Du bist ein Zauberer! Du bist ein Zauberer!“ doch stets musste er sich drehen.

Endlich hörte der Junge auf, zu blasen und der Pfarrer, ganz zerkratzt und blutend, konnte sich wieder ankleiden und entfernen. Er erzählte dem Gericht den Streich, den man ihm gespielt hatte und der des Hängens wert war. Die Landjäger führten den Jungen vor die Richter und er wurde zum Tode verurteilt. Vor der Hinrichtung frug ihn einer der Richter, ob er noch einen Wunsch habe.

„Ja,“ erwiderte der Junge, „ich möchte längst des Teiches spazieren gehen, einen Pistolenschuss abfeuern und noch einmal auf der Klarinette spielen.“ — Diese Bitte wurde ihm gewährt. Der Priester aber rief: „Er ist ein Zauberer, bindet mich an!“ — Die Leute hielten ihn für einen Narren, schliesslich band man ihn aber doch an.

Alle, die bei der Gerichtssitzung anwesend waren, gingen mit dem Jungen zum Teich. Sobald er, den zwei Landwächter führten, dort angekommen war, schoss er seine Pistole ab und alle stürzten der Kugel in's Wasser nach. Sogleich nahm er seine Klarinette und begann zu spielen, sodass alle im Wasser befindlichen zu tanzen begannen und schliesslich ertranken.

Der Junge befreite den Priester und beide kehrten fröhlich nach Hause zurück. (Haute-Bretagne).

---

15. Die drei Besen.

Einst lebte eine Frau, die drei Jungen hatte. Bevor sie starb, gab sie jedem einen Besen und sprach: „Bewahrt die Besen wohl auf, denn sie sind das einzige, das ich euch hinterlassen kann. Geht jeder eures Weges und sobald ihr euer Glück gemacht habt und euch wieder trefft, so verbrennt die Besen.“

Digitized by Google

Als die Mutter gestorben war, trennten sich die drei Brüder und verdangen sich als Diener. Der ältere bot seine Dienste einem Edelmann an, der ein wunderschönes Schloss bewohnte. Man einigte sich, nur machte der Edelmann zur Bedingung, dass sich derjenige, welcher sich zuerst ärgern würde, ein Stück Haut aus dem Schenkel schneiden lasse.

„Heute ruhe dich aus," sprach der Herr, „denn morgen hast du genug Arbeit zu verrichten." — Am nächsten Tag bezeichnete ihm der Edelmann das Feld, auf dem er arbeiten sollte und trug ihm auf, um neun Uhr beim Frühstück zu sein.

Zur festgesetzten Stunde erschien der Diener im Schlosse. — „Du bist wohl wegen dem Frühstück gekommen?" frug der Herr. — „Ja," erwiderte der Diener. — „Heute bekommst du keines." — „Wie kann ich denn arbeiten, ohne zu essen?" rief der Bursche mit zorniger Miene. — „O, du erwiderst und erzürnst dich! Komm' her, damit ich dir ein Stück Haut aus dem Gesäss schneide, dann kannst du gehen."

Der Junge ging weg und suchte seinen zweiten Bruder auf, zu dem er sprach: „Ich konnte meinen Platz nicht behalten, denn man wollte mir nichts zu essen geben." — „So will ich mein Glück versuchen," rief der Bruder, „und ich wette, dass man mir die Nahrung nicht verweigern wird."

Er ging ins Schloss und stellte sich dem Herrn mit den Worten vor: „Braucht ihr einen Diener?" — „Ja, denn mein Diener ist heute Morgen auf und davon. Wieviel Lohn verlangst du?" — „Dreihundert Franken im Jahr." — „Gut, aber höre zuerst meine Bedingungen: der erste, der sich von uns beiden ärgert, muss sich ein Stückchen Haut ausschneiden lassen." — „Ich bin damit einverstanden", erwiderte der Junge, der sich im Geheimen dachte, er werde sich wohl vor dem Ärgern hüten.

Am nächsten Tag befahl ihm der Herr, im Garten umzugraben, jedoch punkt neun Uhr zum Frühstück zu kommen. Zur festgesetzten Stunde kam er zurück, denn er spürte schon grossen Hunger. — „Du bist wohl des Frühstücks wegen gekommen?" frug ihn sein Dienstgeber. — „Ja, lieber Herr." — „Du bekommst aber keines!" — „Das ist aber doch zum Teufel holen," schrie der Junge. — „Du ärgerst dich? Du wirst mein Haus verlassen, aber vorher werde ich dir noch ein Stück Haut aus dem Gesäss schneiden."

Verdrossen ging der Bursche weg und suchte seinen jüngsten Bruder auf, dem er erzählte, dass er das Schloss

Digitized by Google

verliess, weil er nicht genug zu essen bekam und dass es dem ältesten Bruder genau so erging. — „Nun werde ich hingehen," sprach der Jüngste. — „Tue es nicht, denn jeder von uns hat ein Stück Haut des Gesässes dort gelassen." — „Ich gehe trotzdem hin."

Er machte sich auf und bot dem Schlossherrn seine Dienste an. — „Wieviel Lohn begehrst du?" — „Vierhundert Franken im Jahr." — „Die sollst du haben. Doch du weisst wohl, dass der erste von uns, der sich ärgert, sich ein Stück Haut aus dem Gesäss muss schneiden lassen." — „Das weiss ich. Es macht mir nichts."

Am nächsten Tag befahl ihm der Herr, eine Wiese abzumähen, jedoch punkt neun Uhr zum Frühstück zu kommen. Jedermann weiss, dass das Mähen keine leichte Sache ist und so hatte auch der Bursche grossen Hunger, als er um neun Uhr das Schloss betrat. — „Du kommst wohl des Frühstücks wegen," frug ihn der Edelmann. — „Jawohl, lieber Herr." — „Du bekommst heute keines." — „Ihr ärgert euch wohl, dass ihr mir zu essen geben sollt?" frug der Bursche. — „Aber nein," rief der Edelmann rasch und liess ihm auftragen. Beim Essen nahm der Bursche die grössten Stücke und sprach: „Ihr seid wohl nicht erzürnt, sie mir zu geben, nicht wahr?" — Der Edelmann dachte sich: „Der ist schlauer als die andern, ich muss auf meiner Hut sein, sonst erwischt er mich." Er sprach daher zum Diener: „Wir treffen nun ein anderes Abkommen. Du bleibst bei mir, bis dass der Kuckuck schreit; sobald er aber schreit, ziehst du fort."

Damals war es gerade Herbst, da aber der Herr seinen Diener wegschicken wollte, so befahl er seiner Frau, auf einen Baum zu steigen und den Kuckuck nachzuahmen. „Hörst du den Kuckuck?" rief er seinem Diener zu. — „Ja, aber so zeitig habe ich ihn noch nie schreien gehört." Er nahm seine Flinte, schoss auf den Baum, von dem die Stimme herkam und die Frau fiel tot zur Erde.

„Du hast meine Frau getötet!" rief der Herr. — „Seid ihr vielleicht darüber erzürnt?" — „Nein, aber geh fort von mir."

Er zahlte ihm seinen Lohn aus und der Junge kehrte zu seinen Brüdern zurück. Alle drei wollten nun die Besen, die ihnen die Mutter hinterliess, verbrennen, aber sie brannten nicht mehr. (Haute-Bretagne.)

Digitized by Google

16. Der Pächter und sein Diener.

Einmal suchte ein Arbeiter Arbeit. Er stellte sich einem Pächter vor und wurde aufgenommen, doch setzte man als Bedingung fest, dass dem ersten, dem irgend etwas nicht recht wäre, die Nase abgeschnitten würde.

Der Pächter schickte seinen Knecht fort, mit dem Befehl, ein Haus, das er ihm jedoch nicht näher bezeichnete, abzudecken. Er ging fort und deckte zunächst das Dach eines Stalles und dann das Dach des benachbarten Hauptgebäudes ab. Als der Herr dazu kam, schrie er: „Unglücklicher, das habe ich dir doch nicht geschafft." — „Da ich mit dem einen nichts mehr zu tun hatte, so habe ich auch das andere Dach entfernt. Ist euch vielleicht etwas nicht recht?" — „O nein," erwiderte rasch der Pächter.

Hierauf befahl der Pächter seinem Knecht: „Geh jetzt Suppe kochen, vergesse aber nicht Zwiebel, Möhren, Petersilie und alles nötige hinein zu geben." — Der Diener nahm einen Hund seines Herrn, der Petersil hiess und steckte ihn in den Kochtopf. — Zur Mittagszeit kam der Pächter heim und rief: „Hast du die Suppe richtig zubereitet?" — „Ja, ich habe Petersil und alles Notwendige in den Kochtopf geworfen." — „Dummkopf," schrie der Pächter, als er den Deckel abhob, „du hast meinen kleinen Hund, den jedermann im Hause liebte, in die Suppe getan." — „Ist euch vielleicht etwas nicht recht?" frug der Knecht. — „O nein," erwiderte der Herr.

Der Knecht vollführte noch mehrere Streiche, endlich sprach der Herr zu ihm: „Sobald der Kuckuck schreit, musst du weg von hier." — Er befahl seiner Tochter auf einen Birnbaum zu steigen und „kucku, kucku" zu rufen. — „Noch nie habe ich diesen Vogel dort gesehen," rief der Knecht, schüttelte den Birnbaum und das Mädchen fiel zur Erde. „Nun sah ich ihn," rief er seinem Herrn zu, der nun wie ein steckengebliebener Fuhrmann fluchte. — „Ist euch vielleicht etwas nicht recht?" frug der Knecht. — „O nein," erwiderte der Pächter rasch, der noch mehr erfreut war, als der Knecht bald danach aus freien Stücken wegzog. (Haute-Bretagne.)

Digitized by Google

17. Der dumme Junge.

Einst lebte eine Witwe, die nur einen Sohn hatte. Sie wollte ihn ein Handwerk lernen lassen und gab ihn daher zu einem Tischler in die Lehre, aber da er faul und dumm war, so tat er immer das Entgegengesetzte dessen, was er tun sollte und zerbrach alles, sodass ihn schliesslich der Meister davonjagte.

Als ihn seine Mutter kommen sah, rief sie: „Ich bin sehr betrübt! Da wir arm sind, wollte ich, dass du ein Handwerk erlernst, damit du dir deinen Lebensunterhalt gewinnen kannst. Gewiss hast du dich schlecht aufgeführt, dass dich der Tischler zurückschickt. Willst du ein anderes Handwerk erlernen?“ — „Nein.“ — „Was wirst du denn anfangen?“ — „Nichts.“ — „Ach Gott,“ rief die Mutter, „welchen Kummer verursacht mir der Junge! Da du kein Handwerk ergreifen willst, so wirst du mir in meiner kleinen Wirtschaft helfen, damit du dir dein Brot verdienst.“

Einige Tage nachher schickte ihn seine Mutter auf den Markt, dass er dort ein Ferkel kaufe. — „Was erhalte ich als Belohnung?“ frug er. — „Einen schönen, gelben Spritzkuchen, der so hoch wie ein Suppennapf ist.“ — Er ging auf den Markt und kaufte ein hübsches Ferkel, dann suchte er sich einen schönen Spritzkuchen aus und trieb heim.

Da er das Ferkel an der Leine führte, so wurde er bald müde und bei einem Kreuzweg angekommen, rief er dem Tiere zu: „Wir gehen jedes unsern Weg und wer als erster nach Hause kommt, erhält den Spritzkuchen.“

Er beeilte sich und als er seine Mutter sah, frug er, ob das Schwein schon hier sei. „Nein,“ antwortete sie, „wem hast du es denn übergeben?“ — „Niemandem; ich habe ihm nur befohlen, sich so rasch als möglich hierher zu begeben und versprach ihm meinen Kuchen, wenn es zuerst hier sei.“ — „Dummkopf,“ rief die Mutter, „du hättest es an einen Strick binden und hierher ziehen sollen.“

Am nächsten Tag schickte ihn die Mutter in den Marktflecken, Fleisch einzukaufen. Das gekaufte Stück befestigte er an einen Strick und zog es den ganzen Weg hinter sich her, sodass, als er nach Hause kam, das Fleisch von den Steinen ganz zerfetzt, mit Kot bedeckt und in einem solchen Zustande war, dass man es nur mehr den Hunden vorwerfen konnte.

„Was hast du denn heute wieder getan?“ rief die Mutter. „Warum hast du denn das Fleisch nicht in einen Korb gelegt?“

Digitized by Google

— „Ein anderes Mal werde ich pfiffiger sein," erwiderte der Junge.

Als die Erntezeit kam, brauchte die Mutter eine Schwinge, um das Getreide zu reinigen und sie schickte ihren Jungen fort, eine zu holen. Er nahm seinen Korb und wollte die Schwinge hineinstopfen, da das aber nicht ging, zerschnitt er sie und trug sie so sorgsam heim. — „Hatte der Kaufmann keine Schwingen mehr?" rief die Mutter, als sie ihren Sohn nur mit dem Korb in der Hand daherkommen sah. — „O ja, liebe Mutter. Ich habe sogar eine sehr schöne in meinem Korb; ich habe sie nicht auf der Strasse nachgezogen." Er nahm die einzelnen Stücke heraus und breitete sie vor seiner Mutter aus. Diese warf ihm seine Dummheit vor und erklärte ihm, dass er seinen Stock hätte nehmen, ihn durch die Ohren der Schwinge durchziehen und sie auf der Achsel hätte heimtragen sollen. Der Junge hörte aufmerksam zu und versprach, diesen Rat bald anzuwenden.

Da er beim Hüten die Schafe in die Felder der Nachbarn liess, wo sie Schaden anrichteten und auch sonst zu nichts zu gebrauchen war, schickte ihn seine Mutter fort, eine Schäferin zu bringen. Mit seinem Stock in der Hand ging er fort und frug jede Schäferin, der er begegnete, ob sie nicht die Schafe seiner Mutter hüten wolle. Alle schlugen es ihm ab. Bei einem Kreuzweg sah er ein junges Mädchen, das, einen Stock in der Hand, auf einem Stein sass und bitterlich weinte. Er schlug ihr vor, in die Dienste seiner Mutter zu treten und da sie von ihrem Herrn gerade heute morgens weggeschickt worden war und um ihre Zukunft bangte, so nahm sie an und ging mit dem Jungen.

Dieser erinnerte sich nach einiger Zeit dessen, was seine Mutter gesagt hatte und steckte daher dem Mädchen seinen Stock durch die Ohren, trotz ihres jämmerlichen Geschreies. Tot hing er sie auf seinen Rücken.

Als ihn seine Mutter kommen sah, fiel sie in Ohnmacht, so sehr ergriff sie dieser Anblick. „Unglücklicher, du hast dieses Mädchen getötet, du hättest sie unter den Arm nehmen und zierlich hergeleiten sollen. Die Landjäger werden dich ergreifen und du wirst der Familie zur Unehre gereichen."

Als die Landjäger vom Tode des Mädchens erfuhren, kamen sie herbei und führten den dummen Jungen ins Gefängnis. (Haute-Bretagne).

Digitized by Google

18. Der närrische Johann.

Die Mutter des närrischen Johann schickte ihn eines Tages in den Marktflecken, dass er Mehl und Cider einkaufe. „Wenn du zurückkehrst, wirfst du die Sachen auf diesen Platz," fügte sie noch hinzu.

Nachdem er zurückgekehrt war, schüttete er das Mehl auf die Erde, ebenso goss er den Cider aus. Er war nämlich einfältig und fasste alles, was man ihm sagte, wörtlich auf. — „Wo ist das Mehl?" frug die Mutter, als sie vom Stall zurückkam. — „Hier!" — „Und der Cider?" — „Ebenfalls hier!" — „Dummer Junge," rief die Frau, als sie den Mörtel erblickte, der aus dieser Mischung hervorgegangen war. „Warum hast du den Sack nicht auf die Erde gestellt und den Cider daneben hin? Du verdirbst doch alles, was du angreifst." — „Zürnt nicht, liebe Mutter, ein anderes Mal werde ich pfiffiger sein."

* * *

Einige Zeit nachher befahl ihm die Mutter eine Bro*) zu nehmen und aus der Scheune Nüsse zu bringen. Johann verstand jedoch, er solle seine Heugabel nehmen und damit die Nüsse bringen. Aber die Nüsse schlüpften zwischen den Zinken immer durch und er konnte nicht eine einzige mitbringen. Obwohl er sich alle Mühe gab, ging es nicht. Er erzürnte sich so sehr, dass ihm der Schweiss in hellen Tropfen herabrann. Um sich zu stärken, nahm er einen Napf und holte sich aus dem Keller Cider, vergass jedoch zuzuspunden, sodass der Cider ausrann. Um ihn zu retten, wusste er nichts anderes zu machen, als einen Sack Mehl vors Loch zu stellen. Der Cider sickerte hinein und das Mehl war hin.

* * *

Die Mutter des närrischen Johann schickte ihren Sohn auf den Markt, ein Schwein zu verkaufen. „Das Geld, das wir dafür einnehmen, soll dazu dienen, die grössten Löcher zu verstopfen." — Johann verkaufte das Schwein und am Heimweg verstopfte er mit dem Gelde die grossen Löcher, die er am Wegrain sah. Alles, blanke Taler, Sous und Heller, verbrauchte er.

*) Bro bezeichnet in der gallischen Mundart: 1. Gefäss; 2. Heugabel.

Bei seiner Rückkunft rief die Mutter: „Was hast du mit dem Geld getan?“ — „Ich habe die grössten Löcher am Weg damit zugestopft, doch waren deren so viele, dass ich nur zwei oder drei anfüllen konnte.“ — „Dummkopf, du wirst von einemmal auf das anderemal nicht pfiffiger. Das Geld sollte die Löcher unseres Vermögens, nicht die der Felder verstopfen. Kehre um und suche das Geld!“

Johann ging zurück, aber er fand nichts mehr, denn andere Leute hatten das Geld schon aufgelesen.

* * *

Einige Tage nachher brauchte die Mutter einen Dreifuss und schickte ihren Sohn fort, einen solchen einzukaufen.

Das Tragen des Dreifusses wurde unserem Johann bald zu langweilig, er stellte ihn daher nieder und rief ihm zu: „Gehe diesen Weg, der zu uns führt, nur gerade fort. Du kannst früher zu Hause sein als ich, denn du hast drei Füsse.“

Johann ging, die Hände in den Taschen, ruhig nach Hause. „Wo ist der Dreifuss?“ rief die Mutter. — „Wie! Er ist noch nicht hier? Er wird sich wohl am Wege unterhalten, denn sonst müsste er, hat er doch um einen Fuss mehr wie ich, schon hier sein. Den Weg habe ich ihm ja genau angegeben.“ — „Der Dreifuss ist pfutsch. O mein Gott, wie dumm ist doch dieser Junge, dass er einem Stück Eisen Befehle erteilt, anstatt seinen Quersack zu nehmen, den Dreifuss hineinzugeben und ihn dann bequem auf der Achsel hierher zu tragen.“ — „Gut“, rief der Junge, „ich werde mir das für ein anderesmal merken.“

* * *

Als die Erntezeit kam, brauchte man eine Schwinge zum reinigen des Getreides und Johann wurde beauftragt, eine zu kaufen. Er erinnerte sich der Worte seiner Mutter und sobald er aus dem Geschäfte des Korbmachers heraustrat, versuchte er die Schwinge in seinen Quersack, den er absichtlich mitgenommen hatte, zu stecken. Da es aber nicht ging, so zerschnitt er die Schwinge auf mehrere Teile, die er dann sorgfältig in den Quersack legte.

Als er vor seiner Mutter, mit einer äusserst zufriedenen Miene die Trümmer der Schwinge ausbreitete, da seufzte sie tief und warf ihm seine Dummheit mit folgenden Worten vor: „Hier hättest du es anders anstellen sollen; deinen Stock

Digitized by Google

hättest du durch die Laschen der Schwinge hindurchziehen sollen."

* * *

Einige Tage nachher gab ihm die Mutter Geld und sprach: „Hier hast du fünfzig Taler! Wir brauchen ein Pferd, kaufe eines um das Geld, aber gib ja nicht um einen Sou mehr dafür." — „Sei nur ruhig, Mutter, ich werde die Sache zur Zufriedenheit ausführen."

Am Markte zu Rennes erkundigte sich Johann zunächst um den Preis mehrerer Pferde, die ihm gefielen. aber alle Händler sagten bald mehr, bald weniger als fünfzig Taler und da Johann von dieser Summe nicht ablassen wollte, so kehrte er, ohne etwas gekauft zu haben, wieder um. Vor der Stadt begegnete er einen Landmann, der ein blindes Pferd führte. — „Wieviel kostet das Tier?" rief unser Johann. — „Fünfzig Taler", rief ganz zufällig der verschmitzte Bauer, dem das einfältige Aussehen des jungen Mannes aufgefallen war. — „Der Handel ist abgeschlossen," schrie Johann und schlug in die Hand des Verkäufers ein.

Er nahm das Pferd, das nur mehr den Hautpreis wert war und bestieg es. Als er bei einem Gasthause vorbeikam, wollte er gerne wissen, wie spät es sei und lenkte daher sein Reittier zur Türe hin. Da das arme Tier aber nicht sah, wohin es ging, rannte es gegen die Glastüre und zwar so heftig, dass die Türe ins Haus fiel und mehrere Cidergläser, die in der Nähe der Türe auf einem Tisch standen, umwarf.

Der Wirt eilte herbei und Johann rief ihm ruhig zu: „Wieviel ist es?" — „Es ist die Zeit, wo die Narren auf der Strasse sind", erwiderte der Wirt, der die Einfalt des Jungen bemerkte. — „Danke!"

Als die Mutter das Pferd erblickte, das Johann heimbrachte, brach sie in Klagen und Vorwürfe aus: „Dummkopf, du hast ein Tier gekauft, das gar nichts wert ist. Siehst du denn nicht, dass es blind ist?" — „Blind? Nein, das habe ich nicht bemerkt, denn ich stieg auf und es warf mich nicht zur Erde. Übrigens, wenn dir das Pferd nicht gefällt, so führe ich es auf den nächsten Markt und ich wette, dass ich mindestens zweihundert Franken dafür bekomme."

Er begab sich auf den Markt nach St. Aubin und gab jedem Händler, der ihn um den Preis des Tieres frug, zur Antwort: „Zweihundert Franken kostet es!" — „Zweihundert

Digitized by Google

Franken!“ riefen die Rosshändler achselzuckend, „es hat doch nur einen Hautwert.“

Als er sah, dass er zu St. Aubin mit seinem Klepper nichts anfangen könne, brachte er ihn nach Rennes, in der Hoffnung, dort besser bestehen zu können. Aber man bot ihm nicht mehr als vier Zehnsousstücke und so gab er schliesslich das Pferd um diesen Preis her.

Beim nächsten Markt kaufte er wieder so ein Prachtstück eines Pferdes um vierzig Taler. Der Händler behielt sich die Zügel, die Johann nicht verlangte, zurück und so musste dieser das Tier an der Mähne fortziehen. Als er sich auf der Landstrasse befand, kam ihm eine grossartige Idee. „Am einfachsten ist es, wenn ich dem Pferd meinen Stock durch die Ohren ziehe.“ Er versuchte nun diesen Einfall auszuführen, aber das kräftige Pferd litt es nicht, bäumte sich, schlug aus und rannte schliesslich im Galopp davon, seinen Eigentümer ganz bestürzt zurücklassend.

Er ging heim und berichtete die Sache seiner Mutter. — „Du bist verrückt,“ rief sie, „du hättest dem Pferde eine Halfter umbinden und dich darauf setzen sollen. Auf das darauf zu kommen, wäre doch nicht schwierig gewesen.“

* * *

Nun schickte sie ihn fort, eine Magd, die sie aufgenommen hatte, zu holen. Das Mädchen ging mit ihm und als sie auf der Landstrasse waren, zog er eine Halfter aus seiner Tasche, legte sie dem Mädchen um den Hals und wollte ihr auf den Rücken steigen. Da die Magd sah, daß der Junge närrisch sei, so liess sie ihn gewähren und trug ihn, trotz seines Gewichtes, heim. Im Hause seiner Mutter angekommen, schwitzte sie sehr. Er führte sie in den Stall, setzte ihr Heu vor und ging dann ins Haus.

„Wo ist die Magd?“ frug ihn die Mutter. — „Im Stall.“ — Die Frau eilte rasch hin und führte die Magd ins Haus. Diese aber wurde aus Angst und vor Schrecken krank und mußte mehrere Tage das Bett hüten.

* * *

Der närrische Johann wollte sich einmal die Mädchen ansehen. Er belästigte seine Mutter eines Sonntags Nachmittag solange, bis sie ihm riet, hinaus aufs Feld zu gehen, wo eine junge Nachbarin ihre Kühe hütete. Der Junge ging hin und

Digitized by Google

starrte sie unausgesetzt an, sodaß sie ihm, ohne ein Wort zu sagen, eine tüchtige Ohrfeige versetzte und dann davon rannte.

Er beklagte sich darüber bei seiner Mutter und frug sie, wie er sich die Mädchen wohlgeneigt machen könne. „Man spielt mit ihnen und wirft mit allerhand brochons um sich.“ — „Das werde ich mir merken,“ rief der Junge. —

Brochon bezeichnet aber kleine Äste, dann Possen und schließlich Holzpflöcke. In letzterem Sinne fasste es unser närrischer Hans auf und ging daher zu einem Pfahlzaun, dessen Holzpflöcke er auszog und auf das Mädchen warf, das über diese neuartige Galanterie sehr erstaunt war und floh.

Wieder kehrte er zur Mutter zurück und erzählte ihr, dass sich die Schäferin flüchtete, als ob sie einen Wolf erblickt hätte, obwohl er mit ziemlich grossen brochons um sich warf.

„Du musst ihr Schafsaugen zeigen,“ riet ihm die Mutter. Man verwendet diesen Ausdruck in gewissen Gegenden zur Bezeichnung kleiner, verliebter Augen. Der Junge schnitt allen Schafen denen er am Wege begegnete, die Augen aus und kehrte zur Hirtin zurück. Er sprach mit ihr und um seine Angelegenheit zu fördern, zog er die noch blutenden Schafsaugen aus der Tasche. Das Mädchen, darüber erschrocken, floh, so rasch sie nur konnte.

Als er seiner Mutter sein neues Abenteuer erzählte, rief sie aus: „Du bist ein Dummkopf, da du alles wörtlich nimmst! Ich wollte doch nur sagen, dass du der Schäferin verliebte Augen zeigen sollst.“ — „O, es ist sehr schwer, den Mädchen den Hof zu machen,“ erwiderte der närrische Hans, „ich werde mich nie verheiraten.“ (Haute-Bretagne.)

---

19. Die Bastelicaner bei den Riesen.

Einst, es ist schon lange her, waren die Einwohner von Bastelica nicht so gross und stark wie heute. Man erzählt, dass die grössten Schwächlinge des Landes, sowohl an Körper als Geist, dort wohnten, aber trotz ihrer Minderwertigkeit keinen Spott vertrugen und daher mit den benachbarten Ortschaften stets Kämpfe führten.

Sie wurden jedoch immer besiegt und zweifelten überhaupt daran, ob sie jemals Sieger würden. Da liess eines Tages der älteste ihres Weilers die Leute zusammenrufen. „Heil, meine Freunde!“ schrie er. — „Was gibt es? Was gibt es?“

Digitized by Google

tönte es ihm von allen Seiten entgegen. — „Ich habe das Mittel gefunden, unsere scheusslichen Feinde zu vernichten.“ — „Bravo! Bravo! Heraus damit!“ — „Ihr wisst doch, dass zu Ajaccio Riesen wohnen. Schicken wir unsere Frauen, Töchter und Schwestern dorthin, lassen wir sie dort befruchten und wir werden unbesiegbar werden.“ — „Das ist wahr! Er hat Recht!“

Bald danach begleiteten die Bastelicaner ihre Frauen, die auf reichgeschmückten Mauleseln sassen, nach Ajaccio. Die Riesen schliefen in der Sonne, schnarchten und hatten keine Ahnung davon, dass die Bastelicaner sie bewundernd betrachten. Endlich wurden sie aufgeweckt und der Führer der Fremden erklärte ihnen den Zweck ihres Hierseins.

„Wir können ohne Entschädigung unsere Art nicht fortpflanzen,“ riefen die Riesen. „Gebt uns die Maultiere, auf denen eure Frauen kamen und dann tuen wir gerne das, was ihr begehrt“. — „Das ist nur eine billige Forderung“ antworteten unsere Bastelicaner. „Wir aber verlangen, dass wir während des Aktes anwesend sein dürfen, damit ihr uns nicht betrügt.“ — „Das ist ebenfalls eine billige Forderung.“ — „Nun, dann ist der Handel abgemacht, nicht wahr?“ — „Ja alles stimmt.“

Jeder Riese führte eine Frau in sein Haus, um ihr dort, in Gegenwart ihres Mannes oder Bruders, den kostbaren Samen einzugeben. Als alles nach den Regeln der Kunst vollendet war, kam man auf dem öffentlichen Platz wieder zusammen.

„Seid ihr nun zufrieden?“ sprachen die Riesen. „Habt ihr uns etwas vorzuwerfen?“ — „Nein. Ihr habt edel gehandelt.“ — „Dann gehören die Maulesel uns. Aber vergesst auch eines nicht: eure Frauen dürfen unterwegs nicht ihr Wasser ablassen, denn dann ist alles verloren und wir können für nichts gutstehen.“

Die Bastelicaner gingen, glücklicher als je, auf Schusters Rappen nach Hause. Sie glaubten nun sicher zu sein, ihre verhassten Feinde vernichten zu können. Nachdem sie einige Stunden wanderten, begann ein junges Mädchen zu klagen: „Lieber Bruder, ich muss Wasser ablassen.“ — „Schweig! willst du denn, dass wir zeitlebens Sklaven unserer Feinde bleiben sollen?“ — „Ich muss aber.“ — „Halte dich zurück.“ — Aber das junge Mädchen tat doch das Verbotene.

Die Bastelicaner wurden wütend und sie hatten auch genügenden Grund dafür, denn ein Riese war nun für sie

Digitized by Google

verloren gegangen. Sie fielen also über das junge Mädchen her und prügelten es halb tot. Das machte die anderen furchtsam. Bald hernach stellte eine andere Frau dasselbe an. Ohne viel Nachdenken schrie ihr Mann: „Töten wir sie, denn sie ist eine Verworfene, die ihr Vaterland nicht liebt.“

Trotzdem konnten die anderen Frauen ihrem Drange nicht mehr widerstehen. Die einen benetzten ihre Hosen und die anderen suchten tausend Ausflüchte, um ihr Bedürfnis zu befriedigen. Aber keine entkam der Strafe, denn die Bastelicaner konnten diesen Mangel an Aufopferung für das allgemeine Wohl nicht verzeihen. Bevor sie nach Bastelica kamen, hatten alle Frauen ihrem Bedürfnisse genügt, zum Entsetzen ihrer Männer und Brüder. Die Riesenrasse wird nie Bastelica schmücken und dieses wird, so dachten sie, eines Tages von ihren Feinden eingenommen und geplündert werden. Und da das nun unvermeidlich war, so prügelten sie ihre Frauen derart, dass ein Teil tot, ein anderer schwer verwundet war.

Die Männer liessen sich zum Zeichen der Trauer die Bärte wachsen und noch lange Zeit mussten sie Sticheleien ihrer Feinde ertragen. Armes Bastelica! (Corsica).

---

20. Der kluge Bastelicaner.

Ein Bastelicaner hatte eine Frau und eine Mühle. Letztere trug ihm nichts ein und erstere, man findet das selten, gab ihm immer Recht. Eines Tages sprach er zu ihr: „Ich werde meine Mühle verkaufen; sie wirft uns beinahe nichts ab, während, wenn wir eine Kuh hätten, uns die Milch unsere Nahrung und das Kalb, das wir alle Jahre erhalten würden, Geld liefern würde.“ — „Du hast Recht“, erwiderte die Frau, „verkaufe die Mühle.“

Der Müller gab sie um sechshundert Franken her und kaufte um dieses Geld am benachbarten Jahrmarkt, der eben stattfand, eine Kuh. Er kehrte nach Hause zurück und da er schon ermüdet war, dachte er sich: „Ich bin doch ein Dummkopf, dass ich eine Kuh kaufte. Sie kann mich mit ihren Hörnern stossen und mir den Bauch aufschlitzen. Ein Pferd wäre doch besser; ich könnte darauf reiten, würde nicht müde werden und es würde nicht viel fressen, denn ein wenig Heu genügt ihm.“

Digitized by Google

Gerade kam ein Mann mit einem Pferd vorbei. — „Willst du dein Pferd gegen meine Kuh vertauschen?“ — „Gerne.“ — Der Müller bestieg das Pferd. „Das Tier ist wohl nicht erster Güte,“ sagte er sich, „aber ich habe mich nicht zu beklagen.“

Nach einigen Stunden dachte er sich: „Ich kann doch nicht immer auf dem Pferde bleiben. Zu was wird mir das Reittier nützen, wenn ich zuhause bin? Eine Ziege würde mir entschieden viel bessere Dienste leisten, gibt sie doch morgens und abends Milch und wirft von Zeit zu Zeit Kitzlein. Und dann braucht sie nicht viel zu fressen, einige Disteln, die sie am Wege findet, genügen ihr.“

Da gerade ein Schäfer vorbeitrieb, so schrie ihn der Müller an: „Willst du mir für mein Pferd eine Ziege überlassen?“ — „Ja“. — „Lässt du mich aber auswählen?“ — „Du kannst dir nehmen, welche du willst.“ — Der Bastelicaner suchte sich die fetteste aus und trabte dann seinen Weg dahin.

„Was aber zum Teufel,“ sagte er sich bald, „mache ich denn mit einer Ziege? Sie sind doch launenhafte Tiere und sie kann sich eines Tages beim herabstürzen von einem Felsen den Hals brechen. Ich werde sie verkaufen und ich glaube, ich mache dabei keinen schlechten Tausch.“ —

Ein Mann ging gerade vorüber. — „Willst du mir meine Ziege abkaufen?“ — „Mit Vergnügen.“ — „Was gibst du mir dafür?“ — „Zwanzig Franken.“ — „Die Sache ist gemacht.“

Der ehemalige Müller setzte sich wieder in Bewegung. „Wie,“ dachte er nach einiger Zeit, „ich habe meine Mühle um zwanzig Franken verkauft? Es ist doch besser, wenn ich mir eine Henne mit Küchlein kaufe. Die Henne legt jeden Tag Eier und hie und da kann ich ein Hühnchen schmausen.“ —

Währenddem kam er zu einem Meierhof. — „He, Bäuerin, wieviel kostet eine Henne samt Küchlein?“ — „Zwanzig Franken.“ — „Das ist schön, ich habe gerade soviel.“ Und er gab alles her. Es war jedoch nicht leicht für ihn, eine Schar Küchlein fortzubringen.

„Dass sie der Teufel hole! Die Küchlein und ihre Mutter foppen mich. Aber, wartet nur, gleich werde ich euch los sein.“

Als er zu einem Gasthof kam, schlug er dem Wirt vor, ihm Henne und Küchlein abzukaufen. — „Gern“, sagte dieser, „aber da ich kein Geld habe, so werde ich dir einen schönen Sack voll Erdäpfel dafür geben.“ — „Hole den Sack! Der wird mir wenigstens nicht davonrennen.“

Digitized by Google

Mit dem Sack am Rücken setzte unser Müller seinen Weg fort. Da die Erdäpfel jedoch schwer waren, so wurde er bald zornig und warf sie, unter fluchen und schreien, in einen vorbeifliessenden Bach.

Endlich kam er nach Hause. — „Wo ist die Kuh?“ frug ihn seine Frau. — „Ich habe sie gegen ein Pferd umgetauscht.“ — „Wo hast du es?“ — „Da uns das Pferd nicht immer nützen würde, so habe ich dafür eine schöne, fette Ziege, die uns viel Milch geben wird, eingetauscht.“ — „Wo hast du sie denn? Ich sehe sie nicht!“ — „Ich habe sie verkauft, denn sie könnte sich eines schönen Tages den Hals brechen.“ — „Da hast du Recht gehabt. Aber wo hast du das Geld?“ — „Welche Frage? Hast du nicht gern frische Eier? Ich habe eine Henne mit Küchlein damit gekauft.“ — „Wie, du hast sie bis hierher geführt?“ — „O, woher denn, das konnte ich nicht. Ich habe sie gegen einen Sack Erdäpfel umgetauscht.“ — „Hast du sie schon in den Keller gegeben?“ — „Frau, ich hielt dich für klüger. Weisst du denn nicht, dass Erdäpfel schwer sind? Ich brach unter der Last zusammen und hatte kaum mehr die Kraft, sie in einen Bach zu werfen.“ — „Meiner Treu, du hast es gut gemacht. Du wirst müde sein!“

Und Müller und Müllerin gingen ohne zu essen schlafen.

„Ich wünsche allen jungen Männern eine solche Frau, wie die Müllerin; aber Gott behüte alle jungen Mädchen vor einem Bastelicaner!“ (Corsica).

---

21. Der Bastelicaner und sein Esel.

Ein Bastelicaner zog eines Nachts mit seinem Esel, der mit Käse beladen war, seines Weges. Der Himmel war mit Wolken bedeckt und nur von Zeit zu Zeit zerstreute sie ein heftiger Wind. Unsere Wanderer kamen zu einem kleinen Fluss und suchten eine Furt. Da bekam der Esel Durst und begann zu trinken. Doch gleichzeitig verdeckte eine Wolke den Mond und es wurde stockfinster.

„Das elende Vieh verschluckt den Mond,“ dachte der Bastelicaner bei sich und schlug mit der Faust auf das Tier los. „Wirst du ihn herausgeben! Beeilen wir uns. Wie, du lässt dich bitten? Du willst alles in Finsternis lassen? Gut, warte nur!“

Digitized by Google

Er schlug mit seinem Stock wie ein Wilder auf den widerspänstigen Esel los. Bald darnach, der Wind hatte einstweilen die Wolke weggefegt, erstrahlte der Mond in seinem alten Glanz. „Ich wusste es ja, dass du ihn wieder herausgibst; für solche Starrköpfe wie du, sind Stockschläge sehr heilsam."

Der Mond verschwand neuerdings. „Was, schon wieder! Du willst also, dass ich mir den Hals breche? Du kannst sicher sein, ich lasse nicht nach, ich werde dich am trinken hindern. Huiss, huiss!" Er zerschlug beinahe den Kopf seines Esels.

„Rascher, rascher! Ich habe keine Zeit zum warten. Huiss, huiss!" Das arme Tier brach infolge der Schläge tot zu den Füssen seines gescheiten Herrn nieder. Im selben Augenblick erschien der Mond wieder.

„A, das ist ein Glück! Ich glaube, wenn ich das Vieh nicht getötet hätte, wäre der Mond für immer verschwunden gewesen. Das wäre für die Welt nicht gut, wenn er sich von jedem nächstbesten Trottel verschlingen liesse."

Ganz glücklich und stolz über seine Tat, nahm der Bastelicaner die Käse, belud sich damit und trabte frohgemut seinem Heimatsdorf zu. (Corsica).

---

22. Die Schuhschnallen des Pfarrers.

Es lebte einst ein sehr gelehrter und reicher, aber nicht im gleichen Masse freigebiger Pfarrer. Sonst war er der beste Mann der Welt, er besuchte die Kranken und wäre auch zehn Meilen weit gerannt, um ihnen das heilige Viaticum zu bringen.

Dieser Pfarrer besass zwei schöne, silberne Schnallen, die seine Schuhe zierten. Er hielt viel darauf. Wie stellte es nun Scambaronu an, der sie gern besitzen und sich gleichzeitig von der Sünde des Diebstahls lossprechen lassen wollte?

Eines Morgens klopfte Scambaronu, der aufgeregt war und dessen Haare wirr herumflatterten, an der Pfarrhofstüre. Da es noch früh war, schrie die Haushälterin: „Wer ist draussen?" — „Ich, Josef Scambaronu; ich will augenblicklich mit dem Herrn Pfarrer sprechen." — „Komm' später, er schläft noch." — Aber er war nicht wegzubringen, sondern klopfte nur noch stärker an die Türe, sodass der Pfarrer

Digitized by Google

erwachte und seiner Wirtschafterin befahl, ihn eintreten zu lassen.

„Lieber Freund," rief ihm der Pfarrer entgegen, „warum bist du schon so zeitig auf?" — „Ach, Herr Pfarrer, ich habe heute Nacht einen schrecklichen Traum gehabt. Ein Engel erschien mir mit flammenden Schwert und kündigte mir an, dass ich, wenn ich diesen Morgen nicht meine Sünden beichte, nur mehr zehn Tage zu leben hätte. Gleichzeitig sah ich mich in der Hölle und erblickte da die Leiden, welche die Verdammten zu ertragen haben." — „Das ist eine himmlische Botschaft, mein Freund, das Maß deiner Sünden ist voll und es ist Zeit, daß du sie bereust." — „Gott, der mir ins Herz sieht, weiss, dass ich gute Absichten habe, lasst mich auf die Knie fallen und meine Beichte beginnen."

Die Schuhe mit den Silberschnallen standen am untern Ende des Bettes. Scambaronu näherte sich ihnen und begann: „Ich bekenne, dass ich keinen Sonntag in der Messe war; anstatt meine Felder zu bearbeiten, trank ich lieber Wein und meine Kinder verlangten unterdessen nach Brot." — „Das ist sehr schlimm, du musst trachten, diese bösen Gewohnheiten abzulegen." — „Nun komme ich zu einer Sünde, die mich besonders quält; ich habe ein Paar silberne Schnallen gestohlen." Zur selben Zeit bemächtigte er sich der Silberschnallen des Pfarrers und steckte sie in die Tasche.

„Wie, gestohlen hast du? Das habe ich von dir nicht gedacht. Du musst die Schnallen dem Eigentümer zurückgeben." — Scambaronu schlug sich an die Brust und setzte fort: „Als ich im Spiel Verluste hatte, fluchte ich beständig; gestern habe ich erst meine Frau geschlagen, als sie mir Vorwürfe machte." — „Das ist nicht gut, aber setze fort." „Sagt mir, lieber Herr Pfarrer, wollt ihr die Schnallen, die ich gestohlen habe, nehmen?" — „Ich, ich nehme sie nicht." — „Ich gerate oft in Zorn und weiss dann nicht, was ich mache; ich hielt unziemliche Reden über unsere gute und heilige Jungfrau; ich hatte Lust auf eine schöne Nachbarin . . . Aber sagt mir, Herr Pfarrer, wenn der Besitzer die Schnallen nicht will, was soll ich damit machen?" — „Wenn er sie nicht will, kannst du sie behalten!" — Der schlaue Scambaronu sprach noch längere Zeit über seine Sünden.

Als er fertig war, bat er um die Lossprechung, dann zog er sich mit zerknirschter Miene und durch die wohl-

Digitized by Google

wollenden Worte und die Ermunterungen des Priesters ganz verwandelt, zurück. Als der Pfarrer aufstand, war sicher nicht das Erscheinen Scambaronus das, was ihm am meisten erstaunt machte. (Corsica).

---

23. Die drei Liebhaber Paulinens.

Drei Freunde liebten sich einst außerordentlich, einer würde für den andern sein Leben hingegeben haben. Trotzdem verbargen sie sich etwas. Sie liebten nämlich alle drei dasselbe Mädchen, Pauline und keiner sagte seinem Freunde davon etwas.

Peter, Karl und Franz erklärten sich brieflich an ein und demselben Tag, da jedoch das Mädchen keinen wollte, so schrieb sie dem ersten, dass er sich um Mitternacht in die Totenbahre legen soll, die inmitten der Kirche aufgestellt sei, dem zweiten, dass er sich ganz in weiss kleide und den Sarg aus der Kirche in den Friedhof trage und dem dritten, dass er sich um Mitternacht in den Beichtstuhl verfüge, um aufzupassen, was in der Kirche vorgehe.

Glücklich darüber einen Wunsch der Geliebten erfüllen zu können, kamen alle zur bewussten Stunde in die Kirche. Peter, obwohl am ganzen Leibe zitternd, legte sich in den Sarg und wartete der kommenden Dinge. Karl, weissgekleidet und mit Schweiss bedeckt, trat ein; schon wollte er den Sarg wegtragen, da erschien Franz. Als dieser das Gespenst ersah, das einen Sarg trug, stiess er einen furchtbaren Schrei aus. Sogleich erhob sich der vermeintliche Tote und der Sarg fiel mit grossem Geräusch zur Erde. Dadurch närrisch gemacht, hielten sich die drei Freunde für Gespenster, stiessen, da sie den Kopf verloren hatten, gegen Stühle und Bänke, fielen zur Erde, erhoben sich wieder und riefen einen höllischen Lärm hervor, sodass man hätte glauben können, dass alle höllischen Geister losgelassen seien. Endlich rannten sie bei der Kirchentüre hinaus und zitternd und bleich legten sie sich nieder. Das Fieber packte sie, das Delirium kam und jeder fürchtete für sein Leben.

Einer wusste vom andern nichts und doch riefen sie sich gegenseitig. Peter schrie in seinem Fieber: „Warum besucht mich Karl nicht?“ — Karl dachte: „Meine Freunde sind doch nur falsche; weil ich krank bin, vergessen Peter und Franz

Digitized by Google

ganz auf mich.“ — Am verzweifeltsten gebärdete sich jedoch Franz, der sich über die Gleichgültigkeit seiner Freunde nicht trösten konnte.

Nach und nach erholten sie sich von ihrer Krankheit und an ein und demselben Tage gingen sie zum erstenmal aus. Sie begegneten sich, aber keiner sprach zum andern, sondern sie wendeten sich ab. Endlich nach einer Woche sprach Franz zu Karl: „Warum kehrst du dich ab, sobald du mich siehst? Was habe ich dir getan? Ich habe doch mehr Grund, mich über dich zu beklagen.“ — „Du frägst, warum ich dich nicht ansehe? Ich war doch in Lebensgefahr und du hast mich nicht besucht.“ — „Das ist doch merkwürdig, mir erging es ebenso. Ich war drei Monate krank und du hast mich ebenfalls nicht besucht.“ — „Drei Monate? Genau so lange war ich auch krank.“ — „Wann wurdest du krank?“ — „Um Mitternacht.“ — „Ich ebenfalls.“ — „Wo?“ — „In der Kirche.“ — „Ich auch.“ — „Was hast du denn in der Kirche zu so später Stunde getan?“ — „Pauline schickte mich dort hin.“ — „Lieber Freund auch mich schickte sie hin und ich fürchte, dass sie mit Peter dasselbe Spiel trieb.“ — „Das kann schon sein! Gehen wir zu ihm.“ —

Die drei Freunde sahen bald klar in dieser Sache und beschlossen, sich zu rächen. — „Sie hat sich mit uns einen Spass erlaubt,“ rief Peter. „Dafür müssen wir einmal bei ihr schlafen.“ — „Wie stellen wir das an?“ — „Das ist doch einfach. Ich verkleide mich als Pilger und wenn es Nacht wird, erbitte ich mir ihre Gastfreundschaft, die sie mir gewiss gewähren wird. Einer von euch steigt auf das Dach des Hauses und schleppt Lebensmittel mit. Er horcht und sobald ich sage: „Herr, helfe deinem Diener aus der Not,“ lässt er durch den Rauchfang einen Korb herab, der alles das, was ich brauche, enthält. Das andere wird sich dann von selbst finden, vertraut mir nur.“ —

Am Abend klopfte ein weissbärtiger Pilger an Paulinens Haus an. — „Wer ist draussen?“ — „Öffnet, ein Diener Gottes.“ — Die Türe wurde geöffnet und der Pilger trat ein. — „Wollt ihr nicht einem bussfertigen Reisenden eine Ecke eurer Wohnung zur Verfügung stellen?“ — „Aber ja; auch Brot, Wein, Fleisch geben wir euch.“ — „Ich danke euch, liebe Leute, Gott wird es euch vergelten, aber ich brauche nichts, denn der Herr sorgt für meine Nahrung.“ —

Digitized by Google

„Wie, euch sendet der Himmel alles, was ihr zum Leben braucht?“ — „Ja. Da eben die Stunde ist, wo ich zu essen pflege, so hoffe ich, dass auch heute der Allmächtige nicht auf mich vergessen wird.“

Der fromme Pilger betete. Nach kurzer Zeit rief er laut: „Herr im Himmel helfe deinem Diener.“ — Bald sah man durch den Kamin einen Korb mit Brot, Wein, Fleisch, Kuchen und Früchten herabkommen. Der Pilger nahm ihn an sich und nachdem er Gott gedankt hatte, begann er zu essen.

Pauline und ihre Mutter waren erstaunt. — „Ist das euer gewöhnliches Mahl lieber Mann?“ — „Ja! Warum?“ — „Gott hält euch dann nicht schlecht.“ — „Das ist noch gar nichts. Sein Geist beseelt mich immer und gestern erst hat mir ein Vogel die Botschaft gebracht, dass die erste Frau, die bei mir schläft, einen Papst gebären wird, der eine Leuchte der Kirche sein wird.“ — „Und habt ihr schon einer beigewohnt?“ frug Paulinens Mutter. — „Nein, denn ich suche eine fromme Frau, die noch Jungfrau ist, damit sie nach Verdienst belohnt werde.“ — „Lieber Ehrwürdiger Vater!“ — „Was wollt ihr?“ — „Habt ihr euch über uns zu beklagen?“ — „Nein, im Gegenteil.“ — „Schön. Wenn euch meine Tochter nicht zu unwürdig dazu ist, einen großen Papst der Christenheit zu geben, so, ich bitte euch darum, erweiset uns die Ehre.“ — „Liebe, fromme Frauen, ich sehe es, Gottes Geist ist auch in euch. Aber ich muss dreimal des Nachts aufstehen, um zum Herrn zu beten.“ — „Das macht nichts. Erhebt euch viermal, wenn es sein muss.“ — „Dann füge ich mich. Uebrigens hat auch Gott mich benachrichtigt, dass es Pauline sei, der diese Ehre erwiesen werden soll.“ — „Wie, ihr wißt den Namen meiner Tochter?“ — „Ich weiss alles, das vergangene, gegenwärtige und zukünftige.“

Bald darnach ging Pauline, glücklich in dem Gedanken einen Papst zeugen zu dürfen, schlafen. Die Nacht war noch nicht weit vorgeschritten, da erhob sich Peter. „Ich muss beten gehen, die Stunde ist da.“ — „Geht nur, Ehrwürdiger“. — Er öffnete leise die Türe und Karl trat ein, der nun seine Stelle einnahm. Nach einer Stunde erhob er sich und sprach: „Liebes Mädchen, trotz unseres Vergnügens darf ich auch Gott nicht vergessen.“ — „Geht, aber kehrt bald wieder.“

Digitized by Google

Karl ging hinaus und an seine Stelle trat Franz, der bis zum Morgen blieb, dann aber aufstand und sprach: „Liebes Mädchen, die dritte dem Gebet geweihte Stunde ist da.“ — „Geht, ich warte einstweilen.“

Es kehrte niemand mehr zurück und Mutter und Tochter glaubten deshalb, dass der fromme Pilger, nachdem er sein irdisches Werk vollbracht hatte, in den Himmel zurückgekehrt sei.

Einige Zeit darnach war im Lande ein großes Fest. Pauline ging freudestrahlend hin, denn sie lebte in der Hoffnung, einen Papst zu gebären. Dort begegnete sie Karl, der sie frug: „Ah, Pauline, wie steht's mit dem Papst?“ — Das Mädchen errötete. Gleich danach näherte sich ihr Peter mit den Worten: „Reizende Pauline, ist der Papst schon geboren?“ Die arme Kleine wurde blaß, doch zweifelte sie immer noch an ihrem Unglück. Diese Hoffnung war jedoch nur von kurzer Dauer, denn als Franz vorbeiging, rief er sie an: „Wie, du bist allein. Ist denn der kleine Papst, die zukünftige Leuchte der Kirche, noch nicht geboren?“ — Diese Worte brachten dem jungen Mädchen ihr ganzes Unglück vor Augen und liessen sie erkennen, dass sie einer Rache zum Opfer gefallen sei. Da sie die Scham überwältigte, stiess sie einen herzzerreißenden Schrei aus und sank ohnmächtig nieder.

(Corsica.)

---

24. Die neugierige Frau.

Marianne, die grösste Schwätzerin zu Piéve, verheiratete sich. Sie war jedoch nicht nur geschwätzig, sondern auch neugierig, was ihr zum Verhängnis wurde. In der Brautnacht sogar stand Marianne vom Bette auf und öffnete das Fenster, um die Zahl der jungen Leute zu erfahren, welche sie niedersangen.

Einige Tage nach der Hochzeit sprach ihr Mann, Buzetto, zu ihr: „Ich gehe in die Arbeit, sieh dazu, dass bei meiner Rückkehr die Suppe fertig ist.“ — „Sie wird fertig sein,“ erwiderte Marianne, doch kaum hatte sie das Wasser aufs Feuer gesetzt, als sie am Marktplatz einen Streit hörte. — „Ah, wer schreit? Ich glaube, es ist die alte Piedigialla.“ Marianna beeilte sich, hinzuzukommen, denn sie wäre untröstlich gewesen, wenn sie nicht den ganzen Streit hätte verfolgen können.

Digitized by Google

Mittags kam Buzetto heim. „Ist die Suppe fertig?“ — „Die Suppe? Nein, denn ich hatte kaum Zeit Feuer zu machen. Wenn du nur wüsstest, was sich Piedigialla und Murichetta alles ins Gesicht sagten, sie lagen sich in den Haaren und . . .“ — „Ich frage dich nochmals, ob die Suppe fertig ist.“ — „Aber, ich habe doch keine Zeit gehabt, ich sagte dir doch, dass Piedigialla . . .“ — „Lass mich in Ruh mit den Streitereien der alten Weiber! Ein anderesmal, wenn ich wieder eine Suppe will, so sieh darauf, dass sie hier ist.“ — „Heute Abend bekommst du sicher eine.“

Gegen ein Uhr putzte Marianne die Erdäpfel, da hörte sie den Klang von Trommeln, Klarinetten und anderen Musikinstrumenten heraufdringen. „Das ist aber schön,“ dachte sich die junge Frau und sofort rannte sie, die Suppe und alles übrige vergessend, die Treppe hinab, um die Musiker zu sehen. Die Musik schien ihr gut zu gefallen, denn schon war es Abend und Marianne war noch immer nicht zurück. Als Buzetto kam, suchte er sie vergebens. „Wo kann sie denn sein?“ dachte er sich, wurde zornig und wartete.

Als sie endlich kam, rief er ihr zu: „Von wo kommst du denn?“ — „Ach, armer Buzetto, du tust mir leid! Ich habe bedauert, dass du nicht auch die schöne Musik hörtest. Einen Marsch haben sie gespielt, der würde Steine zum tanzen bringen, dann . . .“ — „Na, warte nur, ich werde dich auch tanzend machen.“ — Als Marianne versprach, das Haus nicht mehr zu verlassen, sondern zu kochen, da besänftigte er sich bald.

Aber sie vergass noch oft auf ihr Versprechen und brachte ihren Mann zur Verzweiflung, sodass er eines Tages zu seinem Nachbar ging und ihn um Rat fragte. — „Da ist das beste,“ erwiderte ihm dieser, „du ziehst sie ganz nackt aus und nimmst ihr alle Kleidungsstücke weg, nimmst auch die Fenster- und Bettvorhänge herunter und sperrst sie ins Haus. Auf diese Art ist sie gezwungen, dir dein Mittagessen zu bereiten.“ — „Ich werde deinen Rat befolgen,“ erwiderte Buzetto.

Zu Hause angekommen, sprach er zu seiner Frau: „Heute Abend will ich Nudeln haben.“ — Marianne sagte zu, aber er hielt es trotzdem für besser, sie zu entkleiden und die Bett- und Fenstervorhänge, dem Rate seines Freundes gemäss, zu verstecken. Marianne bereitete den Nudelteig, walkte grosse Flecke aus und wollte sie gerade trocknen lassen, als sie vom Platze ein Geschrei hörte: „Haltet ihn auf! Haltet ihn auf,

Digitized by Google

den Dieb!“ — „Wer kann das sein?“ frug sich die junge Frau und lief zur Türe, doch die war abgesperrt. Da sie nicht aus konnte, so dachte sie nach und ein sonderbarer Gedanke kam ihr. „Dass ich doch so vernagelt war!“

Sie band sich die Nudelflecke um, befestigte einen Strick am Fenster und liess sich zur Erde hinab. Bald gelangte sie an den Ort, von wo das Geschrei herkam, aber sie fand dort nur junge Leute, die Lotto spielten. Als sie diese in ihrem sonderbaren Aufzug erblickten, rissen sie ihr die Nudelflecke herab und die arme Frau war nun . . . . , wie, das wisst ihr wohl, nicht wahr?

Sie wollte in ihr Haus fliehen, aber die Menge umdrängte sie, sodass sie nicht aus konnte. Schamerfüllt begann sie zu schreien, was die übrigen Ortsbewohner nur noch herbeilockte. Endlich befreiten sie einige ebenso geschwätzige und neugierige Freundinnen und sie konnte nach Hause zurückkehren, musste jedoch wieder mit Hilfe des Strickes durchs Fenster steigen.

Einige Zeit danach kam Buzetto heim und wollte die Nudeln haben. — „Lieber Mann, du hast wahrhaftig kein Glück. Als ich sie schon bereitete, hörte ich plötzlich schreien: „Ein Dieb! Ein Dieb!“ — „Du hast also die Nudeln nicht fertig?“ — „Ich konnte, du wirst das wohl begreifen, bei einem solchen schreien nicht hier bleiben und da ich nackt war, benützte ich die Nudelflecke als Bekleidung, dann . . .“ — „Was, du hast die Nudelflecke als Kleider benützt?“ — „Jawohl, ich stieg dann durchs Fenster auf die Gasse und . . . .“ — „Es ist genug.“

Buzetto nahm einen Strick und schlug auf Marianne so heftig los, dass sie wie tot niederfiel. Dann liess er sie ankleiden und führte sie ins Haus ihrer Eltern. — „Ich bringe euch,“ sprach er, „eure Tochter wieder zurück. Sie wird es euch selbst berichten, warum ich sie nicht mehr behalte. Vielleicht könnt ihr ihre Neugierde bändigen. Ich nehme sie nicht früher zurück, als bis sie diesen bösen Fehler abgelegt hat.“

Marianne kam nie mehr zu Buzetto zurück. Warum, das erratet ihr wohl. (Corsica.)

---

25. Der geprellte Betrüger.

Ein Mann starb und hinterliess seinem Sohne Tignosello grosse Reichtümer. Trotz seiner Kränklichkeit führte er ein

lustiges Leben und warf das Geld zum Fenster hinaus, wollte sich aber nicht bestehlen lassen.

Als im August die Ernte beendet war und Tignosello seine Scheuern gefüllt hatte, empfing er eines Tages den Besuch des Pfarrers. „Du bist so reich," rief dieser „und lässt deinen Vater im Fegefeuer schmachten? Sei ein guter Sohn und verschaffe ihm den Himmel." — „Kann ich denn etwas dazu tun, lieber Herr Pfarrer?" — „Dummkopf, weisst du denn nicht, dass man mit Geld auch die Pforten des Paradieses öffnen kann?" — „Ich würde überaus glücklich sein, wenn dies sein könnte." — „Gib mir zwanzig Scheffel Korn und ich verpflichte mich, deinem Vater binnen vierundzwanzig Stunden den Himmel zu verschaffen." — „Ich nehme diesen Vorschlag, lieber Herr Pfarrer, mit Freude an, aber . . ." — „Was gibt es da ein aber!" — „Ich möchte sehen, wie er aus dem Fegefeuer ins Paradies geht." — „Wenn du sonst nichts willst, das kann geschehen. Komm' morgen mit der Getreideladung zu mir und du wirst befriedigt wieder von dannen gehen."

Tignosello kam pünktlich. Zwanzig Scheffel Weizen trug sein Pferd und beide näherten sich dem Hause des Pfarrers. Als sie dieser sah, lief er herbei. — „Ach, da bist du ja! Ich wusste ja, dass du ein liebender und getreuer Sohn seist . . . Aber lade doch dein Tier ab und trage die Säcke herein." — „Sofort. Erinnert euch aber zunächst, dass ihr mir versprochen habt, dass ich meinen Vater in den Himmel eingehen sehe." — „Ja, ja, ich erinnere mich schon."

Der Pfarrer holte ein altes, staubiges Buch, in dem sich eine Menge Latein fand, das er selbst nicht verstand. „Stelle deinen Fuss auf meinen und passe auf." — „Ich bin bereit, ihr könnt beginnen." Der Pfarrer machte einigemale das Kreuz, rief den Herrgott, die Engel, die Seelen und die Dämone an und endlich sprach er zu Tignosello: „Nun erhebt sich dein Vater und nimmt von seinen Freunden Abschied; jetzt geht er fort. Siehst du ihn, Tignosello?" — „Ich nehme ihn nicht gut aus." — „Stütze dich besser auf mich." — „Ach, dort ist er ja, jetzt sehe ich ihn. Wie er sich doch verändert hat." — „Sei ein bisschen still, dass ich weiter lesen kann . . . Au! Au! du zerdrückst mir ja den Fuss." — „Das ist nur deswegen, dass ich meinen Vater besser sehe, lieber Herr Pfarrer." — „Das macht nichts, aber nur etwas sanfter . . . Nun schreitet er dem Himmel zu, jetzt klopft er an die Paradiesespforte.

Digitized by Google

Hörst du, wie er klopft?" — „Wartet, ich muss mich besser an euch lehnen." — „Heilige Jungfrau! Tignosello, nicht so fest!" — „Nun sehe ich ihn deutlich." — „Der heilige Petrus öffnet ihm jetzt die Pforte und spricht mit ihm." — „Ich verstehe nicht, was er zu ihm sagt." — „Au, au! nicht so stark. Siehst du, jetzt ist er eingetreten." — „Ich danke euch, lieber Herr Pfarrer, ich werde euch dafür ewig erkenntlich sein."

Tignosello nahm sein Pferd beim Zügel und wollte sich trollen. — „Ja, was machst du denn, du nimmst den Weizen wieder mit?" — „Ja, lieber Herr Pfarrer." — „Hast du mir nicht zwanzig Scheffel versprochen, wenn ich deinem Vater den Himmel verschaffe?" — „Ja gewiss, aber ist mein Vater auch dort?" — „Sicher, hast du ihn denn nicht gesehen?" — „Ich habe gar nichts gesehen, sondern glaubte euren Worten. Gott befohlen, lieber Herr Pfarrer." — „Du schlechter Christ, ich werde dich excommunizieren, ich werde deinen Vater wieder aus dem Paradies vertreiben." — „Da kenne ich meinen Vater zu gut; wenn es ihm dort gefällt, lässt er sich nicht mehr verjagen. Guten Abend, Herr Pfarrer."

„Wieder einer, der mir entschlüpfte," dachte sich der Pfarrer, aber ich werde mich schon schadlos halten.

(Corsica.)

---

26. Die sechs Brüder.

Ein Vater hatte sechs Söhne. Fünf waren immer nackt und der sechste hatte keine Kleider. Als alle erwachsen waren, sprach eines Tages der Vater zu ihnen: „Gehen wir in die Stadt und kaufen wir uns Schiessgewehre."

Als sie beim Händler waren, sprach er zu ihnen: „Wählet." Fünf wählten sich Gewehre ohne Lauf, der sechste zog eines ohne Hahn vor. Als sie in ihr Dorf zurückkehrten, sahen sie sechs schöne Hasen. Als sie sich näherten, flüchteten sich fünf und der sechste rannte aus Furcht davon.

„Laufen wir ihnen nach. Herrgott, wie fett sie doch sind!" Sie suchten überall im Wald und im Buschholz herum und schliesslich fing man fünf und erwischte den Sechsten.

„Welch ein Glücksfall, heute werden wir ein gutes Frühstück haben!" Als sie zuhause ankamen, sprach der Vater zu seinen Söhnen: „Geht zu unsern Nachbarn und leiht

euch sechs Casserolen aus, damit wir unsere Hasen bald gar kochen können."

Bald nachher kamen sie zurück und brachten fünf durchlöcherte Casserolen und eines ohne Boden mit. — „Es ist gut," sagte der Vater und legte ganz fröhlich in jedes Casserole einen Hasen, machte Feuer und setzte sie darauf.

Gegen Mittag wollte der ältere Bruder, der schon hungrig war, nachsehen, ob die Hasen schon gekocht seien. Er hob einen Deckel ab, da sprang ihm aber ein Knochen ins Gesicht und zerfetzte ihm ein Ohr. Auf sein jämmerliches Geschrei hin, kamen der Vater und die anderen Brüder herbei. Als sie ihn blutend antrafen, holten sie sechs Ärzte, von denen fünf ausserordentlich dumm waren, während der sechste gar nichts verstand.

Nachdem sie lange herumgestritten hatten, einigten sich die ehrwürdigen Männer über das Übel des jungen Mannes und erklärten einstimmig, dass er krank sei.

Hernach wollten sie, dass man ihn auf sein Bett lege und . . . — „Habt ihr schon ausgesprochen?" — „Nein, aber wenn ich weiter reden würde, könnte ich den Verwundeten aufwecken; ich werde euch daher alles andere nach seiner Heilung mitteilen." (Corsica).

---

27. Der dumme Hans.

Einst lebte eine Frau, die einen so einfältigen Sohn hatte, dass man ihn nur den dummen Hans nannte. Eines Tages ging seine Mutter fort, ihre Wäsche zu waschen und sagte ihm: „Dummer Hans, bewache das Haus und koche Fleisch. Wann der Fleischtopf siedet, dann brenne den Kohl ein." — „Ja, Mutter, ich werde es schon machen." — Die Mutter ging weg. Als der Fleischtopf sott, nahm der dumme Hans alles Fett, das er fand und brannte den Kohl ein.

* * *

Ein anderesmal sagte ihm die Mutter: „Dummer Hans, ich gehe auf den Jahrmarkt. Bewache das Haus, aber störe die Gans nicht, die in der Zimmerecke brütet." — „Nein, Mutter."

Die Mutter ging auf den Jahrmarkt und der dumme Hans sah die brütende Gans an, zerbrach aber dabei ein Ei.

Digitized by Google

„Sage es ja der Mutter nicht," rief er der Gans zu; doch da diese schnatterte, schrie er: „Was, du willst es sagen. Wenn du das tust, töte ich dich." Die Gans schnatterte abermals. „So, du willst es also tun. Na warte!"

Der dumme Hans drehte der Gans den Kragen um. Sofort dachte er sich aber: „Nun muss ich die Eier ausbrüten." Er setzte sich daher auf die Eier und so traf ihn seine Mutter, als sie vom Markt heimkehrte, an.

„Was machst du denn hier, dummer Hans?" — „Mutter, da die Gans tot ist, so brüte ich die Eier aus." — Die Mutter befahl ihm, aufzustehen und fand alle Eier zerbrochen.

* * *

Ein anderesmal sagte sie zu ihm: „Dummer Hans, du hast nun das heiratsfähige Alter erreicht. Du musst nun manierlich werden und ins Dorf gehen, wo du Sonntags nach der Kirche deine Augen auf die Mädchen werfen wirst." — „Ja, liebe Mutter."

Am nächsten Sonntag erhob sich der dumme Hans schon vor Tagesanbruch und ging in den Stall, wo er allen Schafen die Augen ausschnitt und sie in seine Tasche steckte. Hierauf ging er in die Messe. Nach dem letzten Evangelium stellte er sich vor der Kirchentüre auf und als die Mädchen herauskamen, bewarf er sie mit seinen Augen.

* * *

Ein andermal sagte seine Mutter zu ihm: „Dummer Hans, du musst unsere Ochsen verkaufen. Bringe sie auf den Jahrmarkt und verlange dafür das Richtige." — „Ja, liebeMutter, es soll geschehen."

Der dumme Hans trieb das Paar Ochsen auf den Jahrmarkt. „Wieviel willst du für deine Ochsen, dummer Hans?" — „Meine Mutter befahl mir das Richtige zu verlangen." — „Was ist das Richtige?" — „Das Richtige eben."

Ein Betrüger gab ihm eine Papierdüte voll Läuse und Flöhe und rief ihm zu: „Dummer Hans, hier ist das Richtige." — Der Betrüger führte die Paar Ochsen weg und der dumme Hans ging heim.

„Sieh, Mutter, ich habe die Ochsen verkauft und das Richtige dafür erhalten, das ich dir in dieser Papierdüte überbringe."

Digitized by Google

Ein anderesmal sprach seine Mutter zu ihm: „Dummer Hans, während des ganzen Winters habe ich gesponnen und ein Stück Leinwand daraus gewebt, das du nun in der Stadt verkaufen musst.“ — „Ja, Mutter, ich tue es schon.“

Der dumme Hans ging in die Stadt. Er trat in eine Kirche und sah dort eine reich geschmückte Statue. „Lieber Herr, wollt ihr mir meine Leinwand abkaufen?“ — Ein Windstoss fuhr durch die Kirche und machte das Haupt der Statue zittern, derart, dass der dumme Hans glaubte, sie bejahe seine Frage. — „Ich will dreissig Taler dafür.“ — Wieder schüttelte die Statue das Haupt. — „Werdet ihr sie mir bezahlen?“ — Noch immer schüttelte die Statue den Kopf. — Der dumme Hans glaubte, dass nunmehr der Handel abgeschlossen sei und liess daher das Stück Leinwand zu Füssen der Statue liegen und ging heim.

„Mutter, ich habe die Leinwand verkauft.“ — „Wo hast du das Geld dafür?“ — „Mutter ich habe es auf Borg einem stummen Herrn verkauft. Er gab mir jedoch ein Zeichen, dass er mich bezahlen wird.“ — „Dummkopf! Du wirst nicht einen Heller mehr bekommen.“ — „Ich verspreche dir, dass ich das Geld bekommen werde.“

Nach vierzehn Tagen ging der dumme Hans, mit einem Stocke ausgerüstet, wieder in die Stadt und trat in die Kirche ein. Aber der Wind kam von einer anderen Seite und anstatt dass die Statue mit dem Kopf genickt hätte, schüttelte sie ihn nun, als ob sie nein sagen würde.

„Lieber Herr, seid ihr mit der Leinwand zufrieden?“ — Die Statue schüttelte das Haupt. — „Nein, dann gebt sie mir zurück.“ — Abermaliges schütteln. — „Ihr wollt sie nicht zurückgeben, dann müsst ihr bezahlen.“ — Die Statue schüttelte noch immer den Kopf. — „Auch zahlen wollt ihr nicht, das ist doch das höchste! Gebt mir meine Leinwand zurück oder bezahlt mich.“ — Aber die Statue schüttelte noch immer den Kopf.

Da fiel der dumme Hans über sie her und prügelte tüchtig darauf los. Nachdem er sie geschlagen hatte, erbrach er einen Opferstock, nahm sich das Geld daraus und ging heim.

„Mutter, ich habe dir gesagt, dass ich mich bezahlt machen werde.“

* * *

Digitized by Google

Ein andermal sass der dumme Hans auf einem Baum und schlug mit der Axt auf den Zweig los, auf dem er sass. — „Dummer Hans," rief ein vorübergehender, „wenn du noch weiter auf den Ast losschlägst, auf welchen du sitzt, wirst du herunterfallen." — Der Mann ging seines Weges und nicht lange nachher fiel der dumme Hans, der nicht aufgehört hatte, auf den Ast loszuschlagen, herunter.

„Dieser Mann," dachte er nun, „muss ein grosser Weiser sein. Da er mir vorraussagte, dass ich vom Baum fallen werde, so wird er auch wissen, wann ich sterbe." — Sofort lief er dem Mann nach. — „Lieber Freund, sag mir, wann ich sterben muss." — „Dummer Hans, du stirbst nach dem dritten Furz deines Esels."

Der dumme Hans ging heim und fand seinen Esel weidend vor der Haustüre. Zu gleicher Zeit forzte der Esel. „Ich bin verloren, wenn er noch zweimal forzt," rief der dumme Hans. — Da forzte er das zweitemal. — „Noch einmal und mit mir ist es aus! Ich muss ihn daran hindern." — Sofort holte er sich einen spitzen Pfahl und trieb ihn mit Hammerschlägen dem Esel rückwärt hinein. Aber der Esel blähte sich derart auf und machte so grosse Anstrengungen, dass der Pfahl schliesslich wie eine Kugel herausflog und dem dummen Hans durch und durch ging. (Gascogne).

---

28. Die Einwohner von Sainte-Dode.

Die Bewohner von Sainte-Dode galten seit jeher für sehr einfältig und man schiebt ihnen allerhand in die Schuhe.

Einmal kamen die Bewohner von Sainte-Dode darauf, dass sie beim Feld- und Weinbau und bei der Pferdezucht eigentlich zu wenig verdienen. Und da die Sache besprechenswert war, so kamen die Männer, Frauen und Kinder vor der Kirchentüre zusammen.

„Bewohner von Sainte-Dode," rief der Geschwätzigste unter ihnen, „wollt ihr euer Glück machen und gleichzeitig um die Hälfte weniger arbeiten als jetzt?" — „Ja, ja," riefen alle durcheinander. — „Hört, wie man es angehen muss. Man sagte mir, dass nahe bei der Dauraderkirche zu Toulouse ein Kaufmann wohnt, der Pferdesamen verkauft, die jedoch sehr teuer sind. Wir müssen uns einen solchen kaufen. Wir schicken

Digitized by Google

vier geschickte Männer nach Toulouse, dass sie das uns fehlende holen." — „Er hat Recht! Wir wollen Pferdesamen haben."

Die vier Männer waren bald ausgewählt und begaben sich sogleich nach Toulouse, wo sie in das Geschäft des Kaufmanns, das sich in der Nähe der Dauraderkirche befand, traten. — „Guten Tag." — „Guten Tag, meine Herrn. Mit was kann ich dienen?" — „Man hat uns gesagt, dass man bei euch Pferdesamen bekommt." — „Meine Herrn, das ist wahr. Aber jeder Same kostet hundert Pistolen." — „Wir werden einen nehmen, hier ist das Geld."

Der Kaufmann holte aus einem Hinterraum einen Kürbis, der so gross wie ein Fass war. — „Hier, meine Freunde, ist mein schönster Pferdesame. Doch hört, was ich euch noch im Vertrauen sage. Beim heimtragen schüttelt ihn so wenig als möglich und hütet euch vor dem zerbrechen, denn das kleine Füllen, das er enthält, würde gestreckten Laufes davon rennen und ihr hättet eure hundert Pistolen umsonst ausgegeben." —„Herzlichen Dank für eure Mahnung."

Die vier Männer machten sich auf den Weg nach Sainte-Dode und hüteten sich, den Pferdesamen, den sie abwechselnd auf ihrem Kopfe trugen, zu zerbrechen. Bis Aubiet ging alles gut. Dort aber rasteten sie bei einem steilen Abhang kurze Zeit. Während sie sich auskeuchten und einen Schluck aus ihren Feldflaschen zu sich nahmen, rollte das Pferdekorn, das sie nicht senkrecht gestellt hatten, den Abhang hinab und zerschellte an einem Stein. Ein Hase, der einige Schritte davon schlief, sprang erschrocken auf und rannte gestreckten Laufes davon.

„O Gott, welches Unglück! Unser Pferdesame ist pfutsch. Seht, seht das kleine Füllen, wie es davonläuft." — Ganz verstört langten sie in Sainte-Dode an, wo man sie fürchterlich durchprügelte. Trotzdem verzichteten die Einwohner des Ortes nicht darauf, durch aussergewöhnliche Saaten reich zu werden. Sie versammelten sich daher neuerdings vor der Kirchentüre.

„Bewohner von Sainte-Dode", rief der Schwätzer, der auch das erstemal gesprochen hatte, „denken wir nicht mehr an den Pferdesamen. Wollt ihr reich werden und trotzdem nur die Hälfte der jetzigen Arbeit leisten?" — „Ja, ja," riefen die andern. — „Hört, wie man es machen muss. Kaufen wir soviel Nadeln, als man uns verkauft und säen wir sie aus. Nächsten Juli haben wir dann eine treffliche Ernte.

Digitized by Google

Wir verkaufen vier Nadeln um einen Sou und werden auf lange Zeit hinaus reich sein.“ — „Ganz richtig, säen wir Nadeln.“

Gesagt, getan. Die Bewohner von Sainte-Dode säten auf ihren Feldern Nadeln aus. Acht Tage nachher, zogen sie sich die Holzschuhe aus und gingen in die Felder, um zu sehen, ob der Same schon aufgehe. Natürlich stachen die Nadeln in ihre Fusssohlen. — „O,“ schrien sie, „die Nadeln gehen schon auf, sie stachen uns schon in unsere Fusssohlen.“

Die Nadeln gingen aber nicht auf und die Einwohner von Sainte-Dode mussten darauf verzichten, durch das Aussäen von Pferdesamen und Nadeln reich zu werden. Nur zum Gelächter des ganzen Landes waren sie geworden und so sannen sie den Tag und Nacht darauf, ihren alten Ruf wieder herzustellen.

Die Kirche zu Sainte-Dode ist nicht hässlich und ihr Turm hat die Form eines Schellfisches. Eines Tages sahen die guten Leute, dass auf der Spitze des Turmes eine schöne Distel wuchs. Bald beratschlagten sie sich wieder vor der Kirchentüre.

„Diese Distel gereicht der ganzen Pfarre zur Unehre. Wir müssen sie wegschaffen.“ — „Aber wie?“ — „Hört,“ rief der Schwätzer, der bei solchen Gelegenheiten immer sprach, „wie man das macht. Sieben oder acht starke Männer klettern auf die Spitze des Turmes und nehmem einen Strick mit, dessen anderes Ende wir einem Esel um den Hals binden. Die Männer ziehen nun fest an und zwar solange, bis der Esel oben sein wird, um die Distel wegzufressen. So muss man es machen!“ — „Ja, ja, du hast Recht.“

Gesagt, getan. Während die Männer, die auf der Turmspitze standen, den Strick fest anzogen, sperrte der Esel, erwürgt durch die Schlinge, das Maul weit auf. — „O, der Feinschmecker,“ rief man von allen Seiten, „er freut sich schon auf die Distel.“ — Doch der Esel war tot.

Diese Geschichte war nicht danach, den guten Ruf der Einwohner von Sainte-Dode wieder herzustellen, sie versammelten sich daher neuerdings vor der Kirchentüre. — „Einwohner von Sainte-Dode“, rief der Schwätzer, „wollt ihr einen guten Rat hören?“ — „Ja,“ riefen alle. — „So hört denn. Wir haben eine schöne Kirche und einen schönen Glockenturm. Unglücklicherweise stehen sie jedoch in der

Digitized by Google

Ebene. Wenn sie auf dem nahen Hügel stünden, von wo man sie weithin sehen würde, so wäre das ein grosses Glück für unsere Pfarre. Schieben wir unsere Kirche und unseren Glockenturm auf den Hügel! Schlingen wir Wollstricke herum und ziehen wir alle vereint. Diese Arbeit kann noch vor Sonnenuntergang vollbracht sein." — „Ja, ja, du hast Recht."

Bald drehten Männer, Frauen und Kinder Wollstricke und zogen sie um Kirche und Glockenturm. — „Achtung! Zieht! Los!" — Infolge des grossen Kraftanwandes begannen die Wollstricke nachzugeben. — „O, die Kirche und der Glockenturm bewegen sich schon. Zieht, zieht! Los!" — Plötzlich rissen die Stricke ab und einer fiel auf den andern und keiner konnte seine einzelnen Körperteile finden. Anstatt sogleich aufzustehen, stritten und beschimpften sie sich. — „Das ist mein Arm." — „Nein, es ist der meine." — „Das ist mein Bein." — Nein, du Dieb, es ist das meine."

Lange Zeit stritten sie sich, endlich kam ein Müller mit einer grossen Peitsche des Weges. — „Lieber Müller, zieh uns aus unserer Verlegenheit. Wir erkennen unsere Glieder nicht mehr, hilf uns, sie wiederzufinden."

Sogleich liess der Müller seine Peitsche knallen und schlug mit wuchtigen Hieben auf diese Truppe von Dummköpfen ein. Rasch sprangen sie nun auf ihre Beine und eilten in ihre Häuser. (Gascogne).

---

29. Hänschens Reise.

Einst lebte eine Frau, die einen Sohn namens Hänschen hatte, der dümmer als eine Türschwelle war. Eines Tages befahl ihm seine Mutter, einen Sack Getreide in die Mühle zu schaffen. „Passe jedoch auf, dass der Müller nicht mehr als eine Handvoll für den Scheffel nimmt. Damit du es nicht vergisst, wiederholst du am Weg beständig: eine Handvoll für den Scheffel." — „Ja, Mutter. Eine Handvoll für den Scheffel."

Hänschen ritt auf einer Zuchtstute, die den Sack Getreide trug, weg und wiederholte, dem Rat seiner Mutter gemäss, beständig: „Eine Handvoll für den Scheffel. Eine Handvoll für den Scheffel."

Digitized by Google

Nach einiger Zeit traf er drei Bauern, die säten. — „Eine Handvoll für den Scheffel. Eine Handvoll für den Scheffel," wiederholte er. — „Elender," schrien die Bauern, „du willst also, dass wir für unsere Aussaat nur so wenig bekommen." — Sie fielen über ihn her und prügelten ihn mit ihren Treibstacheln. — „Was hätte ich denn sagen sollen?" frug der arme Junge. — „Gott segne sie, hättest du sagen sollen."

Er zog weiter und wiederholte beständig: „Gott segne sie, Gott segne sie!" Nach kurzer Zeit traf er drei Männer, die soeben eine Hündin ertränkten. — „Gott segne sie, Gott segne sie!" — „Elender Lump," schrien die drei, „du willst, dass Gott eine Hündin segne, welche die Menschen biss." Und sie schlugen ihn mit ihren Stöcken. — „Wie hätte ich denn sagen sollen?" frug der arme Junge. — „Die hässliche Hündin möge ertrinken!"

Er zog weiter und wiederholte fortwährend: „Die hässliche Hündin möge ertrinken! Die hässliche Hündin möge ertrinken!" — Bald danach begegnete er einer Hochzeitsgesellschaft, welche die Braut zur Kirche führte. — „Die hässliche Hündin möge ertrinken! Die hässliche Hündin möge ertrinken!" — „Dummkopf," schrien die Kranzelherrn, „kamst du hierher, um die Braut zu beleidigen?" Sie fielen alle über Hänschen her und schlugen ihn mit den Peitschen. „Wie hätte ich denn sagen sollen?" frug der arme Junge. — „So sollen sie alle sein, hättest du sagen sollen."

Er zog weiter und wiederholte beständig: „So sollen sie alle sein! So sollen sie alle sein!" — Er kam zu einem brennenden Haus und sprach gerade wieder: „So sollen sie alle sein! So sollen sie alle sein!" — „Verfluchter," schrien die Leute, die Feuer löschten, „du willst, dass unsere Häuser ebenso brennen wie dieses." — Sie schlugen ihn mit Steinen. — „Wie hätte ich denn sagen sollen?" frug der arme Junge. — „Gott dämpfe es, hättest du sagen sollen."

Er zog weiter und sprach vor sich hin: „Gott dämpfe es! Gott dämpfe es!" — Er traf einen Mann, der seinen Backofen nicht anheizen konnte und murmelte vor sich hin: „Gott dämpfe es! Gott dämpfe es!" — „Du Schleicher, du willst, dass ich meinen Backofen nicht heize," schrie der Mann und fiel mit einer Heugabel über Hänschen her und

Digitized by Google

schlug ihn blutig. — „Wie hätte ich denn sagen sollen?“ frug der arme Junge. — „Es entzünde sich!“

Er zog weiter und wiederholte beständig: „Es entzünde sich! Es entzünde sich!“ — Er kam zu einer Frau, die am Spinnrocken sass und sich, da sie der Lampe zu nahe kam, ihre Haube anbrannte. — „Es entzünde sich! Es entzünde sich!“ — „Du willst, dass ich lebend verbrenne!“ Sie schlug mit dem Spinnrocken wie wütend auf ihn ein. — „Wie hätte ich denn sagen sollen?“ frug der arme Junge. — „Du bist ein Dummkopf und da ist es besser, zu schweigen. Denn wenn man übles spricht, bekommt man immer Prügel.“

(Gascogne).

---

30. Der Esel von Montastruc.

Nördlich der Kirche zu Montastruc liegt der Gemeindeteich, in dem die Bauern ihre Rosse tränken und die Weiber ihre Wäsche waschen. An einem Dezembertage gegen sechs Uhr Abends spiegelte sich der Mond im Teich und ein Mann liess seinen Esel saufen. Während der Tränke verfinsterte sich der Himmel, sodass es Nacht wurde und erschrocken rief der Mann: „Ach Gott! Ach Gott! Mein Esel hat den Mond verschluckt!“

Auf sein Geschrei kamen die Ortsleute herbei. — „Was sagst du?“ — „Mein Esel hat den Mond verschluckt!“ — Die Leute sahen zum Himmel hinauf und blickten auf das Wasser, dann brachen sie weinend los: „Sein Esel hat den Mond verschluckt! Sein Esel hat den Mond verschluckt!“

Sofort versammelten sich die Gemeindevertreter vor der Kirche, um sich zu beratschlagen. — „Führt den Esel, der den Mond verschluckt hat, her.“ — Man brachte den Esel. — „Esel, hast du den Mond verschluckt?“ — Der Esel hob seinen Schwanz in die Höhe und schrie. — „Du hast eingestanden, dass du den Mond verschlucktest! Wie sollen wir künftig während der Nacht sehen?“ — Wieder hob der Esel den Schwanz und schrie. — „Die Sache heischt Bestrafung. Wir verdammen dich zum Tod. Man wird dich hängen!“ — Zehn Minuten später hängte der Esel am nächsten Baum.

Aber einer der Gemeindevertreter besann sich eines andern. „Liebe Freunde,“ sprach er, „wir haben unsere Machtbefugnisse übertreten. Wohl können wir zum Tode verurteilen, doch haben wir nicht das Recht, das Urteil aus-

Digitized by Google

zuführen, denn dieses Recht steht allein dem Scharfrichter zu Lectoure zu. Wenn ich an seiner Stelle wäre, so würde ich das soeben Vorgefallene übel aufnehmen. Ich rate euch daher, schicken wir ihm, damit der Friede nicht gestört werde, allerhand Geflügel und überbringen wir ihm auch den toten Esel. Der Scharfrichter wird einen geschickten Chirurgen holen und dieser wird den Mond aus dem Bauch des Esels herausbringen. Da es zu Lectoure an Doppelleitern nicht fehlt, so kann man an den Turm der Gervasiuskirche eine solche anlehnen und ein starker und beherzter Schlosser wird, so glaube ich wenigstens, wohl ein Mittel finden, um den Mond wieder an seiner früheren Stelle zu befestigen."

Gesagt, getan. Zwölf Burschen zogen mit Hühnern, Kapaunen, Gänsen und Truthühnern schwer bepackt zum Scharfrichter. Zwölf andere trugen auf einer Tragbahre den toten Esel, der an den Füssen festgebunden war. Bis Fleurance ging alles gut. Hier aber rochen die Wölfe des Waldes Ramier den toten Esel und stürzten, wie die Besessenen schreiend, in Scharen herbei. Die erschrockenen jungen Leute warfen alles weg und liefen nach Montastruc zurück. Die Wölfe verschlangen rasch das Geflügel und frassen den Esel bis auf die Knochen auf.

Am nächsten Abend erstrahlte der Mond wieder in seiner alten Herrlichkeit am Himmel, worüber die Gemeindevertreter zu Montastruc sehr erfreut waren.

„Die Wölfe des Waldes Ramier," sagten sie zu einander, „haben uns einen ausgezeichneten Dienst erwiesen. Da sie den Esel auffrassen, so weiss der Scharfrichter zu Lectoure nicht, dass wir jenen gehenkt haben. Der Mond aber war noch schlauer als die Wölfe, denn er entschlüpfte ihnen und hat sich wieder auf seine alte Stelle zurückbegeben."

(Gascogne.)

---

31. Der faule Hans.

Einst lebte ein sehr geiziger und grosssprecherischer Mann, der eines Tages einen äusserst faulen Meier, den man deshalb den faulen Hans nannte, in seine Dienste nahm. Einmal wollte der Herr auf seinem Meierhof nachsehen, bestieg daher sein Pferd und fand, als er bei der Wohnungstür anlangte, den faulen Hans auf der Erde liegend vor.

Digitized by Google

„Guten Tag, Herr.“ — „Guten Tag, fauler Johann. Bist du allein im Meierhof?“ — „Nein, Herr. Es ist noch die vierfüssige Hälfte eines Tieres hier.“ — „Dummkopf! Was machst du, dass du wie ein Hund da liegst, anstatt zu arbeiten?“ — „Herr, ich koche die kommenden und gehenden.“ — „Was willst du damit sagen, Rindvieh? Wo ist dein Bruder?“ — „Herr, er ist auf der Jagd, wirft das gefangene Wild weg und trägt das, welches er nicht erwischt, nach Hause.“ — „Du redest blöde daher. Wo ist deine Mutter?“ — „Herr, heute früh schnitt meine Mutter Gesunden die Köpfe ab, um Kranke zu heilen, schlug Hungernde und zwang Nichthungernde zu essen.“ — „Schweinskopf, was heisst denn das? Ist das alles, was deine Mutter heute gearbeitet hat?“ — „Nein, Herr. Sie stand vor Tags auf und buck das Brot, das wir vorige Woche assen.“ — „Du Vieh! Daraus werde ich nicht klug! Wo ist dein Vater?“ — „Herr, mein Vater ist im Weingarten und vollbringt dort gutes und schlechtes.“ — „Gut! Da er im Weingarten ist, so werde ich zu ihm hingehen und ihm von deinen dummen Antworten erzählen.“

Der Herr ging in den Weingarten zum Vater des faulen Hans, der dort die Reben schnitt. — „Lieber Freund, ich muss dir mitteilen, dass dein Sohn ein grosser Dummkopf ist. Er gab mir gerade zuvor lauter dumme Antworten.“ — „Herr, dessen halte ich ihn nicht fähig. Was sagte er denn?“ — „Ich frug ihn, ob er im Meierhof allein sei und er gab mir zur Antwort: es ist noch die vierfüssige Hälfte eines Tieres hier.“ — „Herr, da hat er die Wahrheit gesprochen. Ihr habt zwei Füsse und euer Pferd stand mit den Vorderbeinen in der Wohnstube. Das gibt die vierfüssige Hälfte eines Tieres.“ — „Das stimmt. Aber als ich ihn frug, was er denn mache, da antwortete er: ich koche die kommenden und die gehenden.“ — „Herr, da hat er die Wahrheit gesprochen. Er kochte nämlich Bohnen und diese steigen und fallen im Kochtopf, sie gehen und kommen.“ — „Weiters frug ich: wo ist dein Bruder? Er antwortete mir: mein Bruder ist auf der Jagd, wirft das gefangene Wild weg und trägt das, welches er nicht erwischt, nach Hause.“ — „Herr, er sprach die Wahrheit. Sein Bruder kämmte sich und warf die Läuse, die er fing, weg, er ist aber gezwungen, die, welche dem Kamm entschlüpfen, nach Hause zu tragen.“ — „Weiters frug ich: wo ist deine Mutter? Seine Antwort war: Heute früh schnitt sie Gesunden die Köpfe ab, um

Digitized by Google

Kranke zu heilen; Hungrige schlug sie und Nichthungrige zwang sie zum Essen.“ — „Herr, er sprach wieder die Wahrheit. Seine Mutter tötete heute früh zwei Hühner, um einem Kranken eine Suppe kochen zu können. Hierauf verjagte sie die Hühner, welche die Hirse haben wollten, mit der sie die Gänse schoppte.“ — „Er sagte mir aber auch: Meine Mutter stand schon sehr zeitig auf und buck das Brot, das wir vorige Woche assen.“ — „Herr, er sprach die Wahrheit. Meine Frau buck heute vor Tagesanbruch, um dem Nachbar das Brot zurückgeben zu können, das wir vorige Woche ausliehen.“ — „Ich frug ihn: Wo ist dein Vater? Da antwortete er mir: Im Weingarten, wo er gutes und schlechtes vollführt.“ — „Herr, er sprach die Wahrheit. Ich kam, um den Weingarten zu schneiden. Ich vollführe gutes, sobald ich gut schneide, schlechtes, sobald ich schlecht schneide.“ — „Das ist ganz gleichgiltig. Der faule Hans ist ein Dummkopf. Ich jage euch alle weg, wenn er mir nicht drei Dinge vollbringt, die ich ihm befehle. Zunächst muss er mehr Maisbrei essen als der stärkste Esser des Landes, dann muss er einen Stein mit seiner Schleuder weiter werfen als der geschickteste Schleuderer und endlich muss er Blut aus einer Eiche zapfen.“ — „Herr, mein Sohn wird trachten, euch zu befriedigen.“

Der Vater suchte den faulen Hans auf und berichtete ihm alles. — „Seid ruhig, Vater. Ich werde alles das, was mir befohlen wurde, gut ausführen.“

Der Herr berief den stärksten Esser des Landes zu sich. Er liess zwei grosse Töpfe gleichmässig mit Maisbrei füllen und jeder erhielt einen Löffel. Während der Esser sich abmühte, den Brei zu verschlucken, warf der faule Hans den Maisbrei geschickt unter den Tisch und trieb seinen Genossen dadurch in die Enge.

„Nun,“ rief der Herr, „wirst du einen Stein weiter als ihn der trefflichste Schleuderer wirft, schleudern.“ — Der Herr berief einen geschickten Schleuderer und dieser warf einen Stein so weit, dass man ihn beinahe nicht mehr sah. Aber der faule Hans hatte in seiner Schleuder eine Taube und als er sie hinausschleuderte, flog sie so weit, dass ihr die Augen nicht mehr folgen konnten.

„Nun,“ rief der Herr, „wirst du aus einer Eiche Blut abzapfen.“ — Der faule Hans hob einen Stein auf, um damit auf die Eiche zu schlagen. In seiner Tasche hatte er jedoch

Digitized by Google

ein angebrütetes Ei, schlug damit auf den Baum und das Blut floss herab.

„Herr," sprach hierauf der faule Hans, „ich habe das, was ihr befohlen habt, durchgeführt. Ich verlasse nun euren Dienst und ergreife ein anderes Gewerbe." — Der faule Hans zog mit seinen Leuten weg.

Einige Tage nachher traf ihn, der wie ein Fürst gekleidet war, sein früherer Herr. — „Was treibst du denn nun, fauler Hans, dass du so reich gekleidet bist?" — „Herr, ich handle mit Sachen, die nichts kosten." — „Was soll das heissen?" — „Ich bin ein Dieb, ich verkaufe Sachen, die mich nichts kosten. Euer Pferd ist fünfzig Pistolen wert, im Laufe dreier Tage stehle ich es und verkaufe es euch dann um fünfundzwanzig Pistolen." — „Das werden wir erst sehen, fauler Hans. Ich werde meinen Stall mit Degen und Flinte bewachen und ich verspreche dir, dass ich dich, wenn ich dich erwische, wie einen Hund niederschiesse."

Der Herr nahm Flinte und Degen und bewachte seinen Stall. Nach zwei Tagen schlief er ein und der faule Hans trat leise ein und führte das gezäumte und gesattelte Pferd weg, das er am nächsten Tag gegen fünfundzwanzig Pistolen zurückstellte. (Gascogne.)

---

32. Das Landschiff.

Einst lebte ein, trotz seines Reichtums tief unglücklicher König, der eine Tochter hatte, die so schön wie der Tag und so weise wie eine Heilige war. Tag und Nacht dachte der König daran, ein Schiff zu besitzen, dass sich am Lande bewegen könne. Aber niemand in der Welt konnte ihm ein solches herstellen.

Endlich liess er in seinem ganzen Land austrommeln, dass er dem, der ihm ein Landschiff schenke, seine Tochter zur Frau und siebenhundert Meierhöfe zur Morgengabe gebe.

In jener Zeit lebte eine alte Witwe, die drei Söhne hatte. — „Mutter," sprach der Älteste zu ihr, „morgen gehe ich fort, das Landschiff zu suchen." — Am nächsten Tag, schon vor Tagesanbruch ging er fort, einen Stock in der Hand und einen kleinen Laib schwarzes Brot im Schnappsack. Um zehn Uhr setzte er sich bei einer Quelle nieder, um zu frühstücken. Da ging ein Bettler vorbei. — „Junger Mann, ich habe Hunger.

Digitized by Google

Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen gib mir ein Stück Brot.“ — „Geh deines Weges. Es reicht gerade für mich.“ — „Junger Mann, wohin gehst du?“ — Der Junge zuckte verächtlich die Achseln. „Ich gehe der Nase nach und mein Hinterer folgt ihr.“ — „Junger Mann, ich spreche aufrichtig zu dir, tu es ebenso.“ — „Ich suche Treibstacheln.“ — „Die wirst du finden.“

Der Junge ass sein Brot auf und ging weg. Abends, vor Hunger beinahe sterbend, blieb er auf der Schwelle eines Meierhofes stehen: „Ein Stück Brot, Bauer, um Gottes und der heiligen Jungfrau willen. Vater unser . . . .“ — „Schau, dass du weiter kommst, du fauler Kerl,“ schrie der Bauer und warf ihm einen Treibstachel nach, den der Junge aufhob und wegging.

Hundert Tage durchrannte der Junge die Welt, trank aus Quellen und ass Kräuter und wilde Früchte. Sobald er, sterbend vor Hunger, die Schwelle eines Bauernhauses überschritt und ein Almosen erbettelte, schrie ihm der Bauer immer zu: „Pack dich, du Faulian“ und warf ihm einen Treibstachel nach, den er aufhob. Nach hundert Tagen hatte der Junge schon hundert Treibstacheln, aber noch immer hatte er das nicht gefunden, was er suchte und er kehrte daher zu seiner Mutter zurück. — „Lieber Sohn, hast du das Landschiff gefunden?“ frug die Mutter. — „Nein, ich fand nur hundert Treibstacheln. Ich bleibe nun hier.“

Da sprach der zweite Sohn zur Mutter: „Morgen gehe ich auf die Suche nach dem Landschiff.“ — Schon vor Tagesanbruch ging er mit einem Stock bewaffnet und einem Laib schwarzen Brotes in seinem Schnappsack weg. Um zehn Uhr, als er am Rand einer Quelle frühstücken wollte, kam ein Bettler vorbei, der ihm zurief: „Junge, ich habe Hunger. Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen gib mir ein Stück Brot.“ — „Geh deines Weges, ich habe selbst nicht zuviel.“ — „Wo gehst du hin?“ — Verächtlich zuckte der Angesprochene die Achseln. „Ich gehe der Nase nach und mein Hinterer folgt ihr.“ — „Junge, ich spreche aufrichtig zu dir, tue es ebenso.“ — „Ich suche Spinnrocken.“ — „Die wirst du finden.“

Der Junge ass sein Brot auf und ging weg. Abends, vor Hunger beinahe sterbend, überschritt er die Schwelle eines Meierhofs und rief: „Ein Stück Brot, Bäuerin, um Gottes und der Jungfrau willen. Vater unser . . . .“ — „Packe dich,

du Faulian," rief sie und warf ihm ihre Spindel nach, die er aufhob und sich damit trollte.

Hundert Tage lief der Junge durch die Welt, trank aus Quellen und ass Kräuter und wilde Früchte. Sobald er, vor Hunger beinahe sterbend, die Schwelle eines Bauernhofes überschritt, um ein Almosen zu erbitten, schrie ihn die Bäuerin an: „Packe dich, du Faulian," und warf ihm ihre Spindel zwischen die Füsse. Er hob sie auf und nach hundert Tagen hatte er hundert Spindeln, aber nicht das, was er suchte. Er kehrte daher zu seiner Mutter zurück. — „Lieber Sohn, hast du das Landschiff gefunden?" frug sie. — „Nein, liebe Mutter, ich fand nur hundert Spindeln und bleibe nun hier."

Jetzt sprach der Jüngste zur Mutter: „Morgen ziehe ich weg, das Landschiff zu suchen." — Schon vor Tagesanbruch eilte er den Stock in der Hand und einen Laib schwarzen Brotes im Schnappsack von dannen. Als er um zehn Uhr am Rande einer Quelle frühstücken wollte, kam ein armer Mann vorbei und rief: „Junge, ich habe Hunger. Um Gottes und der heiligen Jungfrau Maria willen gib mir ein Stück Brot." — „Aber gerne. Iss den ganzen Laib." — „Danke, lieber Freund, iss hier." Bei diesen Worten zog der Bettler einen Laib Brot, weiss wie der Schnee und zart wie der Tau, aus seinem Schnappsack. „Wohin gehst du?" — „Ich suche das Landschiff." — „Leg dich nieder und schlafe. Wenn ich dich aufwecke, wirst du mit mir zufrieden sein."

Der Junge gehorchte. Nach einer Stunde weckte ihn sein Genosse mit den Worten auf: „Genug hast du geschlafen. Auf und sieh!" — Das Landschiff stand da, schön bemalt, mit Silbermasten, Goldseilen und Segeln aus roter Seide. — „Junge, befehle und das Schiff wird dir gehorchen."

„Schiff, gehe vorwärts," rief der Junge und es geschah. — „Schiff, weiche zurück," befahl er und es folgte seinem Befehl. — „Schiff, wende dich," rief er und das Schiff drehte sich. — „Junge, höre mich an. Ich bin Gott und da du mit mir Mitleid hattest, so gebe ich dir das Landschiff. Steige hinein und ziehe weg, aber vergiss nicht, jeden, der dir begegnet, aufzunehmen."

Der Junge grüsste und stieg in das Schiff, das so rasch wie der Wind dahinflog. Nach hundert Meilen stiess er auf einen Mann, der an einer Weinrebe nagte. Er hielt das

Digitized by Google

Schiff an und rief: „Lieber Freund, was treibst du da?“ — „Du siehst es ja. Heuer ist der Wein teuer und da ich arm bin, zerbeisse ich diese Weinrebe, denn sie erinnert mich an den Geschmack des Weines.“ — „Lieber Freund, fahre mit mir.“ — Der Mann gehorchte und stieg ins Schiff, das so rasch wie der Wind dahinflog.

Hundert Meilen weiter sahen sie einen Mann der an einem Kuhknochen nagte. Der Junge hielt das Schiff an und rief: „Lieber Freund, was treibst du denn?“ — „Du siehst es ja. Heuer ist das Fleisch teuer und da ich arm bin, so nage ich in Ermanglung eines besseren an diesem Kuhknochen, der mich an den Geschmack des Fleisches erinnert.“ — „Lieber Freund, fahre mit mir.“ — Der Mann gehorchte und stieg ins Schiff, das rasch wie der Wind dahinflog.

Nach weiteren hundert Meilen stiessen sie auf einen Holzhauer, der die Hälfte eines Waldschlages auf seinem Rücken trug. Der Junge hielt das Schiff an und rief: „Lieber Freund, was treibst du denn?“ — „Du siehst es ja. Meine Stiefmutter schreit immer, dass ich ihr zu wenig Holz nach Hause bringe und so habe ich denn nun die Hälfte eines Waldschlages aufgeladen.“ — „Lieber Freund, fahre mit mir.“ — Der Mann gehorchte und stieg ins Schiff, das wie der Wind dahinflog.

Hundert Meilen weiter trafen sie einen Mann, der mit einem Blasbalg, der so gross wie eine Kirche war, gegen die Wolken blies. Der Junge hielt das Schiff an und rief: „Was treibst du da, lieber Freund?“ — „Du siehst es ja. Ich blase gegen Wolken, um die Ungewitter und den Hagel hintanzuhalten, die unsere Ernten vernichten.“ — „Lieber Freund, fahre mit mir.“ — Der Mann gehorchte und stieg ins Schiff, das wieder so rasch wie der Wind dahinflog.

Nach weiteren hundert Meilen erreichten sie das Schloss des Königs. — „Guten Tag, Herr König. Hier ist das Landschiff und nun will ich deine Tochter zur Frau und die siebenhundert Meierhöfe als Mitgift.“ — „Junge, ich gebe dir meine Tochter zur Frau und die siebenhundert Meierhöfe als Mitgift, wenn du mir einen Mann zeigst, der imstande ist, in einer Stunde sieben Fässer Wein auszutrinken.“ — „König, das soll geschehen. Knechte, bringet rasch sieben Fässer Wein und schlagt sie oben ein.“ — Die Knechte gehorchten. — Der Junge rief den Mann, der, als er ihn fand,

Digitized by Google

an einer Weinrebe nagte. „Daran, lieber Freund!“ — In einer Stunde waren die sieben Weinfässer geleert.

„König, es ist geschehen. Gib mir deine Tochter zur Frau und die siebenhundert Meierhöfe als Mitgift.“ — „Junge, ich gebe dir meine Tochter zur Frau und die siebenhundert Meierhöfe als Mitgift, wenn du mir einen Mann zeigst, der binnen einer Stunde das Fleisch von sieben Ochsen aufzehrt.“ — „König, das wird geschehen. Rasch, ihr Köche, bringt das Fleisch von sieben Ochsen her.“ — Die Köche gehorchten. — Der Junge rief den Mann, der, als er ihn fand, an einem Kuhknochen nagte, herbei. „Daran, lieber Freund!“ — Binnen einer Stunde war das Fleisch von sieben Ochsen vollständig aufgezehrt.

„König, es ist vollbracht. Gib mir nun deine Tochter zur Frau und die siebenhundert Meierhöfe als Mitgift.“ — „Ich gebe dir meine Tochter nicht.“ — „König, dann hast du gelogen. Bekriegen wir uns.“

Der König rief seine Soldaten zusammen und der Kampf begann. Der Junge rief den Holzhauer und den Mann mit dem Blasebalg, der so gross wie eine Kirche war, herbei. „Daran, Jungens!“ — Mit seiner Hacke tötete der Holzhauer die Soldaten des Königs nach hunderten. Mit dem Blasebalg sandte der andere auf sieben Meilen hin Tod und Verderben aus.

Als der König sah, dass er unterliege, sprach er: „Junge, schliessen wir Frieden. Schicke diese Leute weg und ich gebe dir meine Tochter zur Frau und siebenhundert Meierhöfe als Mitgift.“ — Der Junge schickte seine vier Freunde reichbeschenkt weg, heiratete die Tochter des Königs und beide lebten lange Zeit in Glück und Reichtum. (Gascogne.)

---

33. Der Schmied aus Fumel.

Zu Nérac lebte einst ein König, namens Heinrich IV. Er war überaus reich, freigebig, kühn und gerecht. Dennoch war er nicht glücklich. Tag und Nacht sagte er zu sich: „Die Galeerensklaven leiden nicht so wie ich. Ich habe eine Tochter, schöner als der Tag und gelehrter als eine Heilige, aber sie ist so traurig, so traurig, dass sie niemand zum Lächeln brachte und deshalb heisst sie Prinzessin Trauermiene. Siebenhundert treffliche Pferde habe ich, aber alle sind sie schwarz wie die Nacht. Aber ich liebe nur mein weisses Pferd und das ist so bösartig, so bösartig, dass der geschickteste Schmied es nicht

Digitized by Google

beschlagen kann, daher heisst es das Pferd Eisenlos. Nein, die Galeerensklaven sind besser daran als ich."

Schliesslich konnte Heinrich IV. es nicht mehr ertragen und berief den Stadttrommler in sein Schloss. — „Trommler, hier hast du tausend Pistolen. Zieh in die Welt hinein und rufe überall aus: Der Mann, der imstande ist, die Prinzessin Trauermiene nur ein einziges Mal zum Lachen zu bringen und der das grosse, weisse Pferd Eisenlos beschlagen kann, wird der Schwiegersohn und Erbe Heinrichs IV." — „König, ich werde deinem Befehl nachkommen."

Gesagt, getan. Bald kamen von allen Seiten die Männer herbei, die beiden Proben zu versuchen. Aber wie sie kamen, so gingen sie auch wieder.

Zur selben Zeit lebte zu Fumel bei seiner Mutter ein junger und beherzter Schmied. — „Mutter," sagte er eines Abends beim Nachtmahl, „morgen ziehe ich nach Nérac. Ich werde die Prinzessin Trauermiene wenigstens einmal lachen machen und das Pferd Eisenlos beschlagen und so der Schwiegersohn und Erbe Heinrichs IV. werden." — „Mein Sohn, zieh' mit Gott."

Die Mutter ging schlafen. Er nahm sein ganzes Vermögen, hundert Silberlinge und fünfzig Louisdor, aus seinem Koffer und schmiedete aus den Talern vier silberne Hufeisen und aus den Louisdor achtundzwanzig Hufnägel, wobei er sieben für jedes Eisen rechnete. Bei Tagesanbruch zog er, seinen Schnappsack umgehängt, nach Nérac. Im Schnappsack hatte er Brot, eine Flasche Wein, einen Hammer, die vier silbernen Hufeisen und die achtundzwanzig goldenen Nägel.

Drei Stunden nach seinem Aufbruch setzte er sich am Wegrand nieder und ass und trank. Im benachbarten Feld zirpte eine pechschwarze Grille. — „Cri, cri, cri. Guten Tag, lieber Schmied." — „Guten Tag, liebe Grille; womit kann ich dir dienen?" — „Cri, cri, cri. Lieber Schmied, wo gehst du hin?" — „Ich gehe nach Nérac, um die Prinzessin Trauermiene lachen zu machen und das weisse Pferd Eisenlos zu beschlagen, damit ich Schwiegersohn und Erbe Heinrichs IV. werde." — „Cri, cri, cri. Lieber Schmied, nimm mich mit, vielleicht kann ich dir nützen." — „Aber mit Vergnügen! Hüpfe herauf und halte dich an meinem Kinn fest." — Gesagt, getan. Der Schmied ging mit der Grille am Kinn weiter.

Nach drei Stunden liess er sich wieder am Wegrand nieder, ass und trank. Im benachbarten Feld nagte eine kleine Ratte

Digitized by Google

an einem Tabakblatt. — „Quick, quick, quick. Guten Tag, lieber Schmied." — „Guten Tag, liebe Ratte. Womit kann ich dir dienen?" — „Quick, quick, quick. Wo gehst du hin?" — „Ich gehe nach Nérac, um die Prinzessin Trauermiene lachen zu machen und das weisse Pferd Eisenlos zu beschlagen, damit ich der Schwiegersohn und Erbe Heinrichs IV. werde." — „Quick, quick, quick. Lieber Schmied, nimm mich mit, vielleicht kann ich dir nützen." — „Aber mit Vergnügen! Klettre herauf und halte dich an meinem Barett fest." — Gesagt, getan. Der Schmied zog mit der Grille am Kinn und der Ratte am Barett weiter.

Die Nacht über schlief er in einem Wirtshaus zu Agen. Bei Tagesanbruch wurde er durch einen Stich in die Nase jäh erweckt. — „Auf, auf, lieber Schmied! Genug hast du geschlafen, du Faulian." — „Wer ist da? Ich höre dich wohl, aber sehe dich nicht." — „Lieber Schmied, ich bin die Flohmutter und sitze auf deiner Nase. Wo gehst du hin?" — „Ich gehe nach Nérac, um die Prinzessin Trauermiene lachen zu machen und das weisse Pferd Eisenlos zu beschlagen, damit ich Schwiegersohn und Erbe Heinrichs IV. werde." — „Lieber Schmied, nimm mich mit. Vielleicht kann ich dir einen Dienst erweisen." — „Liebe Flohmutter, halte dich fest an meiner Nasenspitze." — Gesagt, getan. Der Schmied zog mit der Grille am Kinn, der Ratte am Barett und der Flohmutter an der Nasenspitze weiter.

Drei Stunden nach Sonnenaufgang war er zu Nérac. Er setzte sich auf eine Steinbank neben das Haupttor des königlichen Schlosses. Knechte und Diener erspähten ihn, lachten und riefen: „Schmied, was willst du hier?" — „Ich will mit Heinrich IV. und seiner Tochter Trauermiene sprechen." — „Sieh, Schmied, hier kommen sie gerade von der Messe."

Der Schmied trat ihnen ohne Furcht und Zittern entgegen und sprach: „Guten Tag, Prinzessin Trauermiene. Ich kam, um dich lachen zu machen. Guten Tag, König Heinrich. Ich kam, um dein weisses Pferd Eisenlos zu beschlagen und hoffe dein Schwiegersohn und Erbe zu werden."

Als die Prinzessin Trauermiene die Grille am Kinn, die Ratte am Barett und die Flohmutter auf der Nasenspitze des Sprechers sah, brach sie in ein herzliches Gelächter aus.

„Lieber König, der erste Teil meiner Aufgabe ist gelöst. Die Prinzessin Trauermiene lacht zum erstenmal in ihrem Leben." — „Schmied, das ist richtig. Nun handelt es sich

Digitized by Google

darum, mein grosses, weisses Pferd Eisenlos zu beschlagen. Gehen wir in den Stall.“ — „König, ich stehe zu Diensten.“

Alle drei gingen in den Stall. Dort entnahm der Schmied seinem Schnappsack einen Hammer, vier silberne Hufeisen und achtundzwanzig goldene Hufnägel. Heinrich IV. und Prinzessin Trauermiene machten erstaunte Gesichter. — „Lieber Schmied, solche Hufeisen und solche Nägel sah ich noch nie.“ — „Prinzessin Trauermiene, ich bin kein gewöhnlicher Schmied. Gold und Silber habe ich in Hülle und Fülle. König Heinrich, ich bin kein gewöhnlicher Schmied. Seht mir nun zu.“

Das grosse, weisse Pferd Eisenlos bäumte sich, schlug aus und wieherte so laut, dass man es sieben Meilen weit hörte. Der Schmied aber lachte dazu nur. — „Grille, mache dich ans Werk,“ befahl er. — Die Grille sprang sogleich ins Ohr des Pferdes und begann zu zirpen: „Cri, cri, cri; cri, cri, cri; cri, cri, cri.“ — Von diesem Lärm betäubt, wurde das Pferd ruhig. Sanft wie ein Schaf, senkte es den Kopf zur Erde. — „Ratte, mache dich ans Werk,“ rief der Schmied. — Sogleich sprang die Ratte auf die Nase des Pferdes Eisenlos und begann dort zu farzen, soviel sie nur konnte. Die Furze rochen stark nach Tabak, von dem sich die Ratte nährte und das Pferd schlief, infolge dieses Geruches, ein. Jetzt beschlug es der Schmied, sattelte und zäumte es und sprang ohne Furcht und Zagen hinauf. Das Pferd erhob sich und gehorchte seiner Hand und seiner Stimme.

Nun sprach der Schmied zum König: „Lieber König Heinrich, die zweite Hälfte meiner Aufgabe ist erfüllt. Das grosse, weisse Pferd Eisenlos ist beschlagen und nun kann ich dein Schwiegersohn und Erbe werden.“ — „Du hast recht. Diesen Morgen heiratest du meine Tochter. Verwalter, laufe zum Pfarrer und ihr, Diener und Knechte, richtet alles zur Hochzeitsfeier her.“

Gesagt, getan. Niemals sah man eine so schöne Hochzeit und nie wird man eine solche mehr erleben. Dennoch war der Schmied nicht zufrieden und er war nicht recht beim Essen, denn er dachte sich: „Nun kommt die Verwirrung. Heute früh sagte ich vor der Prinzessin Trauermiene und Heinrich IV., dass ich Gold und Silber in Hülle und Fülle habe, ich bin aber blutarm. Meine kleine Habe ist in die Hufeisen des Pferdes Eisenlos aufgegangen. Was soll ich tun?“

Nach der Tafel näherte sich ihm ein junger Mann. — „Lieber Schmied, ich will dir etwas im Vertrauen sagen.“ —

Digitized by Google

„Lieber Freund, ich stehe zu Diensten.“ — „Lieber Schmied, ich liebe mit ganzem Herzen Prinzessin Trauermiene, die mich nicht wollte. Ich bin überaus reich und gebe dir, wenn du mir schwörst, sie heute Nacht nicht zu berühren, einen grossen Sack voll spanischer Dublonen.“ — „Lieber Freund, damit bin ich einverstanden.“

So geschah es auch. Anstatt die Lampe abzudrehen und sich zu seiner Frau zu legen, ging der Schmied die ganze Nacht im Zimmer hin und her. Von Stunde zu Stunde frug er seine Frau: „Geliebte, wieviel spanische Dublonen gehen in einen grossen Sack?“ — Bei Sonnenaufgang ging er zum Edelmann und rief ihm zu: „Ich habe das, was du mir gestern Abend versprachst, gewonnen.“

Unterdessen trat der König ins Zimmer der Prinzessin Trauermiene und frug sie: „Nun, meine Tochter, wie hast du die Brautnacht verbracht?“ — „Lieber Vater, sprechen wir nicht davon. Ich schlief allein, denn die ganze Nacht ging mein Mann im Zimmer auf und ab und frug mich nur von Stunde zu Stunde, wieviel spanische Dublonen in einen grossen Sack gehen.“ — „Liebes Kind, dein Mann hat dir eine grosse Schmach angetan. Ich hoffe jedoch, dass es die nächste Nacht nicht mehr vorkommt.“

Aber der Schmied konnte einen zweiten grossen Sack voll spanischer Dublonen auf gleiche Art wie das erstemal verdienen. Anstatt die Lampe abzudrehen und sich zu seiner Frau zu legen, ging er die ganze Nacht im Zimmer hin und her. Von Stunde zu Stunde frug er seine Frau: „Geliebte, wieviel spanische Dublonen gehen in einen grossen Sack?“ — Bei Sonnenaufgang ging er zum Edelmann und rief ihm zu: „Ich habe das, was du mir gestern Abend versprachst, gewonnen.“

Unterdessen trat der König ins Zimmer seiner Tochter und frug sie: „Nun, liebes Kind, wie hast du die zweite Nacht nach deiner Verheiratung verbracht?“ — „Lieber Vater, sprechen wir nicht davon. Ich schlief allein, denn die ganze Nacht ging mein Mann im Zimmer auf und ab und frug mich nur von Stunde zu Stunde, wieviel spanische Dublonen in einen grossen Sack gehen.“ — „Liebes Kind, dein Mann hat dir eine grosse Schmach angetan. Ich hoffe aber, dass es die nächste Nacht nicht wieder vorkommt.“

Aber der Schmied konnte noch einen drittten grossen Sack voll spanischer Dublonen auf die gleiche Art wie das

Digitized by Google

erstemal verdienen. Anstatt die Lampe abzudrehen und sich zu seiner Frau zu legen, ging er die ganze Nacht im Zimmer hin und her. Von Stunde zu Stunde frug er seine Frau: „Geliebte, wieviel spanische Dublonen gehen in einen grossen Sack?“ — Bei Sonnenaufgang ging er zum Edelmann und rief ihm zu: „Ich habe das, was du mir gestern Abend versprachst, gewonnen. Da ich nun aber Geld genug habe, so werde ich heute Abend meine Frau beschlafen.“

Unterdessen trat der König ins Zimmer der Prinzessin Trauermiene und frug sie: „Nun, liebes Kind, wie hast du die dritte Nacht nach deiner Verheiratung verbracht?“ — „Lieber Vater, sprechen wir nicht davon. Ich schlief allein, denn mein Mann ging die ganze Nacht im Zimmer auf und ab und frug mich nur von Zeit zu Zeit, wieviel spanische Dublonen in einen grossen Sack gehen.“ — „Liebes Kind, nun ist es genug des Schimpfs. Ich will keinen Kapaun zum Schwiegersohn und du wirst einen solchen nicht zum Gemahl wollen. Deine Verheiratung ist null und nichtig. Heute heiratest du noch den jungen Edelmann, den du nicht wolltest.“

Und so geschah es. Der Schmied war sehr betrübt, denn er liebte seine Frau sehr. Die Grille, die Ratte und die Flohmutter trösteten ihn mit den Worten: „Nur Mut, lieber Schmied, wir verlassen dich nicht.“

Eine Stunde vor dem Schlafengehen versteckten sich die drei Tiere unter die Kissen des Brautbettes. Die Eheleute gingen zu Bett. Sogleich sprangen Grille und Flohmutter auf den Bräutigam und quälten und peinigten ihn bis aufs Blut. Er schrie und sprang wie ein Besessener herum. Er wurde so müde davon, dass er schliesslich wie ein Stück Holz zur Erde fiel. Nun sprang die Ratte herbei und farzte. Der Tabakgeruch der Furze betäubte den jungen Ehemann so, dass er wie ein Stock schlief.

Am nächsten Tag, der Bräutigam schlief noch immer, trat der König ins Zimmer der Prinzessin Trauermiene. — „Nun, liebes Kind, wie hast du deine Brautnacht verbracht?“ — „Lieber Vater, sprechen wir nicht davon. Sieh doch, was mein Mann wert ist. Da ist mir der Schmied noch lieber.“ — „Liebe Tochter, deine zweite Ehe ist null und nichtig und heute noch heiratest du den Schmied.“

Digitized by Google

Und so geschah es auch. Die Nacht brach an und der Schmied zeigte, dass er kein Kapaun sei.

(Gascogne).

---

34. Der geschickte Etienne.

Einst lebte ein König, der eine Tochter hatte, die so schön wie der Tag war. Eines Sonntags fand sie, als sie zur Kirche ging, eine Wanze auf ihrem Nacken. Die Königstochter fing sie und sperrte sie in ein Kästchen und nährte sie jeden Morgen und Abend mit ihrem Blute. Die Wanze wurde immer grösser und grösser und war wie ein kleiner Hund, als sie starb. Was tat nun die Prinzessin? Sie zog der Wanze die Haut ab, übergab sie einem Gerber, damit er sie gerbe und überzog das Kästchen damit. Nun liess der König ausblasen, dass er dem, der wisse, von welchem Tier die Haut sei, mit welcher das Kästchen überzogen ist, seine Tochter zur Gemahlin gebe.

Drei Jahre waren verrauscht. Viele Männer kamen und gingen wieder, ohne das Rätsel gelöst zu haben. Im ganzen Land sprach man darüber und eines Tages erklärte Etienne der Geschickte den versammelten Nachbarn: „Hört mich an. Ich ziehe zum Schloss des Königs und will erraten, von welchem Tier die Haut des Kästchenüberzugs der Prinzessin ist."

Etienne nahm sich fünf gezäumte und gesattelte Pferde auf die Reise mit. Nach sieben Meilen traf er auf einen Mann, der, das Ohr auf die Erde gelegt, horchte. „Was tust du denn, lieber Freund?" — „Ich, Johann Feinohr, höre auf das, was die Leute sagen." — „Johann Feinohr, komm mit mir. Ich werde dich bald brauchen und werde deine Dienste gut belohnen."

Johann Feinohr stieg zu Pferde und sie zogen miteinander weiter. Nach sieben Meilen stiessen sie auf einen Mann, der hinter einer Hecke stand und Schüsse abgab. — „Was treibst du denn, lieber Freund?" — „Ich, Peter der gute Schütze, schiesse auf Zaunkönige, die dort auf dem Berg sitzen." — „Peter Gutschütz, komm mit mir. Ich werde dich bald brauchen und deine Dienste gut belohnen."

Peter Gutschütz stieg zu Pferde und sie zogen miteinander. Nach sieben Meilen stiessen sie auf einen Mann, der sich mit Stricken fesselte. — „Was machst du denn,

Digitized by Google

lieber Freund?“ — „Ich, der Windhund, fessele mich mit Stricken, weil ich Hasen jagen will. Wenn ich mich nicht fessle, so laufe ich rascher wie sie und überhole sie.“ — „Windhund, komm mit mir. Ich werde dich bald brauchen und deine Dienste gut belohnen.“

Der Windhund stieg zu Pferde und sie ritten alle vier miteinander weiter. Nach sieben Meilen kamen sie zu einem Mann, der eine hundertjährige Eiche drehte. — „Was treibst du denn, lieber Freund?“ — „Ich, Samson der Starke, drehe diese hundertjährige Eiche, um einen Strick davon zu erhalten, damit ich mein Bündel schnüren kann.“ — „Starker Samson, komm mit mir. Ich werde dich bald brauchen und werde deine Dienste gut belohnen.“

Der starke Samson stieg zu Pferde und sie ritten alle fünfe miteinander weiter. Nach sieben Meilen erreichten sie das Schloss des Königs. Aber der geschickte Etienne erriet die Sache ebenfalls nicht und so mussten sie wieder umkehren und wegziehen. Nach sieben Meilen sprach Johann Feinohr zu Etienne: „Lieber Herr, ich höre den König zu seiner Tochter sagen: Auch dieser wusste es nicht, dass dein Kästchen mit der fetten Haut einer Wanze überzogen ist.“

Sogleich kehrten die Fünfe um und eilten ins Schloss des Königs. — „König,“ sprach der geschickte Etienne, „das Kästchen deiner Tochter ist mit der Haut einer fetten Wanze überzogen. Gib mir nun deine Tochter zur Gemahlin.“ — „Geschickter Etienne,“ erwiderte der König, „wir sind miteinander verwandt. Du kannst daher meine Tochter nicht ehelichen, ausser du gehst nach Rom und erwirbst die Dispens des Papstes.“

Sofort zogen die Fünfe nach Rom. Der König aber sandte heimlich einen Boten nach Rom, der dem Papst einen Brief zu überbringen hatte, worin der König den Papst bat, die Dispens nicht zu gewähren. Nach sieben Meilen sprach Johann Feinohr zu Etienne: „Lieber Herr, ich höre den König sagen: Der geschickte Etienne erhält meine Tochter nicht zur Frau, denn ich habe einen Boten mit einem Brief, worin ich den Papst bitte, die Dispens nicht zu geben, nach Rom geschickt. Dieser wird mir, sobald er die Antwort hat, selbe durch eine Taube, der sie um den Hals gebunden wird, zuschicken, damit ich sie so rasch als möglich erhalte.“

Etienne schrieb rasch einen Brief und der Windhund eilte damit nach Rom. Als der Bote des Königs dort ankam,

Digitized by Google

war die Dispens schon gegeben. Der Papst schrieb jedoch rasch einen Brief an den König, worin er die Dispens zurückzog. Dieser Brief wurde einer Taube um den Hals gehängt, doch Peter Gutschütz tötete sie im Flug; währenddem kam der Windhund mit der Dispens.

Die Fünfe kehrten ins Schloss des Königs zurück. — „König," sprach der geschickte Etienne, „hier ist die Dispens. Nun gib mir die Tochter zur Frau." — „Etienne, das kann nicht sein. Doch gebe ich dir soviel Gold dafür, als ein Mann wegtragen kann." — Etienne rief nach Samson den Starken und lud ihm hundert Haufen Gold auf, die diesem nicht schwerer als ein Federkissen deuchten. Nun rief aber der König: „Etienne, gib mir mein Gold zurück. Du sollst meine Tochter haben."

Etienne und die Prinzessin heirateten einander. Zur Hochzeit waren Johann Feinohr, Peter Gutschütz, der Windhund und Samson der Starke geladen. Am nächsten Tag zogen sie, jeder reichlich mit Talern beschenkt, heim.

(Gascogne.)

---

35. Die zwei Mädchen.

Einst lebten ein Mann und eine Frau, die eine Tochter hatten, die so schön wie der Tag war. Die Frau starb und der Mann heiratete eine andere Frau, die eine Tochter hatte, die so hässlich wie die Nacht war. Als die zwei Mädchen grösser waren, sagte die Stiefmutter, die das hübsche Mädchen nicht leiden konnte und sie wohl jeden Tag zwanzigmal schlug, zu ihrem Mann: „Du musst fortgehen und deine Tochter verlieren."

Der Mann hatte mit seiner Tochter Mitleid, da er aber seine Frau fürchtete, so erwiderte er: „Frau, ich werde deinen Willen erfüllen." — Das hübsche Mädchen war jedoch hinter der Türe verborgen und hatte alles gehört. Sogleich lief sie zu ihrer Patin und erzählte ihr die Sache. — „Mädchen," sprach die Patin, „fülle deine Taschen mit Asche und streue sie am Weg aus, dann wirst du wieder zurückfinden." — Das Mädchen lief heim und füllte ihre Taschen mit Asche. Kaum war sie fertig damit, so rief ihr Vater: „Komm, wir suchen im Wald Schwämme."

Sie gingen beide in den Wald. Der Vater aber hatte nicht den Mut, wirklich Schwämme zu suchen. Während sie

Digitized by Google

so dahingingen, streute das Mädchen immer Asche aus. Endlich verbarg sich der Vater unbemerkt in einer Grube, liess das Mädchen allein und kehrte vor Einbruch der Nacht heim. — „Lieber Mann, hast du deine Tochter verloren?“ — „Ja.“ — „Dann kannst du für deine Mühe mit uns einen Teller voll Maisbrei essen.“

Während er den Brei ass, dachte der Mann an sein Kind, das er im Wald allein zurückgelassen hatte und rief aus: „Wenn die arme Kleine jetzt hier wäre, würde sie auch ihren Maisbrei essen.“ — „Ich bin ja hier, lieber Vater,“ erwiderte das Mädchen, das durch die List mit der Asche wieder zurückgekehrt war und an der Türe horchte. — Der Vater war erfreut, sein Kind wiederzusehen und ass nun seinen Maisbrei mit viel grösserem Appetit. Als das Mädchen mit seiner Schwester schlafen gegangen war, sprach die Stiefmutter zu ihrem Mann: „Du bist ein Vieh. Du hast das Mädchen nicht weit genug weggeführt und musst sie daher nochmals in den Wald führen. Aber sieh, dass sie nicht wieder zurückkommt.“

Dem Manne dauerte das Mädchen, doch da er seine Frau fürchtete, so sprach er: „Es soll geschehen.“ — Das Mädchen, das aufgestanden war und gehorcht hatte, lief zu seiner Patin, um ihr alles zu erzählen. — „Mädchen,“ sprach die Patin, „stecke Leinsamen in deine Taschen und streue sie am Wege auf, damit du wieder heimfindest.“ — Das Mädchen lief heim, füllte ihre Taschen mit Leinsamen und legte sich dann nieder.

Am nächsten Tage trat der Vater in ihr Zimmer ein und sprach: „Armes Kind, komm, wir gehen in den Wald, Schwämme zu suchen.“ — Beide zogen sie dem Walde zu, doch hatte der Vater nicht den Mut, wirklich Schwämme zu suchen. Das Mädchen streute am ganzen Weg seinen Leinsamen aus. Der Vater verbarg sich endlich unbemerkt in einer Grube, liess das Mädchen allein im Wald und kehrte vor Einbruch der Nacht nach Hause zurück. — „Nun, lieber Mann, hast du das Mädchen verloren.“ — „Jawohl.“ — „Dafür sollst du einen Teller voll Maisbrei mit uns essen.“

Während des Essens dachte der Mann an seine Tochter, die er im Walde allein zurückgelassen hatte und sprach: „Wenn die arme Kleine hier wäre, so könnte sie nun auch ihren Maisbrei essen.“ — „Ich bin ja so hier, lieber Vater,“ rief das hübsche Mädchen, das mittelst des Leinsamens wieder zurückgekehrt war und an der Türe horchte. — Der Vater

Digitized by Google

war erfreut, sein Kind wiederzusehen und ass nun seinen Maisbrei mit viel grösserem Appetit. Als das Mädchen mit seiner Schwester schlafen gegangen war, sprach die Stiefmutter zu ihrem Mann: „Du bist ein Vieh. Du hast das Mädchen nicht weit genug weggeführt und musst sie daher nochmals in den Wald führen. Aber trachte, dass sie nicht wieder zurückkommt."

Der Mann hatte Mitleid mit dem Mädchen, doch da er seine Frau fürchtete, so erwiderte er ihr: „Es soll geschehen." — Das Mädchen, das aufgestanden war und an der Türe gehorcht hatte, lief zu seiner Patin, um ihr alles zu erzählen. — „Mädchen," sprach die Patin, „fülle deine Taschen mit Hirsekörnern und streue diese am Wege aus, damit du wieder nachhause findest." — Das Mädchen lief heim, füllte ihre Taschen mit Hirsekörnern und legte sich dann nieder.

Am nächsten Tag trat der Vater in ihr Zimmer und sprach: „Armes Kind, komm, wir gehen in den Wald, Schwämme suchen." — Beide zogen sie dem Walde zu, doch hatte der Vater nicht den Mut, wirklich Schwämme zu suchen. — Das Mädchen streute am ganzen Wege seine Hirsekörner aus. Der Vater verbarg sich endlich unbemerkt in einer Grube, liess das Mädchen allein im Walde und kehrte vor Einbruch der Nacht nach Hause zurück.

Als das hübsche Mädchen zurückkehren wollte, fand sie den Weg nicht mehr, denn Elstern hatten die Hirsekörner aufgefressen. Sie irrte lange Zeit durch den Wald, endlich kam sie zu einem grossen Schloss und klopfte an. — „Wer klopft?" — „Ein armes Mädchen, das sich verirrt hat und um Essen und Nachtlager bittet."

Die Herrin des Schlosses schickte das schöne Mädchen in die Küche, wo es mit Knechten und Dienerinnen nachtmahlte und befahl, dass man ihm ein gutes Bett gebe. Am nächsten Morgen liess sie das Mädchen in ihr Zimmer kommen und öffnete die Tür einer anstossenden Kammer, in der sich Kleider befanden. — „Liebes Kind, ziehe deine Kleider aus und wähle dir hier die Kleider, die du willst." — Das hübsche Mädchen wählte sich das hässlichste Kleid aus, doch die Schlossfrau zwang sie, sich das schönste zu nehmen und es sofort anzuziehen. Hierauf öffnete sie einen grossen Koffer, der mit Gold-, Silber- und Kupferstücken und Schmuck jeder Art angefüllt war. — „Liebes Kind, nimm dir aus diesem Koffer, was du willst." — Das Mädchen nahm sich zwei

Digitized by Google

Heller und einen Ring aus Kupfer, doch die Schlossfrau gab ihr Goldstücke, Ringe, Ketten und Ohrgehänge aus Gold und führte sie in den Stall. — „Liebes Kind, nimm dir hier das Tier, das dir gefällt und Zaum und Sattel dazu." — Das Mädchen wählte sich einen Esel, eine Strickhalfter und eine alte Decke aus, doch die Schlossfrau zwang sie, das schönste Pferd, den schönsten Zaum und den schönsten Sattel anzunehmen. — „Und nun," sprach sie, „steige aufs Pferd und kehre in dein Land zurück. Wende dich jedoch nicht auf das Schloss um, bevor du nicht die Höhe jenes Hügels erreicht hast. Dann erhebe dein Haupt und warte."

Das Mädchen bedankte sich bei der Schlossfrau für alles, stieg zu Pferde und zog ihrem Lande zu, ohne sich umzuwenden. Als sie die Höhe des Hügels erreicht hatte, erhob sie den Kopf und wartete. Da fielen Sterne vom Himmel herab; zwei schmückten ihr Haupt und einer ihr Kinn.

Als sie ihren Weg fortsetzte, begegnete sie einem jungen Mann, der von der Jagd zurückkehrte. Er sass zu Pferde und hatte neun Windhunde bei sich, von denen drei schwarz wie Kohle, drei rot wie Feuer und drei weiss wie Linnen waren. Als er das hübsche Mädchen erblickte, grüsste er und sprach: „Jungfrau, ich bin der Sohn des Königs von England. Ich bin schon weit in der Welt herumgekommen, habe aber noch nie einen so tapferen und kühnen Mann gefunden wie mich. Wenn ihr wollt, so begleite ich euch, um euch gegen böse Menschen zu verteidigen."

„Ich danke euch. Ich würde wohl allein den Weg in meine Heimat finden, aber ich getraue mich nicht, in mein Elternhaus zurückzukehren, denn ich fürchte meine Stiefmutter, die mich nicht leiden kann, weil ihre Tochter hässlich wie die Nacht ist. Dreimal zwang sie meinen Vater, mich im Walde zu verlieren."

Der Königssohn geriet in heftige Wut, zog seinen Degen und pfiff seinen Windhunden. — „Fräulein, zeigt mir den Weg zu eurem Haus, dass ich durch meine Meute euren Vater, eure Stiefmutter und eure Schwester zerfetzen lasse." — „Lieber Königssohn, eure Meute gehorcht eurem Befehl, aber das wird nicht geschehen. Gott wird nicht zugeben, dass meinem Vater, meiner Stiefmutter und meiner Schwester auch nur das geringste Leid von euch zugefügt wird."

Aber der Königssohn wollte sich nicht beruhigen und schrie wie ein Besessener: „Ich werde meinem Scharfrichter

Digitized by Google

sagen: Richte sie hin. Ich bezahle ihn und er soll sich sein Geld nicht umsonst verdienen." — „Lieber Königssohn, euer Scharfrichter untersteht eurem Befehl, aber das wird nicht geschehen. Gott wird nicht zugeben, dass meinem Vater, meiner Stiefmutter und meiner Schwester auch nur das geringste Leid von euch zugefügt wird."

„Wenn ihr wollt, dass ich ihnen verzeihe, dann müsst ihr meine Frau werden." — „Lieber Königssohn, wenn ihr ihnen verzeiht, so werde ich euere Frau." — Der Königssohn heiratete das hübsche Mädchen, das mit ihm glücklich und die angesehenste Frau des Landes wurde.

Kurze Zeit nach der Hochzeit erfuhr die Schwester, die so hässlich wie die Nacht war, die Sache und sprach: „Ich werde auch in den Wald gehen und ich werde dasselbe erreichen." — Sie zog in den Wald und ging lange, lange fort. Endlich erreichte sie ein grosses Schloss und klopfte an die Pforte. — „Wer klopft?" — „Ein Mädchen, das sich verirrte und um Kost und Nachtlager bittet." —

Die Schlossfrau schickte das hässliche Mädchen in die Küche, wo es mit Knechten und Dienerinnen das Nachtmahl einnahm und befahl, ihm ein gutes Bett herzurichten. Am nächsten Morgen liess die Frau das Mädchen auf ihr Zimmer kommen und öffnete die Tür der anstossenden Kammer, die voll Kleider war. — „Teure, lege deine Kleider ab und wähle dir hier Kleider aus, die du willst." — Das hässliche Mädchen wählte sich das schönste Kleid aus, doch die Schlossfrau zwang sie, das zerrissendste zu nehmen und sofort anzuziehen. Hierauf öffnete sie einen Koffer, der voll Gold-, Silber- und Kupfermünzen und voll des köstlichsten Geschmeides war. — „Teure, nimm dir aus diesem Koffer das, was du willst, heraus." — Das hässliche Mädchen wählte sich hundert Dukaten und hundert Goldringe aus, doch die Schlossfrau liess ihr nur zwei Heller und einen Ring aus Kupfer herausnehmen und führte sie in den Stall. — „Teure, wähle dir hier ein Reittier, einen Sattel und einen Zaum nach deinem Wunsche aus." — Das hässliche Mädchen wählte sich das schönste Pferd, den schönsten Zaum und den schönsten Sattel, doch die Schlossfrau liess ihr nur einen Esel, eine Strickhalfter und eine schlechte Decke mitnehmen. — „Und nun," sagte sie, „besteige deinen Esel und kehre in die Heimat zurück. Wende dich jedoch ja nicht früher auf das Schloss um, als bis du auf der Höhe jenes Hügels bist. Dann erhebe den Kopf und warte."

Digitized by Google

Das hässliche Mädchen dankte nicht, stieg auf den Esel und ritt ihrer Heimat zu. Bevor sie jedoch noch die Höhe des Hügels erreichte, drehte sie sich um, erhob den Kopf und wartete. Da fielen drei Kuhfladen auf sie herab; zwei schmückten ihr Haupt und einer das Kinn.

Als sie sich wieder auf den Weg machte, begegnete sie einen alten Mann, der schmutzig und betrunken war. — „Teure," rief er, „du entsprichst meinen Vorstellungen. Du musst meine Frau werden. Tust du es nicht, so töte ich dich." — Gezwungen folgte das hässliche Mädchen dem Trunkenbold in sein Haus und heiratete ihn. Aber er trank auch jetzt wie ein Loch und schlug sie jeden Tag wohl zwanzigmal. (Gascogne).

---

36. Der Holzkammhändler.

Einst lebte ein Holzkammhändler. Mit seinem kleinen Karren, dem ein Esel um sechs Franken vorgespannt war, besuchte er Jahrmärkte und Wochenmärkte und verkaufte dort seine Holzkämme, seine Ochsenstacheln, Hacken und Mützen.

Eines Tages als er nach Mirande zum Jahrmarkte zog, stiess er auf Reineke Fuchs, der zu Füssen eines Hühnerstalles stand und vor Hunger beinahe starb. — „Heh! Holzkammhändler, du giltst doch für einen geschickten Mann, lass mich auf deinen Rücken steigen, damit ich in den Hühnerstall kommen und Geflügel stehlen kann." — „Sehr gerne, lieber Reineke. Vorher schwöre mir jedoch bei deiner Seele, dass du, sobald du oben bist, mir für meine Mühe ein Paar fette Hühner herunterwirfst." — „Das schwöre ich dir."

Der Händler liess Reineke auf seine Achseln steigen. — „Halloh, nun geh es an!" — „Lieber Freund, der Hühnerstall ist noch immer um eine Klafter zu hoch. Schiebe mich hinauf." — Der Händler nahm einen Ochsentreibstachel aus seinem Karren und schob an, aber dessen Spitze drang einen Zoll tief in den Hintern des bösen Tieres ein und Reineke schrie: „Au, au, au! Nicht so heftig, nicht so heftig." — „Lieber Reineke, du hast mir befohlen, dich hinaufzuschieben und ich tat es." — Endlich erreichte Reineke den Hühnerstall und sprang hinein. — „Lieber Reineke, vergiss nicht auf das, was du mir geschworen hast. Du versprachst mir

bei deiner Seele, dass du mir, sobald du oben bist, für meine Mühe ein Paar fette Hühner herabwirfst.“ — „Ich halte es auch. Hier sind sie, obwohl du sie nicht verdienst, denn du hast meinen Hintern blutig gestochen.“ — „Ich danke dir, lieber Reineke und nun wünsche ich dir guten Tag. Versuche nun herabzusteigen, wie du kannst, ich habe keine Zeit mehr, zu warten, denn ich muss nach Mirande zum Jahrmarkt.“

Der Händler entfernte sich und fand, beim durchqueren eines Waldes, den Wolf, der eben einen dicken Eichenstamm spalten wollte. — „Guten Tag, lieber Händler.“ — „Guten Tag, lieber Wolf. Was treibst du denn?“ — „Ich möchte diesen dicken Eichenstamm spalten, aber es geht nicht. Kannst du mir, der du doch so geschickt bist, nicht helfen?“ — „Aber gerne, lieber Wolf.“ — Der Händler nahm eine Hacke aus seinem Karren und spaltete mit dem ersten Hieb den dicken Eichenstamm zur Hälfte. — „Nun, lieber Wolf, lege deine Tatze in den Spalt, um ihn offen zu erhalten.“ — Der Wolf gehorchte. Der Händler zog aber die Axt heraus und der Wolf war gefangen. — „Au, au, au! Hilf mir doch aus dieser Lage, lieber Händler.“ — „Lieber Wolf, ich wünsche dir einen guten Tag. Ziehe dich aus der Sache, wie du kannst. Ich habe keine Zeit, denn ich muss nach Mirande zum Jahrmarkt.“

Der Händler entfernte sich. Zu Mirande angekommen, sah er eine Menge Leute um einen rotgekleideten, mit Gold und Silber gezierten Reiter stehen. — „Einwohner von Mirande“, schrie der Reiter, „ich bringe euch zur Kenntnis, dass der König von Frankreich zu Bagnères-de-Bigorre ist, um dort mit seiner Tochter, die schön wie der Tag und sehr reich ist, die Bäder zu gebrauchen. Der König von Frankreich wird seine Tochter dem zur Frau geben, der seinen Löwen bezwingen kann.“

Sogleich machte sich der Händler auf den Weg und trat am nächsten Tag bei Tagesanbruch in die grosse Herberge, in der der König wohnte. — „Guten Tag, lieber König von Frankreich.“ — „Guten Tag, lieber Kammhändler, was willst du von mir?“ — „Ich will deinen grossen Löwen bändigen und deine Tochter zur Frau erwerben.“ — „Knechte, führet den Kammhändler in den Stall, in dem mein grosser Löwe eingesperrt ist.“

Die Knechte kamen dem Befehle nach. Im Stall sprang der Löwe wie wild um, liess die Augen und die drei Schuh

Digitized by Google

lange Zunge heraushängen und brüllte wie fünfhundert Teufel. — Der Händler trat ohne Furcht und Zagen ein. — „Warum brüllst du so, lieber Löwe? Kennst du mich nicht?“ — „O ja, du bist der Kammhändler.“ — „Ich kam, um dich zu einem Essen einzuladen. Ich werde dich prächtiger als dein Herr, der König, bewirten.“ — „Ich nehme an, lieber Händler. Wenn es Mittag läutet, essen wir. Gehe nun in die Küche. Doch wenn du mich nicht trefflicher bewirtest als der König, so verschlinge ich dich mit Haut und Haar.“ —

Der Händler ging zu einem Fleischer und kaufte dort ein Kalb. Dann ging er zu einem Zuckerbäcker, wo er einen Zentner Zuckerl kaufte. Hierauf kaufte er einem Büchsenmacher noch einen Zentner Bleikugeln ab. Schliesslich liess er sich bei einem Schmied eine Eisenschaufel im Gewichte von sieben Pfunden verfertigen. Als dies alles besorgt war, kehrte der Händler zum Löwen zurück und richtete her. — „Beginnen wir, lieber Löwe, es läutet Mittag. Versuche ein wenig von diesem Gedämpften.“ — Der Löwe verschlang das Kalb bis auf die Knochen. — „Nun, lieber Löwe, versuche ein wenig von diesen Zuckerln.“ — In fünf Minuten hatte der Löwe einen halben Zentner Zuckerl verschlungen. Die übrigen schüttete der Händler auf die Erde und vermischte sie mit den Bleikugeln. Der Löwe verschlang alles. — „Lieber Löwe, bist du nun zufrieden?“ — „Lieber Händler, du hast mich trefflicher bewirtet als mein König, ich fresse dich daher nicht auf. Aber diese Zuckerln haben mir das Maul ein wenig verklebt und den Bauch beschwert.“ — „Lieber Löwe, das macht nichts. Unterhalten wir uns jetzt. Soll ich dir das Schaukelspiel lehren?“ — „Ja, lieber Freund.“

Der Händler stieg auf den Tisch und befestigte am Hauptbalken des Stalles einen Strick. — „Lieber Löwe, steige nun auch auf den Tisch und stecke deine Tatze in diese Schlinge. Du wirst sehen, was für eine Lust wir haben werden.“ Der Löwe gehorchte, der Händler sprang zur Erde und stiess den Tisch rasch um, sodass der Löwe in der Luft hing. — „Zu Hilfe, lieber Händler, zu Hilfe!“ — Aber der Händler war schon fort. Er lief zum König und zu seiner Tochter. — „Rasch, lieber König. Schnell, liebe Prinzessin. Kommt rasch in den Stall zum Löwen. In fünf Minuten habe ich ihn gebändigt.“

Digitized by Google

Während der König und seine Tochter in den Stall gingen, eilte der Händler rasch in die Küche, wo seit zwei Stunden die Schaufel im Ofen lag und schon weissglühend war. Mit drei Sprüngen war er im Stall. — „Lieber Löwe, teurer Freund, nun werde ich dir das Schaukelspiel lehren.“ — „Au, au, au! Genug! Genug! Du verbrennst mir ja den Hintern. Lieber Händler, ich bekenne, du hast mich bezwungen.“ — Aber der Händler schlug mit seiner weissglühenden Eisenschaufel beständig auf den Löwen los, der fortwährend schrie: „Au, au, au! Genug! Genug! Du verbrennst mir ja den Hintern. Lieber Händler, ich bekenne, du hast mich bezwungen.“ — Aber der Händler schlug mit seiner weissglühenden Eisenschaufel beständig auf den Löwen los, der fortwährend schrie: „Au, au, au! Genug! Genug! Du verbrennst mir ja den Hintern. Lieber Händler, ich bekenne, du hast mich bezwungen.“

Endlich schnitt der Händler den Strick ab, der die Tatze des Löwen festhielt. Das schlimme Tier fiel halb tot zur Erde; sein Hinterer brannte. Der Händler aber wandte sich dem König und seiner Tochter zu und sprach: „Lieber König von Frankreich, ich habe deinen Löwen bezwungen. Nun gib mir deine Tochter zur Frau.“ — „Das soll geschehen.“

Am nächsten Tag wurde die Hochzeit gefeiert, die sieben Tage währte. Am achten Tag, schon vor Tagesanbruch, spannte der Händler seinen Esel um sechs Franken vor seinen kleinen Karren und sprach zu seiner Frau: „Teure, steige hinauf, gib jedoch acht, dass du nichts ruinierst. Und nun, lieber König von Frankreich, lebe wohl, ich durchziehe wieder die Welt.“ — „Lebewohl, liebe Tochter, lebewohl, lieber Schwiegersohn. Hier habt ihr einen grossen Sack voll Dublonen und Dukaten, die euch über des Lebens Fährlichkeiten hinweghelfen sollen. Am selben Tag kommt die folgenden Jahre wieder hieher.“

Der Esel um sechs Franken entfernte sich rasch. Gegen Mittag kamen der Händler und seine Frau in einen Wald. — „Liebe Frau, hier unter dieser grossen Eiche halten wir, denn ich bin hungrig und müde.“ — „Sehr gerne, lieber Händler.“ — Sie spannten den Esel aus und befahlen ihm, sich Nahrung zu suchen. Während er Disteln frass, verzehrten der Händler und die Prinzessin mit gutem Appetit ihr Mittagessen und legten sich dann unter der grossen Eiche nieder. Der Händler hatte auf seinem Haupt eine Baumwollhaube.

Schlaft, liebe Leute, schlaft, ich spreche unterdessen von Reineke Fuchs, dem Wolf und dem Löwen.

Digitized by Google

Auf die Gefahr hin, sich den Hals zu brechen, war Reineke endlich vom Hühnerstall herabgesprungen. Er dachte sich: „Der elende Schuft von einem Händler hat mir meinen Hintern blutig gestossen. Aber nur Geduld, wir werden uns wieder treffen und dann fresse ich seine Gedärme.“ — Sogleich machte er sich auf die Suche und traf, als er einen Wald durchschritt, den Wolf, der noch immer seine Tatze im Spalt der dicken Eiche eingeklemmt hatte. — „Zu Hilfe, lieber Bruder! Zu Hilfe, lieber Bruder!“ schrie der Wolf. — Reineke zog den Wolf aus der Klemme. „Sage mir, lieber Wolf, wer hat dir denn das angetan?“ — „Sprechen wir nicht darüber, lieber Fuchs. Der Räuber von einem Händler hat mir das angetan.“ — „So, dieser Elende. Sieh doch meinen Hintern an, lieber Wolf, wie mich dieser Schuft dort blutig stiess. Aber nur Geduld. Wir werden uns wieder treffen und dann fresse ich seine Gedärme.“ — „Der Elende! Sieh doch meine Pfote an, lieber Fuchs, wie sie aussieht. Aber nur Geduld. Wir werden uns wieder treffen uud dann fresse ich sein Herz und seine Leber.“

Beide suchten nun den Händler. Sie kamen in die Nähe von Bagnères-de-Bigorre und fanden den Löwen, der bis zum Hals im Wasser des Adour steckte. — „Guten Tag, lieber Löwe. Was treibst du denn?“ — „Was ich mache, lieber Fuchs. Ich erleide den Tod und Schmerzen. Neun Tage bade ich hier schon meinen Hintern, den mir der elende Händler verbrannte. Sieh doch her.“ — „So, dieser Schuft! Sieh meinen Hintern an, lieber Löwe, er hat ihn mir mit einem Ochsenstachel blutig gestossen. Aber nur Geduld. Wir werden uns schon treffen und da fresse ich ihm seine Gedärme.“ — „Der Elende! Sieh meine Pfote an, lieber Löwe, und wie sie aussieht. Aber nur Geduld. Wir werden uns schon treffen und dann fresse ich sein Herz und seine Leber.“ — „Ihr habt Recht, lieber Fuchs und lieber Wolf. Wir werden uns schon treffen und beisse ich ihm dann seinen Kopf ab.“

Alle drei begaben sich nun auf die Suche. Endlich erspähten sie den Händler schlafend unter der grossen Eiche, an der Seite der Prinzessin. — „Sieh, hier ist der Händler. Er schläft. Daran, lieber Fuchs, friss seine Gedärme.“ — Der Fuchs hatte es aber nicht eilig und rief: „Liebe Freunde, der Treibstachel kommt mir in den Sinn.“ — „Sieh, hier ist der Händler. Er schläft. Daran, lieber Wolf, friss sein Herz und seine Leber.“ — Der Wolf hatte es aber nicht eilig und rief:

Digitized by Google

„Liebe Freunde, die Hacke und der dicke Eichenstamm kommen mir in den Sinn.“ — „Sieh, hier ist der Händler. Er schläft. Daran, lieber Löwe, beiss ihm den Kopf ab.“ — Der Löwe hatte es aber nicht eilig und rief: „Liebe Freunde, die weissglühende Schaufel kommt mir in den Sinn.“ — Alle drei nahmen den Schwanz zwischen die Beine und flohen eilig davon.

Nach einiger Zeit erwachte der Händler, der noch immer die Baumwollmütze auf hatte und schrie: „Himmelherrgott, schockschwerenot!“ — Infolge dieser Flüche erwachte die Prinzessin und zitternd frug sie: „Was hast du denn?“ — „Himmelherrgott, ich bin ein ruinierter Mann. Sieh doch dort oben auf den Bäumen die Affen, die alle Baumwollmützen, die mir gehören, aufhaben. Diese verfluchten Bestien machen ja alles, was sie bei den Menschen sehen, nach und so haben sie mich ausgeplündert, um sich, meinem Vorbild gemäss, die Mützen aufzusetzen. Himmelherrgott!“ — Grün und gelb vor Zorn riss er seine Mütze vom Haupt und warf sie zur Erde. Sogleich taten es die Affen auch. — „Rasch, rasch, liebe Frau. Lesen wir die Mützen nur rasch auf.“

Eine Viertelstunde später waren alle aufgelesen und der Händler zog mit der Prinzessin weiter, seinem Handwerk wieder nachzugehen. Aber bald fand er sich zu reich, um noch so viel zu arbeiten und so wenig zu verdienen. Mit seinen Dukaten und Dublonen kaufte er sich hundert Meierhöfe und ein schönes Schloss und lebte dort noch lange glücklich mit Frau und Kindern. (Gascogne.)

37. Haltet fest.

Einst lebte ein junger Mühlknecht, der höchst unglücklich war. Sein Herr prügelte ihn, gab ihm schlechte Kost und keinen Lohn. Endlich verliess ihn die Geduld. — „Gott befohlen, lieber Herr. Ich stelle mich nun auf eigene Füsse.“ — Tatsächlich pachtete er sich eine Windmühle, hatte aber kein Glück damit. Der Wind blies im ersten Jahre kaum und es regnete furchtbar viel. Er war daher nicht imstande, seinen Pachtzins zu bezahlen.

„Merke es dir, lieber Müller,“ sprach der Besitzer der Mühle, „wenn du mich bis morgen Früh nicht zahlst, so kommst du in das Schuldgefängnis.“ — Der Besitzer ging weg und liess den Müller weinend zurück. Dieser setzte sich vor die Türe der Mühle und rief: „Ach Gott, was soll ich anfangen!“ —

Digitized by Google

Bei Sonnenuntergang ging eine Frau vorüber, die schwarz wie die Nacht und uralt war. „Lieber Müller, warum weinst du?“ — „Weil ich Grund dazu habe. Ich besitze nicht einen Heller und wenn ich bis morgen nicht meinen Pacht für die Mühle bezahle, so lässt mich der Besitzer in den Schuldturm werfen.“ — „Lieber Müller, weine nicht. Hier hast du das Geld und bezahle damit den Pacht für ein Jahr.“ — „Danke, danke, liebe, gute Frau.“

Am nächsten Morgen bezahlte der Müller seinen Pacht und konnte nun wieder in der Mühle verbleiben. Aber auch dieses Jahr hatte er kein Glück, denn der Wind blieb aus und es regnete übermässig viel, sodass er nicht imstande war, seinen Pachtzins zu bezahlen. — „Merke es dir, lieber Müller,“ sprach der Besitzer der Mühle, „wenn du mich bis morgen früh nicht bezahlst, so kommst du in das Schuldgefängnis.“ — Der Besitzer ging weg und liess den Müller weinend zurück. Dieser setzte sich vor die Türe der Mühle und rief: „Ach Gott, was soll ich beginnen!“ — Bei Sonnenuntergang ging eine Frau vorüber, die schwarz wie die Nacht und uralt war. „Lieber Müller, warum weinst du?“ — „Weil ich Grund dazu habe. Ich besitze nicht einen Heller und wenn ich bis morgen nicht meinen Pacht für die Mühle bezahle, so lässt mich der Besitzer in den Schuldturm werfen.“ — „Lieber Müller, weine nicht. Hier hast du Geld und bezahle damit den Pacht für zwei Jahre.“ — „Danke, danke, liebe, gute Frau.“

Am nächsten Morgen bezahlte der Müller seinen Pacht für zwei Jahre. Aber auch im dritten und vierten Jahre blies der Wind nur unmerklich und es regnete übermässig, sodass er nicht imstande war, seinen Pacht zu bezahlen. — „Merke es dir, lieber Müller,“ sprach der Besitzer der Mühle, „wenn du mich bis morgen Früh nicht bezahlst, so kommst du in das Schuldgefängnis.“ — Der Besitzer ging weg und liess den Müller weinend zurück. Dieser setzte sich vor die Türe der Mühle und weinte. Bei Sonnenuntergang ging eine Frau vorüber, die schwarz wie die Nacht und uralt war. — „Lieber Müller, warum weinst du?“ — „Weil ich Grund dazu habe. Ich besitze keinen Heller und wenn ich bis morgen nicht meinen Pacht für die Mühle bezahle, so lässt mich der Besitzer in den Schuldturm werfen.“ — „Lieber Müller, weine nicht. Hier hast du einen Holunderzweig. Bediene dich dessen wohl. Sobald du willst, dass zwei Personen oder zwei Dinge sich vereinen, so rufe: „Haltet fest!“ und berühre die Dinge

Digitized by Google

mit deinem Stab. Sobald du nicht schreist: „Lasset los!“ kann weder Gott, noch der Teufel die Dinge trennen.“ — „Danke, danke, liebe, gute Frau.“

Am nächsten Morgen fand sich der Müller mit seinem Stabe auf dem Hauptplatze des Ortes ein. Soeben spülte die Wirtschafterin des Pfarrers das Nachtgeschirr ihres Herrn aus. Der Müller berührte sie und das Nachtgeschirr mit dem Holunderzweig und rief: „Haltet fest!“ — Sogleich waren die Wirtschafterin und das Nachtgeschirr ein Körper und weder Gott, noch der Teufel hätten die Macht besessen, sie zu trennen.

„Zu Hilfe!“ schrie die Wirtschafterin. Ein Müller, sein mit Hafer beladenes Maultier am Zügel haltend, eilte herzu. — „Haltet fest!“ — Sogleich waren der Müller, sein mit Hafer beladenes Maultier, die Wirtschafterin und das Nachtgeschirr des Pfarrers ein Körper und weder Gott, noch der Teufel hätten sie trennen können.

„Zu Hilfe!“ schrien die Wirtschafterin und der Müller. — Ein Fuhrmann kam soeben mit seinem vollen Heuwagen, dem sieben Pferde vorgespannt waren, herbei. Das vorderste Pferd roch den Hafer und näherte sich dem Maultier. — „Haltet fest!“ — Sogleich waren die Wirtschafterin, der Nachttopf, der Müller, das mit Hafer beladene Maultier, der Heuwagen, die sieben Pferde und der Fuhrmann ein Körper und weder Gott, noch der Teufel hätten sie trennen können.

„Zu Hilfe!“ schrien die Wirtschafterin, der Müller und der Fuhrmann. — Der Besitzer der Mühle kam soeben in seinem vierspännigen Wagen, den ein goldbordierter Kutscher lenkte, auf den Platz. Die vier Pferde ersahen das Heu und näherten sich. — „Haltet fest!“ — Sofort waren die Wirtschafterin, der Nachttopf, der Müller, das mit Hafer beladene Pferd, der Heuwagen, die sieben Pferde desselben, der Fuhrmann, der Besitzer der Mühle, der Wagen mit den vier Pferden und der goldbordierte Kutscher ein Körper und weder Gott, noch der Teufel hätten sie trennen können.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ — Aber die Ortsbewohner flohen erschreckt davon. Bis Sonnenuntergang betrachtete der Müller mit dem Holunderzweig kaltblütig sein Werk. Endlich erbarmten ihm die Leute und die Tiere. — „Herr,“ sprach er zum Eigentümer der Mühle, „was gebt ihr mir, wenn ich euch frei mache?“ — „Müller, ich gebe dir meine Windmühle, die ich ausbessern lasse und drei schöne Maultiere.“ — „Es sei. Lasset los!“ — Sogleich lösten sich der Besitzer der Mühle,

Digitized by Google

sein Wagen, die vier Pferde und der goldbordierte Diener vom Heuwagen, den sieben Pferden und dem Fuhrmann los. Der Heuwagen, die sieben Pferde und der Fuhrmann lösten sich vom Müller und dem mit Hafer beladenen Maultier. Der Müller und das mit Hafer beladene Maultier lösten sich von der Wirtschafterin und dem Nachttopf. Die Wirtschafterin des Pfarrers löste sich vom Nachttopf. (Gascogne.)

---

38. Hänschen.

Einst lebte ein Weber namens Hänschen, der äusserst schlau und klug war. Er wohnte bei seiner Mutter, einer alten Witwe, die eben so klug wie ihr Sohn war. Er war nicht stolz darauf, dass er gescheiter als die Nachbarn war, trotzdem geriet er in Zorn, wenn er sie Dummheiten begehen sah und wollte dann, dass jeder so vernünftig handeln sollte wie er.

Seine Mutter sagte ihm oft: „Hänschen, hüte dich. Die Welt ist gross und die Dummköpfe beherrschen sie seit langer Zeit und ich glaube nicht, dass es anders werden wird. Du bist nicht imstande, alle Pflanzen einer Wiese zu zählen, du kannst die Baïse (Nebenfluss der Garonne) nicht leer trinken, bemühe dich daher, mit den Lebenden zu leben und schliesse dich nicht ab.“

Hänschen erwiderte nichts, aber er konnte trotzdem seinen Zorn nicht meistern. Er konnte es nicht begreifen, dass der Bösartige Herr sei und dass die Dummen immer in der Mehrzahl sind. Eines Tages starb die Witwe. Hänschen dachte sich: „Nun habe ich keine Mutter mehr. Das ist ein schwerer Schlag für mich. Da ich aber nicht allein bleiben will, so muss ich heiraten.“ — Als die Trauerzeit aus war, heiratete er und hielt eine prächtige Hochzeit. Am nächsten Tag sprach er zu seiner Frau: „Liebes Kind, ich bin durstig und, da kein Tropfen Wein im Hause ist, so hole mir von der Quelle Wasser.“ — Die Frau nahm den Krug und ging fort. Nach einer Stunde war sie noch immer nicht zurück. — „Liebe Schwiegermutter,“ sprach Hänschen, „sieh doch, was deine Tochter macht, ich kann es nicht tun, denn ich muss hier bleiben. Aber rasch, denn ich verschmachte fast vor Durst.“

Die Schwiegermutter ging weg und fand ihre Tochter bei der Quelle. Der Krug stand ihr zur Seite. — „Mutter,

Digitized by Google

du kommst wie gerufen. Ich bin nun verheiratet und so wird mir Gott wohl auch ein Kind schenken, wir haben jedoch keine Wiege und darüber denke ich nun nach." — „Wir haben ja für dich eine gehabt, doch sie ist schon lange hin. Diese Wiege war ein Geschenk meiner Schwester, deiner Tante und niemals habe ich eine solche wieder gesehen." — Die Mutter setzte sich zu ihrer Tochter und beide schwätzten nun wie Elstern über die Wiege. — Wieder war eine Stunde vergangen und beide kamen nicht zurück. — „Lieber Schwiegervater," sagte Hänschen, „geh, sieh doch nach, was meine und deine Frau treiben, ich habe keine Zeit dazu, denn ich muss hier bleiben. Ich verschmachte beinahe vor Durst."

Der Schwiegervater ging weg und fand Frau und Tochter bei der Quelle sitzend. Der Krug stand ihnen zur Seite. — „Ich sehe," rief der Vater, „dass ihr streitet, bin aber sogleich imstande euch zu besänftigen. Die Wiege, die wir hatten, war kein Geschenk der Schwester meiner Frau, sondern ich habe sie gemacht. Als unser Mädchen grösser war, wollte ich die Wiege gegen einen Truthahn umtauschen." — „Aber, lieber Mann, du weisst nicht, was du sprichst." — „Liebe Frau, ich weiss es besser wie du. Ich werde es dir beweisen." — Er setzte sich zwischen Frau und Tochter und sie plapperten nun über die Wiege, wie die Elstern. Eine Stunde war wieder vorbei und noch immer waren sie nicht zurückgekehrt.

Hänschen dachte sich: „Ich habe zwar hier zu arbeiten, aber ich verschmachte vor Durst. Ich muss doch sehen, was aus meiner Frau, meiner Schwiegermutter und meinem Schwiegervater wurde." — Bald danach fand er sie bei der Quelle, wo die drei Dummköpfe noch immer über die Wiege sprachen. Hänschen geriet in Zorn und schrie: „Da schaut die drei Dummköpfe an, die sich wegen einer Wiege zanken, während das Kind noch gar nicht geboren ist. Unterdessen verschmachte ich beinahe vor Durst und arbeite wie ein Galeerensklave. Mit solchen Leuten will ich nicht leben. Ich verlasse das Land."

Er zog fort. Nach einer Stunde, als er einen grossen Wald durchschritt, sah er eine Frau, die ihr Schwein mit einem Stock prügelte und schrie: „Blödes Schwein! Blödes Schwein! Ich werde dich lehren." — Dabei schlug sie immer mit einem Stock auf das Tier los. — „Liebe Frau, warum

Digitized by Google

schlägst du dein Schwein so?“ — „Warum ich es schlage? Stelle dir doch vor, dass dieses Vieh gar keine Vernunft hat; anstatt auf den Baum zu steigen und die Eicheln abzureissen, legt es sich hier unter die Eiche und wartet bis sie herabfallen. Rasch, wirst du hinaufsteigen, du böses Vieh.“ — „Liebe Frau, die Schweine können nicht auf Bäume klettern. Leih mir deinen Stock und sieh her.“ — Er schlug mit dem Stock eine Menge Eicheln ab und die Sau verzehrte sie mit Putz und Stingel. — „Gott befohlen, liebe Frau. Lerne daraus etwas.“ — „Besten Dank, lieber Freund.“

Hänschen ging weiter. Nach einer Stunde verfinsterte sich der Himmel, ein Wetter kam. Unter der Türe eines Hauses fand er eine Frau, die sich bemühte mit einer Furke einen Haufen grüner Nüsse ins Haus zu werfen. — „Liebe Frau, was machst du da?“ — „Du siehst es ja. Ich bemühe mich, die Nüsse, die ich an der Sonne trocknen liess, aus Furcht vor dem Unwetter ins Haus zu schaffen, aber die verfluchte Furke leistet mir keine guten Dienste.“ — „Liebe Frau, gib deine Furke weg und bringe mir eine Schaufel.“ — Die Frau brachte eine Schaufel herbei und in einer Viertelstunde hatte Hänschen die Nüsse alle unter Dach und Fach gebracht. Er blieb, bis das Wetter vorbei war. — „Gott befohlen, liebe Frau. Lerne daraus etwas.“ — „Besten Dank, lieber Freund.“

Er zog weiter und erreichte eine Stunde später ein Haus, in dem ein Junge seinen alten, geistesschwachen Vater wie ein Wilder anbrüllte: „Dummkopf! Ihr könnt eure Hose nie anziehen, hundertmal habt ihr es schon nicht zusammengebracht. Steigt auf den Tisch, ich halte euch die Hose und springt hinein, so kommen beide Beine zugleich hinein.“ — Der arme, alte und geistesschwache Mann tat so, fiel jedoch auf die Erde, ohne in die Hose hineingeschlüpft zu sein. Hänschen trat soeben ins Haus: „Junger Mann, weisst du denn nicht, wie man eine Hose anzieht? Man schlüpft zuerst mit einem Bein und dann mit dem andern hinein. Nun ist es geschehen. Gott befohlen und lerne daraus etwas.“ — „Danke, lieber Freund.“

Hänschen zog weiter, aber schon nach hundert Schritten setzte er sich unter einen Baum und sagte sich: „Vier Stunden ziehe ich nun umher und schon habe ich drei Leute gefunden, die dümmer als meine Frau, meine Schwiegermutter und mein Schwiegervater sind. Ich traf eine Frau, die ihr Schwein

auf einen Baum hinauftreiben wollte, ich traf eine zweite, die sich bemühte, mit einer Furke einen Haufen grüner Nüsse ins Haus zu schaffen und ich traf einen jungen Mann, der seinen alten, geistesschwachen Vater in die Hose hineinspringen lassen wollte. Meine arme Mutter hatte wirklich Recht, wenn sie sagte: „Die Welt ist gross und die Dummköpfe beherrschen sie und ich glaube nicht, dass es je anders werden wird. Nie wirst du die Pflanzen der Wiese zählen können, nie wirst du die Baïse austrinken. Lebe daher mit den Lebenden und ziehe dich nicht zurück."

Nachdem ihm dies durch den Sinn gezogen war, kehrte Hänschen nach Hause zurück. (Gascogne).

---

39. Hirsekorn.

Einst lebten zu Lacouture ein Bauer und eine Bäuerin, die, obwohl sie schon sieben Jahre verheiratet waren, noch immer kein Kind hatten. Eines Tages, als sie in der Backstube Teig knetete, dachte sie bei sich: „Ach Gott, wann werde ich einen Sohn bekommen?" — „Aber, liebe Mutter, du hast ja einen." — „Wo bist du, liebes Kind, ich höre dich wohl, aber ich sehe dich nicht." — „Liebe Mutter, ich bin zu klein, um gesehen werden zu können. Deshalb heisst mich Hirsekorn." — „Hirsekorn, willst du die Mutterbrust." — „Danke, liebe Mutter. Ich bin vollkommen ausgewachsen, bekleidet und bewaffnet zur Welt gekommen und weiss mehr als Leute mit vierzig Jahren. Befiehl nur und alles, was du sagst, werde ich ausführen." — „Hirsekorn, jage die Hühner aus der Stube." — Hirsekorn tat es. Seine Mutter hörte ihn wohl schreien: „gsch! gsch! gsch!", aber sah ihn nicht. — „Liebe Mutter, die Hühner sind verjagt, nun gehe ich zum Vater." — „Hirsekorn, weisst du denn, wo er ist?" — „O ja. Er pflügt dort drüben mit unserem Ochsenpaar. Ich werde ihm seinen Imbiss bringen." — „Hirsekorn, das bist du nicht imstande." — „Mutter, fülle nur den Korb an, das Übrige lass meine Sache sein."

Hirsekorn zog mit dem gefüllten Korb ab. — „Lieber Vater, hier ist dein Imbiss." — „Wer ist da? Ich höre wohl sprechen, aber ich sehe niemanden." — „Vater, ich bin es, Hirsekorn, dein Sohn, der erst vor einer Stunde das Licht der Welt erblickte. Ich bin zu klein, um sichtbar zu sein

Digitized by Google

und deswegen heisst ihr mich Hirsekorn. Hier ist dein Imbiss, wo soll ich ihn hinstellen?“ — „Dort unter jenen Baum, Hirsekorn.“ — „So, das ist geschehen. Iss, ich pflüge einstweilen für dich.“ — „Hirsekorn, das bringst du nicht zuwege.“ — „Lieber Vater, vertraue mir nur.“ — Während sein Vater ass, schwang sich Hirsekorn auf die Spitze des rechten Hornes des Ochsen Caubet und schrie: „Vorwärts, Lauret! Vorwärts, Caubet!“ — Nie hatte ein Pflüger auf solche Art gewerkt.

Zur selben Zeit kam der Bischof von Lectoure vorbei, der von Fleurance her in einer prächtigen Kutsche fuhr. Er war sehr erstaunt darüber, ein Paar Ochsen allein pflügen zu sehen und Schreie zu vernehmen, die vom Pflüger, den er aber nicht sah, herkamen. — „Lieber Bauer,“ sprach er zum essenden Vater, „wer ist denn der Schreier?“ — „Hochwürden, das ist mein Sohn Hirsekorn, der für mich jetzt pflügt.“ — „Lieber Bauer, ich höre ihn, aber ich sehe ihn nicht.“ — „Hochwürden, mein Sohn ist zu klein, um sichtbar zu sein. Deswegen heisst er ja Hirsekorn.“ — „Lieber Bauer, ich will deinen Sohn zu meinem Kutscher machen. Verkaufe ihn mir um tausend Pistolen.“ — „Hochwürden, verzeiht mir, aber ich verkaufe Hirsekorn nicht.“ —

Der Bischof fuhr weiter. Als er schon ziemlich weit weg war, sprach Hirsekorn zu seinem Vater: „Lieber Vater, warum hast du mich nicht um tausend Pistolen an den Bischof verkauft?“ — „Hirsekorn, ich behalte dich.“ — „Lieber Vater, verkaufe mich doch, ich komme ja bald wieder zurück.“ — „Hirsekorn, vielleicht schickt sich ein anderesmal die Gelegenheit.“ — „Lieber Vater, geh nach Hause. Ich werde mit dem Pflügen bald fertig sein und bringe dann die Ochsen heim und füttere sie. Vertraut mir nur!“

So geschah es auch. Das Feld war gepflügt und Hirsekorn führte seine Ochsen in den Stall, aber beim Füttern fiel er ins Futter und Caubet verschluckte ihn. Da die Eltern ihren Sohn nicht vernahmen, eilten sie beunruhigt in den Stall und riefen: „Hirsekorn! Hirsekorn!“ — „Ich bin im Bauche des Caubet.“ — „Hirsekorn! Hirsekorn!“ — „Ich bin im Bauche des Caubet.“ — Der Vater holte ein grosses Hiebbeil, erschlug Caubet, schnitt ihm den Bauch auf und riss die Gedärme heraus. — „Hirsekorn! Hirsekorn!“ — Keine Antwort erfolgte. — „Hirsekorn! Hirsekorn!“ — Keine Ant-

Digitized by Google

wort. — „O, welches Unglück! Hirsekorn ist tot!“ — Der Bauer und die Bäuerin gingen betrübt zu Bette.

Aber Hirsekorn war nicht tot, er war nur ohnmächtig geworden und konnte daher nicht antworten. Als er wieder zu sich kam, war es schon Mitternacht. Da kamen die Wölfe, die der Geruch der Gedärme anzog, aus dem Walde Ramier herbei und in einem Nu fand sich Hirsekorn samt den Gedärmen im Bauche eines Wolfes, der nach Rieutort lief. Doch seit der kleine Mann im Wolfe steckte, litt dieser furchtbar an Kolik. Im Walde Rieutort soff der Wolf soviel Wasser, bis er sich erbrach. Fröhlich eilte er dann davon. Dadurch war auch Hirsekorn wieder frei geworden, der sich nun, was er sehr notwendig hatte, gründlich reinigte. Dabei erblickte er einen sechs Fuss hohen, schwarzen, bärtigen Mann, der unruhig die Sterne betrachtete und um ein Uhr nachts Eulenrufe ausstiess, worauf sofort ähnliche erschallten, die von Viehdieben herrührten, die soeben von ihren Plünderungen, die sie bei den Mönchen zu Bouillas, beim Grafen zu Lamothe-Goas, beim Bischof zu Lectoure und im Meierhofe zu Lacouture ausgeführt hatten, zurückkamen und eine Menge Stuten, Füllen, Kälber, Ochsen und Kühe ihrem Häuptling zuführten. — „Kameraden,“ rief der Häuptling, „ihr seid diese Nacht fleissig gewesen. Ziehen wir nun auf den Markt. Mit dem Gelde, das wir für das viele Vieh einnehmen, können wir es uns lange gut gehen lassen und können wir lange karteln.“

So geschah es. Aber der Häuptling wusste nicht, dass er Hirsekorn in seiner Tasche mittrug. Als das Vieh verkauft war, rief das Oberhaupt: „Kameraden, gehen wir ins Gasthaus zechen.“ — Diese Zecherei endigte damit, dass sie alle volltrunken unter den Tisch sanken und dass Hirsekorn die Tasche des Häuptlings nahm und rasch heim eilte. — „Guten Tag, lieber Vater. Guten Tag, liebe Mutter. Hier habt. Das ist hundertmal mehr, als ihr braucht, um den aufgeschlitzten Caubet zu ersetzen und um an Stelle des gestohlenen Viehs neues zu kaufen.“ — Das stimmte, denn die Tasche enthielt eine grosse Anzahl Louisdor und Dukaten. — „Nun, lieber Vater, bringe ein Fläschchen.“ — Der Vater brachte es und Hirsekorn schlüpfte hinein. — „Lieber Vater, nimm dieses Fläschchen, bringe mich damit zum Bischof und verkaufe mich um dreitausend Pistolen.“ —

Der Vater tat so. „Guten Tag, Hochwürden. Ich habe meine Meinung geändert, ihr könnt Hirsekorn um tausend

Digitized by Google

Pistolen haben.“ — Ohne zu handeln, zahlte der Bischof die verlangte Summe und der Vater kehrte nach Lacouture zurück. Eine Woche hindurch erwies sich Hirsekorn als sehr verwendbar. Nie waren die Pferde des Bischofs so gut gefüttert, gestriegelt und gezäumt und nie war sein Wagen so nett und wohlbespannt gewesen und nie hatte sich ein Kutscher so trefflich aufgeführt wie Hirsekorn. Der Bischof war sehr zufrieden mit ihm, aber es kam anders. Am achten Tag schrie Hirsekorn im Stall als wie einer, dem man lebend die Haut abzieht: „Au, au, au! Ich sterbe! Au, au, au!“ — „Was hast du, Hirsekorn? Was fehlt dir?“ — „Au, au, au! Ich sterbe.“ — „Ein Pferd hat mich mit seinem Fuss zerquetscht. Au, au, au! Ich sterbe.“ — „Zeige dich, Hirsekorn, zeige dich doch. Unterdessen wird der Chirurg geholt.“ — Aber Hirsekorn zeigte sich nicht und hörte zu schreien auf. Der Bischof von Lectoure dachte sich: „Hirsekorn ist tot. Ich habe seine treffliche Dienstleistung, die nur eine Woche währte, teuer bezahlt.“

Hirsekorn war jedoch nicht tot, sondern kehrte nach Hause zurück. — „Grüss Gott, lieber Vater. Grüss Gott, liebe Mutter. Verlassen wir die Gegend! Wir haben nun genug, um andere für uns arbeiten zu lassen. Wir können nun, wie die vornehmen Leute, in einem Schlosse wohnen.

(Gascogne).

40. Courtebotte und seine Flöte.

Einst lebten ein Mann und eine Frau, die obwohl sie schon fünfzehn Jahre verheiratet waren, noch immer kein Kind hatten. Wohl zwanzigmal im Tage riefen Frau und Mann: „Herr, schenke uns einen Sohn, nichts anderes als einen Sohn, selbst wenn er nur so gross wie ein Stiefel ist.“

Gott erhörte endlich ihre Bitte und schenkte ihnen nach fünfzehn Jahren und neun Monaten einen Sohn, der zwei Spannen hoch war und nicht um eine Linie grösser wurde. Deswegen hiessen ihn seine Eltern Courtebotte (Kurzstiefel).

Als er das Alter für eine Stellung hatte, wollte ihn, den Zwerg, der aber klüger und gescheiter als die andern war, niemand nehmen. Endlich fand er eine Stelle als Kuhhirte bei einem bösen und geizigen Bauern. Schlechtes Brot, schlechte Suppe, ein Strohlager, viel Schläge und wenig Lohn, das erhielt unser Däumling. Aber der Zwerg war wohlgemut und dachte sich: „Nur Geduld, auf Regen folgt Sonnenschein.“

Digitized by Google

Eines Tages hütete er seine Kühe und lag unter einer Weide am Ufer der Gers. Da sah er am andern Ufer eine Frau, die kaum eine Spanne hoch, schwarz wie die Nacht und uralt war. — „Kuhhirt," schrie sie, „hilf mir auf das andere Ufer der Gers." — „Gerne, liebe Frau." — Er entledigte sich seiner Kleider; es war gerade nach der Erntezeit, daher war das Wasser so nieder, dass es ihm nur bis zum Gürtel reichte. — „Liebe Frau, ihr seid herüben." — „Danke dir, lieber Kuhhirte. Dein Dienst soll dir vergolten werden. Hier hast du eine Flöte, von der du dich nie trennen sollst. Sobald du auf ihr spielst, sind Tiere und Menschen, die dich hören, gezwungen, zu tanzen und zwar solange, bis du zu spielen aufhörst." — „Ich danke dir, liebe Frau." — Die Alte verschwand.

Courtebotte begann auf der Flöte zu spielen. Sofort begannen die Ochsen, Kühe und Kälber zu tanzen und kamen erst zur Ruhe, sobald er aufhörte, zu spielen. Bald danach ging, nahe einer Dornenhecke, der Friedensrichter vorbei, ein äusserst zorniger und bösartiger Mann. Courtebotte zog seine Mütze: „Guten Tag, Herr Friedensrichter." Der gab ihm aber keine Antwort, noch griff er an den Hut. — „Herr Friedensrichter, ich habe euch anständig gegrüsst, könnt ihr nicht danken?" — Doch dieser erhob den Stock. Da spielte Courtebotte auf seiner Flöte und sogleich tanzte der Friedensrichter in die Dornenhecke hinein, wo er sich die Kleider zerriss und die Haut zerkratzte. So lange tanzte er, bis der Zwerg zu spielen aufhörte.

Courtebotte brachte sein Vieh heim. Sein Herr und dessen Familie hatten an diesem Tage eine Schmauserei; Brotsuppe, Gansbügel, gebratene Truthühner, Käse und Wein gab es. — „Lieber Herr, gebt mir auch etwas davon." — „Schau, dass du weiter kommst, du Schlingel. Schimmlige Brotkrusten sind für dich noch zu gut. Marsch oder es setzt Hiebe." — Courtebotte spielte auf seiner Flöte und sogleich tanzten der Bauer und seine Familie. Sie tanzten um die Bänke und die umgeworfenen Stühle, auf Tellern, Schüsseln und zerbrochenen Weinflaschen, die sie blutig schnitten. Sie tanzten und tanzten, so lange, bis er zu spielen aufhörte. Danach kehrte Courtebotte zu seinen Eltern zurück, während ihn der Friedensrichter und der Bauer bei Gericht anzeigten.

Drei Tage danach wurde der Kuhhirte zum Tode durch den Strang verurteilt. Während die rotgekleideten Richter,

Digitized by Google

der Priester, der Henker und dessen Knechte ihn zum Galgen führten, zersprang er beinahe vor Lachen, da er den Friedensrichter und den Bauer unter dem mitziehenden Volk sah.

Der Henker legte ihm den Strick um den Hals, doch er begann auf der Flöte zu spielen und nun tanzten alle, die Richter, der Priester, der Henker und seine Knechte und das Volk. Sie tanzten den Galgen hinauf und ihre Beine und Arme waren beim Herabtanzen beständig in Gefahr, zerbrochen zu werden. Sie tanzten so lange, bis er zu spielen aufhörte. — „Nun, liebe Leute, wollt ihr mich noch immer hängen?“ — „Nein, Courtebotte, sei ruhig, dir geschieht nichts.“ — „Liebe Leute, das genügt mir nicht, es müssen der Friedensrichter und der Bauer ohne Gnade gehängt werden.“ — „Courtebotte, das geht nicht.“

Courtebotte spielte wieder auf seiner Flöte und sofort tanzten alle. Sie tanzten den Galgen hinauf und ihre Beine und Arme waren beim Herabtanzen beständig in Gefahr, zerbrochen zu werden. Sie tanzten so lange, bis er zu spielen aufhörte. — „Liebe Leute, ich will, dass der Friedensrichter und der Bauer ohne Gnade gehängt werden. Geht es noch immer nicht?“ — „Aber ja, Courtebotte. Scharfrichter, verrichte dein Amt.“ — Der Scharfrichter und seine Gesellen hängten den Friedensrichter und den Bauern. — „Und nun, liebe Leute, müsst ihr mir als Entschädigung noch tausend Pistolen geben.“ — „Courtebotte, das geht nicht.“

Aber Courtebotte spielte wieder auf der Flöte und sofort tanzten alle. Sie tanzten den Galgen hinauf und hinunter und ihre Arme und Beine waren beständig in Gefahr, gebrochen zu werden. Sie tanzten solange, bis er zu spielen aufhörte. — „Liebe Leute, ihr müsst mir als Entschädigung für das erlittene Unrecht tausend Pistolen geben. Geht es noch immer nicht?“ — „Wir zahlen, Courtebotte, aber wir haben das Geld nicht hier.“ — „Dann lasst es holen, denn sonst spiele ich wieder auf der Flöte.“ — Sie brachten das Geld und Courtebotte kehrte mit Gold beladen zu seinen Eltern zurück und lebte noch lange Jahre glücklich und zufrieden.

(Gascogne).

---

41. Der Schnappsack.

Einst lebten eine Witwe und ihr Sohn, die Tag und Nacht arbeiten mussten, um ihr Leben kärglich zu fristen. — „Mutter“,

sprach eines Tages der Sohn, „das kann so nicht fortgehen. Du bist alt, hüte unser Häuschen, während ich, jetzt einundzwanzig Jahre alt, in die Welt hinausziehe, um das Glück zu suchen. Wenn ich reich werde, dann soll es auch dir an nichts fehlen.“ — „Lieber Sohn, tue, wie du willst. Hier hast du einen guten Schwarzdornstock, der dir gegen Widriges dienen soll und hier einen Schnappsack, der drei kleine Brotlaibe und eine gefüllte Weinflasche enthält. Ziehe mit Gott.“

Der Junge verabschiedete sich von seiner Mutter und ging seiner Wege. Drei Stunden zog er schon, immer geradeaus dahin, da begegnete er einem alten Krüppel. — „Erbarmen, lieber Freund, um Gottes willen.“ — Der junge Mann griff in seinen Schnappsack. „Hier hast du. Iss diesen kleinen Brotlaib und trink dazu aus meiner Flasche.“ — „Danke, lieber Freund.“ — Der Junge grüsste und zog weiter. Wieder ging er drei Stunden fürbass, da begegnete er einem alten Krüppel. — „Erbarmen, lieber Freund, um Mariens willen.“ — Der junge Mann griff in seinen Schnappsack. „Hier hast du. Iss diesen kleinen Brotlaib und trink dazu aus meiner Flasche.“ — „Danke, lieber Freund.“ — Der Junge grüsste und zog weiter, immer geradeaus. Nach drei Stunden begegnete er abermals einem alten Krüppel. — „Erbarmen, lieber Freund, um des heiligen Apostels Petrus willen.“ — Der junge Mann griff in seinen Schnappsack. „Hier hast du. Iss diesen kleinen Brotlaib und trink dazu aus meiner Flasche.“ — „Danke, lieber Freund.“ — Der junge Mann grüsste und wollte weiterziehen, doch der Krüppel sprach zu ihm: „Du bist mir dreimal an einem Tage beigestanden. Das erstemal aus Liebe zu Gott, das zweitemal aus Liebe zur Jungfrau Maria und das drittemal aus Liebe zum heiligen Apostel Petrus. Das soll dir vergolten werden. Höre mich an. Ich bin der Apostel Petrus, der Himmelspförtner, bin mächtig im Himmel und auf Erden, was ich dir sofort zeigen werde. Gib mir deinen Schnappsack, dass ich ihn segne.“ — Der junge Mann kam dem Befehle nach. — „So, es ist geschehen. Alles, was du dir wünschst, das kannst du nun erhalten, wenn du rufst: „Spring in meinen Schnappsack.“ Sofort wird das Gewünschte, sei es nun Person oder Sache, in den Schnappsack springen und nur, wenn du es wünschest, frei werden. Lebe wohl, lieber Freund, ich habe dir deine Wohltaten vergolten. Doch noch eins, mache von dem Geschenk einen guten Gebrauch.“

Digitized by Google

Der junge Mann grüsste und ging weiter. Nach drei Stunden, gerade bei Sonnenuntergang, erreichte er eine grosse Stadt. Er trat in ein grosses Gasthaus ein, wo soeben die Diener das Nachtmahl im Saale richteten und Teller, Brot und Wein auftrugen. Auf den Öfen kochte und sott es, am Feuer schmorte ein dicker Truthahn, der so fett wie ein Mönch war und ein guter Geruch von Gedämpftem durchzog die Zimmer und hätte Tote erwecken können. Der Junge starb beinahe vor Hunger. — „Lieber Wirt, gebt mir um Gotteswillen ein Stück Brot." — „Schau, dass du weiter kommst, rasch, oder die Hunde werden dich laufen lehren." — Der Junge lächelte und rief: „Gutes Essen, spring in meinen Schnappsack." — Sofort sprangen das Brot, die Weinflaschen und das Fleisch in seinen Brotsack. Er setzte sich am Ufer des Flusses nieder, stillte seinen Hunger und Durst, überliess den Rest der Mahlzeit den Bachstelzen, streckte sich auf der Erde aus und schlief ein.

Bei Tagesanbruch zog er weiter und kam nach drei Stunden zur Werkstätte eines Schmiedes, der eben am Amboss mit einem hundert Zentner schweren Hammer Eisen hämmerte. — „Ein Stück Brot, lieber Schmied, um Gottes und Maria willen." — „Das sollst du haben. Warte ein wenig, meine Frau richtet soeben die Suppe her, dann können wir miteinander essen." — Während die Frau die Suppe zubereitete, plauderten der Schmied und der Junge miteinander. — „Wem gehört jenes Schloss dort, lieber Schmied?" — „Das gehört der Mutter des Teufels, die noch bösartiger ist als ihr Sohn. Viele Leute gingen in jenes Schloss schon hinein, aber keiner kam mehr heraus. Gehe nicht hin!"

Als er die Suppe gegessen hatte, verabschiedete sich der Junge vom Schmied und dessen Frau und zog weiter. Nach drei Stunden klopfte er ohne Furcht und Zagen an die Türe des schönen Schlosses, das der Mutter des Teufels gehörte. Diese kam heraus. Sie war sieben Klafter hoch, uralt und hässlich wie die Nacht. — „Ein Stück Brot, liebe Mutter des Teufels, um Gottes willen." — Sie stürzte vor, das Maul weit geöffnet, doch er lachte und rief: „Mutter des Teufels, springe in meinen Schnappsack." — Sofort sprang sie hinein und er trug sie zum Schmied, wo er den Sack auf den Amboss legte. — „Lieber Schmied, gib mir deinen hundert Zentner schweren Hammer, nimm einen ebensolchen und schlagen wir los." — „Es soll geschehen. Los!" — Die Mutter des Teufels

schrie, dass man sie hundert Meilen weit hörte: „Au, au, au! Ihr zerhaut mir die Knochen. Au, au, au!“ — Die zwei Männer schlugen ununterbrochen darauf los. Aber die Mutter des Teufels kann nicht sterben, nur leiden kann sie wie die Christen. Noch immer schrie sie, dass man sie hundert Meilen weit hörte: „Au, au, au! Ihr zerhaut mir ja die Knochen. Au, au, au!“ — Als sie genug erduldet hatte, öffnete der Junge den Schnappsack. Die Mutter des Teufels rannte davon und liess sich nie mehr blicken.

Der Junge war nun Herr und Besitzer des schönen Schlosses, das der Mutter des Teufels gehört hatte. Er kam wieder zum Schmied zurück und sprach: „Lieber Freund, du hast mir einen Dienst erwiesen, dafür gebe ich dir hier tausend Pistolen. Diese tausend Dukaten bringe meiner Mutter, die ich schön grüssen lasse. Sie soll sich nichts abgehen lassen, denn ich bin ja jetzt unermesslich reich. Ich werde nun heiraten.“

Der Schmied reiste ab und der junge Mann zog von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, von Kirchweih zu Kirchweih, um sich eine Frau zu suchen. Er war prächtig gekleidet und trug beständig seinen Schnappsack mit sich. Einst begegnete er der Tochter eines Grafen, die schön wie der Tag und lauter wie das Gold war. Sogleich verliebte er sich in sie. — „Grüss Gott, liebes Mädchen. Ich bin jung, stark, tapfer und überaus reich. Willst du meine Frau werden?“ — „Ich würde dich sehr gerne heiraten, wenn du den Schnappsack nicht umhättest.“ — „Spotte nicht über meinen Schnappsack, denn er hat die Kraft, dich zu dem zu zwingen, was ich haben will.“ — Sie lächelte. „Lieber Freund, tritt den Wahrheitsbeweis an.“ — „Schönes Mädchen, spring in meinen Sack.“ — Das Mädchen sprang hinein. — „Lieber Freund, du hast die Wahrheit gesprochen. Mache mich wieder frei.“ — „Ich werde es sofort tun, wenn du mir zuerst schwörst, meine Frau zu werden.“ — „Lieber Freund, ich schwöre es. Aber mein Vater wird damit nicht einverstanden sein.“ — „Das lasse meine Sorge sein.“

Der junge Mann machte die Schöne frei und beide gingen zu ihrem Vater. — „Grüss Gott, lieber Graf. Deine Tochter versprach mir, meine Frau zu werden. Bist du damit einverstanden?“ — „Dummkopf, meine Tochter ist nichts für einen Menschen, der wie ein Bettler einen Schnappsack um hat.“ — „Graf, springe in den Schnappsack.“ — Sofort sprang

Digitized by Google

der Graf hinein. — „Gnade, Gnade, lieber Freund! Befreie mich wieder aus meiner Lage, du sollst meine Tochter zur Frau haben.“ — Der junge Mann machte den Grafen frei und drei Tage danach feierte er seine Hochzeit. Sie und ihre zwölf Kinder lebten lange glücklich und zufrieden im Schlosse der Teufelsmutter. Die Frau spendete viel Almosen und er zahlte alles, was er wollte, sehr gut. Wenn man ihm eine Sache nicht geben wollte, so war er rasch fertig: „Spring in meinen Schnappsack.“ Das Gewünschte sprang hinein und er bezahlte dann königlich. Nicht wahr, das war nicht schön und edel von ihm?

Oft ging er fischen. Wollte er einen grossen Fang machen, so schrie er nur: „Fische, springt in meinen Schnappsack“ und sofort sprangen sie hinein. Aber einmal fiel er dabei in den Fluss und ertrank. Sogleich klopfte er ohne Furcht und Zagen an der Himmelspforte an. — „Wer ist draussen?“ rief Petrus. — „Ein Freund. Der Mann mit dem Schnappsack. Lieber Petrus, öffne mir doch rasch.“ — „Du bist es, Bösewicht. Schau, dass du weiter kommst. Ich befahl dir doch, von meinem Geschenk einen guten Gebrauch zu machen, du hast es jedoch dazu verwendet, Leuten Dinge, die sie nicht verkaufen wollten, abzunehmen. Zwar bezahltest du sie dann gut, aber dennoch schau, dass du weiter kommst, du Räuber. Ins Paradies kommst du mir nicht!“ — So sprach Petrus, doch der Tote lachte nur und rief: „Heiliger Petrus, öffne mir die Pforte.“ — Aber Petrus antwortete darauf gar nicht.

Der Tote hielt nun seinen Schnappsack zum Schlüsselloch der Himmelstüre und rief: „Heiliger Petrus, spring in meinen Sack.“ — Sofort kam Petrus durchs Schlüsselloch und sprang in den Schnappsack. — „Lieber Petrus, wenn ich nicht mit ins Paradies darf, so lasse ich dich nicht mehr aus.“ — Aber Petrus wollte nicht nachgeben und schrie wie ein Besessener: „Schuft! Räuber!“ — Infolge dieses Lärms kam unser Herrgott zur Himmelstür. — „Schweig, du Schreier, du machst mich ja taub damit.“ — „Lieber Herrgott, ich bin es ja, Petrus. Dieser Schurke hält mich in seinem Schnappsack fest und ich kann ohne seine Erlaubnis nicht heraus. Ich will aber nicht nachgeben, denn dieser Nichtswürdige verdient das Paradies nicht.“ — „Lieber Petrus, einmal ist keinmal. Und dann brauche ich einen Türhüter. Schnell, schnell, tretet ein, damit der Lärm aus sei.“ (Gascogne.)

42. Petiton.

Einst lebte eine Witwe, die nur einen Sohn, namens Petiton, hatte. Dieser war schon zwanzig Jahre alt, war aber so vertrauensselig, dass man ihn schon mehr als hundertmal angeschmiert hatte, aber trotzdem war er unverbesserlich.

„Lieber Sohn," sagte eines Tages seine Mutter zu ihm, „heute ist zu Layrac Jahrmarkt und du wirst sofort dort hingehen, um unser schönes Ochsenpaar zu verkaufen. Vertraue aber den Mäklern nicht und gib unsere Tiere nur gegen klingendes Geld her." — „Mutter, ich komme deinem Befehl nach. Wieviel soll ich für die Ochsen verlangen?" — „Du wirst dort schon sehen, welchen Preis sie haben. Verlange das Richtige und Entsprechende." — „Ja, Mutter, das Richtige und Entsprechende. Rechnet nur auf mich, ich werde eurem Willen gemäss handeln." —

Petiton frühstückte noch tüchtig, striegelte seine Ochsen, band sie ins Joch, zog sich um, nahm den Ochsenstachel und zog fort. Gerade zur Mittagszeit kam er nach Layrac. — Zwei Mäkler kamen zu ihm: „Gott grüsse dich, Petiton. Was verlangst du für deine Ochsen?" — „Ich verlange das Richtige und Entsprechende." — „Das ist zu viel verlangt." — „Liebe Freunde, ich verlange das Richtige und Entsprechende und lasse nicht einen Heller nach." — „Nun gut, lieber Petiton, wir kaufen die Ochsen. Schlage ein und erwarte uns. Wir gehen nur fort, um das Richtige und Entsprechende zu holen." — Die zwei Mäkler gingen, kamen aber bald wieder, jeder mit einer Papierdüte in der Hand. — „Hier, Petiton, hast du das Richtige. Verliere es nicht." — „Hier, Petiton, hast du das Entsprechende. Verliere es nicht." — „Liebe Freunde, darüber seid beruhigt. Nun gehören die Ochsen euch und ich wünsche nur, dass ihr sie wieder vorteilhaft verkauft."

Die zwei Mäkler zogen mit den Ochsen ab und Petiton kehrte zu seiner Mutter zurück. — „Guten Abend, liebe Mutter, ich habe die Ochsen verkauft." — „Wie teuer?" — „Mutter, ich handelte nach deinem Befehl; ich verlangte das Richtige und Entsprechende." — „Zeige her." — Petiton gab die zwei Papierdüten her. Die eine war voll Flöhe, die andere voll Läuse. — „Dummkopf, du hast also doch den Mäklern getraut. Ich habe dir doch befohlen, die Ochsen nicht anders als gegen bares Geld herzugeben." — „Mutter, ihr sagtet doch, ich soll das Richtige und Entsprechende verlangen.

Digitized by Google

Ich glaubte, dass sich diese Dinge in den Papierdüten befinden." — „Geh essen, Dummkopf, und leg' dich dann nieder. Du wirst den Wolf nie beim Schwanz nehmen."

Petiton gehorchte, ohne etwas zu entgegnen. Im Bette dachte er sich jedoch: „Ich muss aufhören, so vertrauensselig zu sein. Diejenigen, welche mich von nun an täuschen werden, können sich rühmen, klug zu sein. Meine Mutter sagte, ich werde den Wolf nie beim Schwanz nehmen. Gut, wir werden es ja sehen." — Er erhob sich, kleidete sich leise im Dunkeln an, nahm einen guten Eichenstock, einen fingerdicken Strick und ging weg. Um Mitternacht kam er in einen grossen Wald, in dem sich eine Menge Wölfe befanden. Er machte aus seinem Strick eine Schlinge, legte sie auf den Weg und verbarg sich, den Eichenstock in der Hand. Er brauchte nicht lange zu warten, denn eine Viertelstunde später kam ein grosser Wolf und fing sich in der Schlinge. Sogleich fasste der Junge den Wolf beim Schwanz und schlug gewaltig auf ihn los. Er zeigte ihm den Herrn und konnte ihn nun hinführen, wohin er wollte. Bei Sonnenaufgang kam er nach Hause.

„Grüss Gott, liebe Mutter. Du sagtest gestern Abend zu mir, ich könne den Wolf nie beim Schwanz fassen. Nun sieh her, wie ich dich Lügen strafe. Von nun ab bin ich nicht mehr vertrauensselig, wer mich jetzt überlistet, kann sich rühmen, sehr klug zu sein."

Nachdem er dies gesagt hatte, ging er in den Stall, wählte einen prächtigen Widder aus, stach ihn ab und zog ihm die Haut samt den Hörnern ab. Mit dieser Haut bekleidete er den Wolf und zwar so trefflich, dass dieser wirklich einem Widder gleich sah. — „Leb' wohl, liebe Mutter. Ich gehe nach Dunes auf den Jahrmarkt und werde den zwei Mäklern gehörig heimleuchten." — „Leb' wohl, Gott sei mit dir."

Zur Mittagszeit kam er mit dem verkleideten Wolf nach Dunes. Sofort eilten die zwei Händler herbei. — „Grüss Gott, lieber Petiton." — „Grüss Gott, liebe Freunde. Seid ihr mit meinen Ochsen zufrieden?" — „Sehr zufrieden. Nur hast du sie uns teuer bezahlen lassen. Endlich haben wir aber doch das Richtige und Entsprechende gefunden. Du hast uns doch nichts vorzuwerfen?" — „Liebe Freunde, ihr habt edel gehandelt. Wollte Gott, dass euch alle ähnlich wären." — „Petiton, was willst du für diesen Widder?" — „Liebe Freunde, ich verlange viel dafür, denn er hat seinesgleichen nicht in der

Welt. Jede Nacht kann er hundert Schafe belegen und drei Monate nachher bringt jedes zwei Lämmer zur Welt. Das wiederholt sich dreimal im Jahre.“ — „Petiton, das ist ein sehr kräftiges Tier. Wieviel willst du dafür?“ — „Liebe Freunde, ich verlange dasselbe wie für die Ochsen, nämlich das Richtige und Entsprechende.“ — „Petiton, du verlangst viel.“ — „Aber, Freunde, ich verlange doch nur das Richtige und Entsprechende und davon lasse ich keinen Heller nach.“ — „Gut, Petiton, du sollst es haben. Der Widder ist unser, schlage ein und warte ein wenig, damit wir das Richtige und Entsprechende holen.“ — Die beiden Händler liefen weg, kamen jedoch bald wieder, jeder eine Papierdüte in der Hand, zurück. — „Hier, Petiton, hier ist das Richtige. Verliere es nicht.“ — „Hier, Petiton, ist das Entsprechende. Verliere es nicht.“ — „Seid ruhig, liebe Freunde. Der Widder ist nun euer und ich wünsche euch nur, dass ihr ihn mit grossem Gewinn wieder verkauft.“

Die beiden Händler zogen mit dem Widder ab und er kehrte nach Hause zurück. Am Weg rieb er sich die Hände und sprach zu sich: „Sperrt den grossen Wolf nur in euren Stall ein.“ — Die zwei Händler sperrten ihn in den Stall, doch sofort entledigte er sich seiner Haut und fiel über die Schafe her. Erschreckt sprangen sie auf. Die Händler horchten an der Türe und riefen: „Petiton log nicht. Es ist ein kräftiges Tier, wie es sich nur abmüht!“ — Am nächsten Morgen sollten sie jedoch eines bessern belehrt werden. Als sie die Türe öffneten, sprang der Wolf mit grossen Sätzen heraus. — „Zum Teufel, ein Wolf! Unsere Schafe sind erwürgt. Petiton hat sich an uns gerächt. Das soll ihm aber nicht geschenkt sein.“

Sie ergriffen ihre Stöcke und reisten ab. Aber Petiton sah sich vor. Schon vor Tagesanbruch pfiff er seinem Hund Mouret, einem klugen, starken und gut abgerichteten Tier, das alles, was sein Herr wollte, verstand und sofort ausführte. Ausser sprechen, konnte Mouret alles. — „Hieher, Mouret. Komm her, dass ich in die Haare deiner Brust diese mit Blut gefüllte Blase verbergen kann. Ich erwarte zwei Mäkler. Wenn sie kommen, wirst du den wütenden Hund spielen. Ich werde dich dann am Halse packen und das Messer in die mit Blut gefüllte Blase stossen. Du wirst dich tot stellen, aber wieder lebendig werden, wenn ich folgendes gesagt habe:

Digitized by Google

„Messer mit dem schwarzen Griff, Messer mit dem weissen Griff,
Erwecke meinen Hund zum Leben."

Mouret machte ein Zeichen des Einverständnisses.

Gerade zur Mittagszeit kamen die beiden Händler vor das Haus Petitons. Er erwartete sie mit dem Eichenknüttel in der Hand, was sie etwas abkühlte. — „Grüss Gott, liebe Freunde, seid ihr mit dem Widder zufrieden?" — „Räuber! Gauner!" — „Beruhigt euch doch, liebe Leute, sonst kommt mein Stock an die Reihe. Hört mich an. Ich habe euch das zurückgezahlt, was ihr mir gemacht habt, nach dem Grundsatze: „Wie du mir, so ich dir." Nun sind wir quitt. Ich fürchte niemanden, prügeln wir uns, wenn ihr wollt. Wenn nicht, werden wir gute Freunde." — Die beiden Händler waren sprachlos, endlich riefen sie: „Gut, lieber Petiton, seien wir gute Freunde." — „Das ist recht. Gehen wir nun zechen und trinken ins Gasthaus."

Petiton machte Mouret ein Zeichen. Sogleich stellte der Hund die Haare auf, rollte die Augen, streckte die Zunge heraus und geiferte, als ob er wirklich wütend wäre. Die beiden Händler wurden blass bis in die Lippen, aber Petiton nahm sein Messer, packte Mouret am Hals und durchschnitt die mit Blut gefüllte, in den Brusthaaren versteckte Blase. Der Hund fiel wie tot um. — „Nun, liebe Freunde, gehen wir ins Gasthaus und zechen und trinken wir dort."

Alle drei gingen ins Gasthaus, setzten sich und plauderten fleissig unterm Trinken. — „Petiton, du bist ein starker und geschickter Spitzbube. Einen wütenden Hund beim Hals packen und ihn mit einem Messer niederstechen, das bringen nur wenig Leute zusammen, ohne dass sie gebissen werden." — „Liebe Freunde, ihr irrt euch. Ich habe nicht das geringste Verdienst dabei; seht dieses unscheinbare Messer an. Mit seiner Hilfe steche ich alle bösartigen Tiere ab, ohne in Gefahr zu kommen. Mit deren Blut ist ihre Bösartigkeit weg. Wenn ich sie dann wiederbeleben will, so brauche ich ihnen nur mein Messer zu zeigen und zu sprechen:

„Messer mit dem schwarzen Griff, Messer mit dem weissen Griff,
Erwecke meine Tiere rasch zum Leben."

Sofort erheben sie sich und sind sanft und ruhig wie Lämmer, die einen Monat alt sind." — „Petiton, das ist doch

lächerlich." — „Liebe Freunde, kommt mit und sagt dann, ob ich lüge." — Alle drei gingen zu Mouret, der sich noch immer tot stellte. Petiton näherte sich ihm, zeigte ihm das Messer und sprach:

„Messer mit dem schwarzen Griff, Messer mit dem weissen Griff,
Erwecke meine Tiere rasch zum Leben."

Sogleich sprang Mouret auf und leckte seinem Herrn die Hand. — „Petiton, du hast nicht gelogen. Willst du uns das Messer verkaufen?" — „Zu was braucht ihr es denn?" — „Lieber Petiton, wenn wir dieses Messer haben, ist unser Glück gemacht. Wir kaufen dann auf den Märkten alle bösartigen Ochsen und Kühe und alle störrischen Pferde und Maultiere. Wir werden sie dann, so wie du es deinem Hund gemacht hast, töten und sie wiederbeleben, damit sie sanft und ruhig werden." — „Ihr habt Recht, liebe Freunde. Aber nach eurem eigenen Ausspruche ist das Messer sehr wertvoll, ihr werdet mir daher tausend Pistolen dafür geben." — „Aber, Petiton, das ist zu viel." — „Nicht einen Heller lasse ich euch nach. Wenn ihr bis morgen Früh mir die verlangte Summe nicht geben wollt, so gehe ich selbst auf die Märkte und werde selbst das tun, was ihr tun wollt, um reich zu werden." — „Petiton, hier sind die tausend Pistolen." — „Und hier ist das Messer. Ich wünsche euch nur, dass es euch Glück bringt."

Die zwei Händler zogen fröhlich wie Amseln ab. Am folgenden Tag, dem Feste des hl. Martin, kauften sie um ihr ganzes Geld am Markte zu Lectoure alle bösartigen Kühe und Ochsen und alle störrischen Pferde und Maultiere, die sonst niemand wollte. — „Unser Glück ist gemacht," schrien sie. — Am Abend trieben sie alle Tiere in eine, am Ufer des Gers gelegene Wiese. Dort töteten sie alle. Es war ein trauriger Anblick, alle Tiere tot auf dem blutbespritzten Gras zu sehen. Hierauf hielten die Händler dem Vieh das Messer vor und riefen:

„Messer mit dem schwarzen Griff, Messer mit dem weissen Griff.
Erwecke unsere Tiere rasch zum Leben."

Die Tiere rührten sich nicht.

Digitized by Google

„Messer mit dem schwarzen Griff, Messer mit dem weissen Griff,
Erwecke unsere Tiere rasch zum Leben."

Die Tiere rührten sich noch nicht.

„Messer mit dem schwarzen Griff, Messer mit dem weissen Griff,
Erwecke unsere Tiere rasch zum Leben."

Die Tiere rührten sich noch immer nicht. — „Zum Teufel, alle Tiere sind hin. Wir sind ruiniert. Petiton hat sich an uns noch einmal gerächt. Das wird aber nicht mehr vorkommen."

Sie gingen wieder zu Petiton, sie beschlossen jedoch, ihn im Bette zu überraschen. So geschah es auch. Sie banden ihm Hände und Füsse, steckten ihn in einen Sack und luden sich ihn auf, um ihn zu ertränken. Die Last war jedoch schwer und zur Garonne war es weit. Am halben Weg konnten sie nicht mehr weiter, sie setzten daher den Sack inmitten eines Waldes ab und traten in ein Wirtshaus, um sich auszuruhen und mit Wein zu stärken. Bis dahin hatte sich Petiton vollkommen ruhig verhalten, nun aber begann er zu schreien: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!" — Ein junger Mann trieb soeben mit tausend Schweinen durch den Wald. Er näherte sich dem Sack. — „Welche Schurken haben dich denn in den Sack eingeschlossen?" — „Lieber Mann, es waren zwei königliche Knechte, die mich ihrem Herrn überbringen wollten. Ich sollte nämlich die Tochter des Königs, die schön wie der Tag und übermässig reich ist, heiraten, ich aber habe Gott versprochen, Priester zu werden und heirate daher nie des Königs Tochter." — Der Schweinehirt öffnete den Sack. — „Ich danke dir, lieber Hirt." — „Lieber Freund, noch eins. Tauschen wir. Übernimm du die tausend Schweine und schliesse mich in den Sack ein, dann werde ich die Königstochter, die so schön wie der Tag und übermässig reich ist, heiraten." — „Das tue ich gerne. Aber beeilen wir uns, denn die beiden königlichen Knechte können jeden Augenblick zurückkommen."

Zwei Minuten später lag der Schweinehirt im Sack auf der Erde und Petiton entfernte sich mit den tausend Schweinen. Er war noch keine hundert Schritte weit, da kamen schon die beiden Mäkler zurück. Petiton überwachte unauffällig ihr Treiben. Am Ufer der Garonne öffneten sie den Sack, steckten

einen grossen Stein hinein und warfen dann den Sack in die Garonne. Sie selbst eilten, als wenn sie der Teufel gejagt hätte, davon. Aber Petiton, der wie eine Barbe schwamm, sprang in die Garonne, fischte den Sack heraus und rettete den Schweinehirten. — „Ich danke dir, lieber Freund. Du hast mir aber ein besseres Los als das versprochen.“ — „Lieber Schweinehirt, ich versprach es dir im guten Glauben.“ — „Lieber Freund, ich mache dir ja keine Vorwürfe. Du hast mir das Leben gerettet, nimm dir daher fünfhundert Schweine.“ — „Lieber Schweinehirt, sehr gerne.“

Nach der Teilung zog jeder seines Weges. Petiton zog längs der Garonne weiter und begegnete drei Meilen später die zwei Mäkler. Er zog seine Mütze über die Stirn, damit sie ihn nicht erkennen. — „Grüss Gott, meine Herren.“ — „Grüss Gott, lieber Schweinehirt. Gehören diese schönen Schweine dir?“ — „Ja, es sind deren fünfhundert.“ — „Lieber Schweinehirt, was hast du dafür bezahlt?“ — Er schob seine Mütze hinauf und rief: „Meine Freunde, ich habe das Richtige und Entsprechende bezahlt.“ — Die zwei Händler wichen erschreckt zurück. — „Liebe Freunde, fürchtet euch nicht, ich tue euch nichts. Ich zeige euch nicht bei Gericht an. Ihr habt mich in der Garonne ertränken wollen, was mir, ohne dass ihr es beabsichtigt habt, zum Glück ausschlug. Am Grunde des Flusses gibt es Tausende von Schweinen. Ich habe fünfhundert mit mir genommen, bin aber damit nicht zufrieden.“ — „Petiton, sprichst du die Wahrheit?“ — „Wenn ihr nicht wollt, braucht ihr es ja nicht zu glauben. Ich verkaufe nun meine Schweine zu Agen, dann kehre ich wieder zurück und hole mir andere.“

Petiton sprach so überzeugend, dass ihm die beiden Mäkler glaubten. — „Petiton, wir werden es so machen wie du.“ — „Viel Glück, liebe Freunde. Springt nur hinein, ich bin sofort dort, wenn euch etwas zustosst, ich schwimme ja wie eine Barbe.“ — Die beiden Händler sprangen in die Garonne. — „Zu Hilfe, Petiton, zu Hilfe.“ — Petiton zersprang aber beinahe vor Lachen. — „Ertrinket nur, ihr Schurken und Räuber.“

Die zwei Händler ertranken; nie hörte man mehr etwas von ihnen. Petiton kehrte zu seiner Mutter zurück und heiratete bald ein schönes Mädchen. Er lebte lange mit Frau und Kindern, glücklich und reich. (Gascogne).

Digitized by Google

43. Die geprellten Diebe.

Einst lebte eine Frau, die gerne Braten ass und gerne trank. Eines Tages, als ihr Mann fortgegangen war, bereitete sie wieder einen Braten zu, vergass aber das Türfenster zu zu machen, durch das ihr die Kuh zusah. Zu jener Zeit konnten aber die Tiere noch sprechen und so fürchtete die Frau, dass sie die Kuh verrate. Sie verjagte die Kuh, aber immer kehrte diese wieder; sie warf ihr daher eine Hacke an den Kopf und tötete sie.

„Was soll ich meinem Mann, wenn er zurückkehrt und die tote Kuh findet, sagen?“ frug sich die Frau. „Da er mich sofort erschlagen wird, ist es am besten, ich verlasse das Haus.“ — Sie verliess das Haus, nur das Türfenster mit sich nehmend, begegnete jedoch ihrem Mann. — „Wo gehst du denn hin?“ — „Ich gehe in die Fremde. Diebe waren bei uns und haben alles bis auf dieses Türfenster zerstört.“ — „Da alles hin ist, so gehen wir zusammen.“

Sie kamen in einen Wald und da sie müde waren, so setzten sie sich unter eine Fichte, um sich auszuruhen. Plötzlich stürmte jedoch eine Schar Leute herbei. Mann und Frau fürchteten sich und kletterten samt dem Türfenster auf die Fichte hinauf, um dort das weitere abzuwarten. Die Ankömmlinge waren Diebe, die auf die Kuh gestossen waren, welche die Frau getötet hatte, und nun eine Stelle suchten, wo sie die Kuh braten könnten. Sie richteten sich unter der Fichte häuslich ein, zerteilten die Kuh in einzelne Stücke, errichteten aus Steinen einen Herd und machten aus Holz ein Feuer, worauf sie einen Kessel setzten.

Der Mann und die Frau sahen vom Baum aus alles. Die Frau aber erschrack bald, denn sie hatte grossen Drang, Wasser abzulassen. Sie sagte es ihrem Mann. — „Halte dich zurück, soviel du kannst, die Leute müssen ja bald gehen.“ — Sie hielt es zurück, aber die Männer gingen nicht und so erklärte sie denn bald ihrem Mann, dass es ihr unmöglich sei, sich länger zurückzuhalten. — „So lass es laufen,“ riet ihr der Mann. — Und so geschah es. Von Zweig zu Zweig rann der Urin und schliesslich in den Kessel. Die Diebe sahen auf, aber da das Blätterwerk sehr dick war, so konnten sie nichts erblicken. — „Gott schickt uns die Brühe,“ rief ihr Anführer, der kochte.

Bald danach teilte die Frau ihrem Mann mit, dass sie Bauchweh habe. — „Halte dich zurück,“ sprach er. — Sie

Digitized by Google

hielt sich zurück, so viel sie konnte, aber schliesslich hielt sie es doch nicht mehr aus, was sie ihrem Manne sagte. — „So lege los," erwiderte er. — Sogleich plätscherte es von Ast zu Ast und fiel schliesslich in den Kessel. — „Gott schickt uns den Senf," rief der Anführer.

Die gute Frau hielt noch immer das Türfenster in ihren Händen, doch nun verliess sie die Kraft. — „Lieber Mann," sprach sie, „ich habe keine Kraft mehr, ich lasse es fallen." — „Tu es," sprach er, „Gott steh uns bei!" — Die Frau liess das Türfenster fallen und mit grossem Lärm stürzte es von Ast zu Ast. Die Diebe glaubten, es donnere und flohen, die gebratene Kuh und das Geld zurücklassend.

Als sie weg waren, stiegen Mann und Frau vom Baum herab und machten sich an die Kuh. Während sie assen, kamen die Diebe wieder zurück. Die gute Frau verlor aber nicht den Kopf. — „Gib mir dein Messer," sagte sie zu ihrem Mann, „und strecke die Zunge heraus." — Der Mann tat es und die Frau schabte ihm die Zunge ab. — „Was machst du da, liebe Frau?" frug sie der Anführer der Diebe. — „Wie ihr seht, schabe ich meinem Mann die Zunge ab." — „Was soll das?" — „Ich verhindere dadurch, dass er stirbt. Denn wenn man einem seine Zunge abschabt, kann der Tod ihm nichts anhaben." — „Willst du sie mir nicht auch abschaben?" — „Mit grösstem Vergnügen. Strecke sie nur heraus." — Er tat so und die Frau schnitt ihm die Zunge ab. Heulend rannte er zu seinen Genossen zurück. — „Was hast du denn?" — Er wollte sprechen, konnte aber nicht. — „Nun, was hast du denn?" — „Der, der, der, der . . ." — Die Diebe glaubten, der Teufel sei im Wald und rannten, alles zurücklassend, so rasch als möglich davon.

Der Mann und die Frau nahmen alles an sich. Die erbeutete Geldsumme war bedeutend und stellten sie damit ihr Haus wieder her und kauften eine neue Kuh. Wenn nun ihr Mann wegging und die Frau aufkochte, schloss sie jedesmal sorgfältig das Türfenster. (Basse-Normandie.)

---

44. Jakob der Dieb.

Eine Frau hatte einen ungezogenen Sohn, der ein Taugenichts war und nichts arbeiten wollte. Als er in dem Alter war, sich einen Beruf zu erwählen, frug ihn seine Mutter,

Digitized by Google

was er werden wolle. — „Ein Dieb," war die Antwort. — „Bei Gott und der heiligen Jungfrau, das ist doch kein Beruf. Das erlaube ich nicht." — „So befrage die heilige Jungfrau. Wenn sie so sagt wie ich, dann musst du einwilligen." — „Gut, das werde ich tun." Gleich darauf ging sie auch weg. — Als Jakob sah, dass sie zur Kirche gehe, schnitt er ihr den Weg ab und verbarg sich hinter dem Altar. Sie kam erst nach ihm an und nachdem sie gebetet hatte, frug sie die heilige Jungfrau: „Liebe Maria, gute Mutter, sage mir, was mein Sohn werden soll." — „Ein Dieb," erwiderte eine Stimme, die vom Altar herkam. — „Ein Dieb!" rief die Frau erstaunt. „Aber, liebe Maria, denkst du denn nicht daran, dass stehlen eine Sünde ist! Sage mir offen und ehrlich, was mein Sohn werden soll." — „Ein Dieb," erwiderte der verborgene Junge.

Die Frau ging ganz bestürzt weg. Sobald sie aus der Kirche war, kam Jakob aus seinem Versteck hervor und rannte quer über die Felder und als seine Mutter nach Hause kam, war er schon längst zurück. — „Nun, liebe Mutter, was sprach die heilige Jungfrau?" — „Dass du ein Spitzbube werden sollst." — „So muss ich auch einer werden, denn die heilige Jungfrau sagte es. Morgen ziehe ich schon fort."

Nach acht Tagen kam er mit einem Sack, den er kaum tragen konnte, wieder zurück. — „Was ist in dem Sack?" — „Eine Ladung Gold." — „Wie bist du dazu gekommen?" — „Liebe Mutter, das werde ich dir später erzählen. Nun leihe mir, da wir keines haben, bei einem unserer Nachbarn ein Messgefäss aus." — Die Mutter brachte ihm ein solches und er mass ganz allein seinen Schatz ab. Den Boden schmierte er mit Vogelleim ein und so fanden die Nachbarn, als ihnen das Mass zurückgestellt wurde, am Boden ein vergessenes Goldstück. Sie waren erstaunt darüber, dass Jakob in so kurzer Zeit sich derart bereichert hatte, dass er das Gold mit dem Scheffel messen konnte. Das sprach sich rasch herum und so hörte es der Herr des Ortes, der Jakob zu sich rufen liess.

„Du stehst im Rufe eines geschickten Diebes," sprach er. — „Fürwahr, ich bin noch ein Anfänger, später wird es besser gehen." — „Ich will dich auf die Probe stellen. Morgen wird eine meiner Kühe auf den Jahrmarkt gebracht, um dort verkauft zu werden. Ich werde die, welche sie

führen, warnen. Stiehlst du die Kuh aber trotzdem, dann soll sie dir gehören.“ — „Danke, lieber Herr, die Kuh ist mir sicher.“ — Die Kuh wurde zwei Männern anvertraut, die man vorher verständigte, dass die Absicht bestehe, die Kuh zu stehlen. — „Voraus wissen, heisst zweimal wissen,“ erwiderte der eine, „wir werden auf sie acht geben.“ — Der eine wand einen Strick um die Hörner der Kuh und ging voraus, der andere nahm sie beim Schwanz und ging hinterdrein. Eine Annäherung an das Tier war schwer möglich und Jakob versuchte es auch gar nicht. Die Treiber mussten einen Wald durchqueren und so hängte sich denn Jakob dort auf einem Baum auf. Er wurde von ihnen gesehen, aber nicht abgeschnitten. Als sie vorbei waren, sprang er zur Erde und eilte so rasch, als er nur konnte durch den Wald, um ihnen den Weg abzuschneiden und hängte sich nochmals auf. Als sie zu dieser Stelle kamen, fanden sie wieder einen Erhängten. — „Ist denn das der Pfad der Erhängten? Was soll das bedeuten?“ rief der eine. — „Es ist doch merkwürdig,“ sprach der zweite, „dass dieser hier dem andern in Wuchs und Kleidung völlig gleicht. Sind wir denn auf Irrwurzeln getreten und sind, ohne es zu bemerken, wieder an denselben Ort gekommen?“ — „Das kann nicht sein. Der andere Erhängte muss hinter uns und dort unten sein.“ — „Drollig ist die Sache immerhin. Sehen wir nach, ob der andere noch an seiner Stelle ist.“ — Sie befestigten die Kuh sorgsam an einen Baum und gingen weg, ohne sie jedoch aus den Augen zu verlieren. Während sie suchten, sprang Jakob rasch zur Erde, hieb den Strick durch und eilte mit der Kuh davon. Als die Treiber, die sich nun überzeugt hatten, dass der erste Gehängte nicht mehr an seinem Platze war, zurückkamen, sahen sie, dass auch der zweite verschwunden sei und die Kuh mit ihm.

Am nächsten Tag ging Jakob zum Edelmann. — „Gehört die Kuh mir?“ frug er. — „Selbstverständlich, da du schlau genug warst, sie zu erwischen. Aber ich wette, dass du mir meine Stute nicht stiehlst, denn sie ist gut bewacht.“ — „Gehört sie mir, wenn ich sie erwische?“ — „Ja. Aber ich bin sicher, dass du sie nicht erlangst.“ — „Wir werden es ja sehen.“

Drei Männer wachten über die Stute. Der eine stieg in den Sattel, der zweite hielt sie bei der Mähne und der dritte hielt den Schwanz. Der im Sattel hatte noch ein geladenes

Gewehr. Ein Bettler näherte sich den dreien. — „Was macht ihr denn da, liebe Leute?“ — „Wir bewachen diese Stute seit morgens. Es heisst, sie soll gestohlen werden, aber bis jetzt ist noch niemand darum gekommen.“ — „Langweilt euch das nicht?“ — „Unterhaltend ist es gerade nicht. Wenn wir nur etwas zu trinken hätten!“ — „Ich hole euch Cider aus der Schenke, wenn ihr mir das Geld dazu gebt.“ — „Das schlagen wir nicht aus, guter Mann.“ — Man gab ihm das Geld und einige Zeit nachher kehrte er mit dem Cider aus der Schenke zurück. In einem der Gefässe hatte er den Cider mit einschläfernden Mitteln vermischt. Sie boten ihm ebenfalls zu trinken an. Er nahm und trank vom reinen Cider, hierauf entfernte er sich scheinbar. Die Wächter tranken leer und verfielen bald in einen tiefen Schlaf.

Jakob kehrte wieder zurück. Die Erde war weich und so trieb er Pfähle in den Boden und zwar derart, dass sie dem Sattel als Stütze dienten; dann schnitt er den Zügel durch und den Schwanz ab und zog das Pferd weg. Als die Wächter erwachten, waren sie äusserst erstaunt. Der eine hielt den Zügel des Pferdes, der andere hatte ein Büschel Haare in der Hand und der dritte sass in der Luft im Sattel, während das Pferd verschwunden war.

Am nächsten Tage suchte Jakob den Edelmann auf. — „Gehört die Stute mir?“ frug er. — „Der Streich war gut. Aber du reizt mich. Morgen backen wir Brot, ich wette, dass du es nicht aus dem Backofen stehlen kannst.“ — „Ich werde es versuchen.“

Das Brot wurde eingeschossen und sechs Männer bewachten es. Zwei standen an der Tür der Backstube, zwei bei der Backofenöffnung und zwei andere in der Nähe, um jedwede Überrumpelung zu verhindern. Die Zeit zum Ausnehmen des Brotes kam; man öffnete den Ofen, alles ist in Ordnung, niemand verliess seinen Posten und trotzdem, das Brot ist fort. Jakob hatte am Boden des Ofens ein Loch ausgestemmt und ein Stück nach dem andern herausgenommen. Der Edelmann musste ihn beglückwünschen, stand jedoch vom weiteren Kampf nicht ab.

„Dreimal hast du mich überlistet, aber ein viertes Mal geschieht es nicht mehr. Stiehl mir die Decken aus dem Bett, worin ich mit meiner Frau schlafe, wenn du es zuwege bringst.“ — „Ich werde es versuchen,“ antwortete Jakob.

Herr und Frau legten sich abends ins Bett und glaubten, sicher zu sein, dass der Dieb nicht kommen werde, um ihnen die Decken, in die sie eingehüllt waren, wegzunehmen. Mitten in der Nacht erwachten sie durch ein Geräusch, das vom Fenster herkam. Sie richteten sich im Bett auf und sahen einen Mann mit einer Mütze, der sich bemühte, durch's Fenster einzudringen.

„Das ist unser Held," dachte sich der Edelmann, bewaffnete sich mit einem Stock, öffnete das Fenster und schlug auf den Mann los, der, ohne einen Schrei auszustossen, zur Erde fiel und dort unbeweglich liegen blieb. Die Nacht war nicht ganz dunkel, denn es leuchteten die Sterne und so war es genügend hell, um die einzelnen Gegenstände zu unterscheiden. Als der Edelmann ersah, was er angerichtet hatte, erschrack er. „Habe ich vielleicht den gar getötet?" frug er sich. „Das könnte eine schlimme Geschichte werden. Wenn ich nur nicht so fest hingeschlagen hätte." — Er ging hinunter und da der Mann tot war, warf er ihn in einen Graben und bedeckte ihn mit Zweigen. Am nächsten Tage sollte jede Spur beseitigt werden. Diese Arbeit hatte ihn durstig gemacht und so ging er wieder auf sein Zimmer.

Seine Frau, die ihn erwartete, teilte ihm mit, dass dort und dort Wein und Konfekt sei. Der Mann suchte, fand aber nichts und so stand denn die Frau auf, um es ihm zu zeigen. Als sie wieder zum Bett zurückkamen, waren die Decken spurlos verschwunden. Der Dieb, der vorhin am Fenster erschienen war, das war eine Puppe, die Jakob an einem Stock emporhielt. Während dann der Herr hinabging, schlich er sich sachte ins Schlafzimmer und da man keine Kerze angezündet hatte, so konnte er sich leicht verbergen und, nachdem die Frau das Zimmer verlassen hatte, die Decken nehmen und davoneilen.

„Das ist dir vortrefflich gelungen," sagte am nächsten Tag der Herr zu ihm. „Aber ich werde deiner Schlauheit schon noch Herr werden. Morgen gebe ich meinen Jagdgästen ein Mittagessen und ich glaube nicht, dass es dir gelingen wird, das, was auf der Tafel sich vorfindet, als Brot, Fleisch, Wein und anderes, zu stehlen." — „Ich werde es versuchen," antwortete Jakob.

Am nächsten Tag war die Tafel hergerichtet und die Gäste standen herum. Jakob hatte sich noch nicht gezeigt. Plötzlich hörte man im Park einen fürchterlichen Lärm, die

Digitized by Google

Hunde bellten, die Diener schrien. Eine Schar Hasen rennt vorbei, alles eilt zu den Fenstern, um zu sehen, was es gibt. Jakob, der die Hunde und Hasen losgelassen hat, liegt beim Saaleingang auf der Lauer. Während alles den Fenstern zustrebt, nimmt er das Tischtuch bei den vier Zipfeln und rennt mit allem, was darauf ist, davon. Als sich die Gäste zur Tafel setzen wollten, war nichts mehr zu essen da.

„Nun," sprach Jakob am nächsten Tag zum Herrn, „habe ich gewonnen oder nicht?" — „Du bist fürwahr ein geschickter Spitzbube. Ich schlage dir noch etwas vor, was schwieriger als alles bisherige ist und das du sicher nicht bewältigst." — „Lasset hören, lieber Herr". — „Du bist nicht imstande, das Geld meines Bruders, des Pfarrers, zu stehlen. Er hält viel darauf und ich werde ihn verständigen, sodass die Aufgabe nicht leicht sein wird." — „Es wird daher um so verdienstvoller sein, wenn es mir gelingt."

Jakob verkleidete sich heimlich als Engel, schlüpfte in die Kirche als niemand darinnen war und verbarg sich hinter dem Altar. Der Pfarrer und der Messner traten ein. Die Kerzen wurden angezündet, der Priester zog das Messkleid an. Einen Augenblick benützend, wo die Kirche leer ist, schreitet Jakob auf den Pfarrer zu. — „Herr Pfarrer", sagte er, „Gott ruft euch zu sich und schickt mich, euch abzuholen. Aber Gott wünscht, dass ihr euer kostbarstes Gut, das Geld, mitnehmt." — Der Pfarrer hatte sein Geld in der Kirche an einem Orte verborgen, den nur er wusste, holte es von dort und übergab es dem Engel. — „Das ist aber nicht das Ganze", rief der Engel, „einen Sack voll bewahrt euer Messner noch auf. Holt ihn." — Der Pfarrer brachte ihn ebenfalls herbei. — „Nun folgt mir", sprach der Engel.

Sie stiegen den Glockenturm hinan. Dessen Stiege ist unten bequem zu steigen, je höher man aber kommt, desto schmäler, ja selbst gefährlicher wird sie. Der Pfarrer zögerte, weiter zu gehen. — „Um das Paradies zu erlangen, muss man leiden", rief der Engel. — Man kam dorthin, wo die Tauben nisteten, die dem Pfarrer gehörten. Die Wirtschafterin des Pfarrers war eben dort, um einiges in Ordnung zu bringen. — „Halt, da ist ja Marotte!" rief der Pfarrer. „Marotte, wo glaubst du, dass du nun bist?" — „Im Taubenschlag." — „Du irrst dich, wir sind im Paradies." — Marotte wollte es jedoch nicht glauben und so versuchte es ihr der Pfarrer zu

beweisen. Während sie stritten, drückte sich der Engel und das Geld verschwand mit ihm.

Jakob entledigte sich der Flügel, lief zum Edelmann und zeigte ihm die Geldsäcke. — „Seid ihr nun überzeugt, dass ich ein geschickter Dieb bin?“ frug er ihn. — „So geschickt bist du, dass ich dir anrate, das Land zu verlassen, denn sonst wäre ich genötigt, dich aufhängen zu lassen, was ich aber bedauern würde.“ — Jakob liess sich das nicht zweimal sagen. Er verliess das Land und streift seit dieser Zeit durch die Welt. (Basse-Normandie).

---

45. Der Arme und der Reiche.

Einst lebte ein reicher Mann, der schon seit langer Zeit einen Armen bei sich beschäftigte. — „Ich muss dich belohnen,“ sagte eines Tages der Reiche. „Sage mir, was du willst.“ — „Wenn du mir, lieber Herr, eine Kuh kaufen würdest, so würde mir die sehr wohl anstehen.“ — Die Kuh wurde gekauft und der Arme erhielt sie. Drei Tage nachher ging der Reiche auf seine Wiesen und fand dort den Sohn des Armen, der hier die Kuh weiden liess. Damit war der Reiche nicht einverstanden. — „Wenn ich schon deinem Vater eine Kuh schenkte, so gab ich euch doch nicht das Recht, sie hier zu halten. Schau, dass du weiter kommst und komm nicht mehr her.“ — Acht Tage später fand er die Kuh wieder dort. — „Diesesmal lasse ich nicht mehr Gnade für Recht ergehen. Ich werde deinen Vater zur Strafe für diesen Ungehorsam töten.“ —

Am nächsten Tag suchte er wirklich den Armen in der Absicht, ihn zu töten, auf. Aber dieser war schlau. Er hatte sein Schwein gestochen, mit dem Blut seine Frau besudelt und ihr befohlen, sich ins Bett zu legen. Als der Reiche eintrat, sah er den Boden mit Blut bespritzt, das Bett mit Blut besudelt und die Frau unbeweglich darin liegen. — „Halt“, rief er, „hast du deine Frau getötet?“ — „Ja. Sie war so bösartig, dass ich sie bestrafen musste. Ich habe sie für drei Tage getötet, am vierten wird sie wieder lebend.“ — „Sie wird wieder lebendig? Da werde ich auch meine Frau für drei Tage töten.“

Auf eins, zwei war er zuhause und tötete seine Frau. Drei Tage später kam er wieder zum Armen. — „Du sagtest

Digitized by Google

mir, dass du deine Frau auf drei Tage getötet hättest und in der Tat sehe ich sie wieder lebend vor mir. Ich habe die meinige auch getötet, aber sie will nicht mehr lebendig werden." — „Du bist halt nicht geschickt genug. Mit was wolltest du sie wiederbeleben?" — „Mit nichts. Ich wollte sie nur aufwecken, doch sie rührte sich nicht mehr." — „Du hättest es eben anders machen sollen. Ich meinerseits verwende ein Horn dazu, mit dem ich in den Hintern meiner Frau blase. Es geht ihr, wie du siehst, sehr gut und sie hat sich vollkommen gebessert." — „Wieviel willst du für das Horn haben?" — „Hundert Taler." — „Hier sind sie. Gib mir das Horn." — Der Arme übergab ihm das Horn, mit dem der Reiche heimkehrte und sein Glück versuchte. Doch die Frau rührte sich auch jetzt nicht.

Enttäuscht kehrte er zum Armen zurück und sah, wie dieser auf einen siedenden Kessel mit der Peitsche losschlug. — „Was machst du da?" — „Ich mache den Kessel sieden." — „Mit Peitschenschlägen?" — „Ja. Da ich arm bin, muss ich sparen, soviel ich kann." — „Und dein Kessel siedet auf diese Art ohne Feuer und Holz?" — „Du siehst es ja." — „Und du verwendest dazu die nächstbeste Peitsche?" — „Aber nein. Nur diese Peitsche hat die Eigenschaft." — „Wieviel willst du dafür?" — „Sie ist nicht verkäuflich. Aber dir überlasse ich sie, wenn du mir hundert Taler dafür gibst." — „Hier sind sie. Gib mir die Peitsche."

Der Reiche beglückwünschte sich am Wege, dass er nun so bedeutende Ersparnisse erzielen könne. Zuhause angekommen, rief er die Knechte zusammen und gab ihnen statt Holz die Peitsche, damit sie damit den Kessel zum Sieden brächten. Die Diener schlugen darauf los, aber der Kessel wurde nicht siedend. Der Reiche kehrte daher zum Armen zurück. — „Deine Peitsche ist nichts wert," rief er. „Man hat den Kessel damit geschlagen, aber er siedet nicht." — „Mit welcher Hand hat man losgeschlagen?" — „Mit der linken." — „Da wundert es mich nicht, dass du keinen Erfolg hattest, denn man muss mit der rechten Hand zuschlagen."

Der Reiche kehrte heim, berief die Diener neuerdings zu sich und gab ihnen Unterweisungen. Sie schlugen abwechselnd mit der rechten Hand, aber der Kessel kam nicht ins Sieden. Der Reiche war wütend auf den Armen, der sich über ihn lustig machte und ihm sein Geld erpresste. Er beschloss, ihn zu töten. Er befiehlt seinen Dienern, ihn zu

Digitized by Google

holen und zu den Schafen zu sperren. Am nächsten Tage soll er ertränkt werden. Die Diener führten den Befehl aus und als am Abend der Schäfer heimkehrte, fand er den Armen in seiner Hütte. — „Was machst du da?“ frug ihn der Schäfer. — „Der Reiche liess mich hieherbringen, weil er behauptet, ich könne nicht besser beten als diese Schafe hier.“ — „Aber ich kann es. Ich bete für alles, für die Schafe und dich. Geh fort.“

Der Arme entfernte sich, aber nicht allein. Während der Schäfer betete, trieb er die Schafe weg, die er am nächsten Tag am Markt teuer verkaufte. Drei Franken erhielt er für das Stück. Von diesem Gelde liess er sich ein schönes Schloss bauen. Als der Reiche eines Tages dorthin kam, frug er, wem dieses schöne Schloss gehöre. — „Mir, lieber Herr,“ sprach der Bettler. — „Wer hätte je gedacht, dass du so reich würdest!“ — „Erinnerst du dich, was du deinen Dienern befahlst, mit mir zu machen?“ — „Ja. Ich befahl, dich ins Wasser zu werfen.“ — „Das geschah und ich wurde reich dabei.“ — „Wirklich? Dann will ich es auch versuchen.“ — „Das liegt nur an dir, lieber Herr. Steige in diesen Sack.“ — Der Reiche stieg hinein und der Sack wurde ins Wasser geworfen. Seither hat man den Reichen nie mehr gesehen.

(Basse-Normandie.)

---

46. Merlicoquet.

Merlicoquet hatte Ähren gelesen und klopfte nun an eine Türe. — „Wer ist draussen?“ — „Merlicoquet.“ — „Tritt ein. Was willst du, lieber Freund?“ — „Hebt mir diese drei Ähren auf. Ich hole sie mir später wieder ab.“ — Man hob die Ähren auf. Einige Zeit nachher kam Merlicoquet wieder. — „Ich bitte um meine Ähren.“ — „Deine Ähren hat die Henne gefressen.“ — „Gebt mir meine Ähren zurück oder gebt mir die Henne.“ — „Die Ähren sind nicht mehr hier. Da hast du die Henne.“

Merlicoquet nahm sie und klopfte bei einem andern Haus an. — „Wer ist draussen?“ — „Merlicoquet.“ — „Tritt ein. Was willst du, lieber Freund?“ — „Diese Henne fällt mir jetzt lästig; wollt ihr sie nicht einstweilen behüten? Ich kehre bald wieder.“ — „Gib sie zu den andern in den Hof.“ — Er liess sie dort und ging. Einige Tage nachher kam er wieder.

Digitized by Google

— „Gebt mir meine Henne.“ — „Deine Henne hat die Stute zertreten.“ — „Ich habe euch meine Henne anvertraut, ihr müsst sie mir zurückgeben. Gebt mir die Henne oder ... die Stute.“ — „Die Henne können wir dir nicht mehr verschaffen, nimm die Stute.“

Er führte die Stute mit sich und klopfte an einer anderen Türe. — „Wer ist draussen?“ — „Merlicoquet.“ — „Tritt ein. Was steht dir zu Diensten?“ — „Könnt ihr nicht zwei Tage meine Stute in eure Obhut nehmen?“ — „Gerne. Gib sie in den Stall zu den andern.“ — Merlicoquet liess sie dort und kam nach einigen Tagen wieder. — „Ich bitte um meine Stute.“ — „Die Kleine führte sie zur Schwemme und das Tier ertrank dort.“ — „Das passt mir nicht. Gebt mir meine Stute oder die Kleine.“ — „Die Stute können wir dir nicht mehr geben, hier hast du die Kleine.“

Merlicoquet steckte die Kleine in seinen Schnappsack, hängte ihn um und ging zur Patin des Kindes. — „Willst du mir auf meinen Schnappsack etwas Obacht geben?“ — „Gern. Lege ihn dort hin.“ — Merlicoquet legte ihn ab und ging fort. Die Patin kochte eben Brei für ihre Kinder. Als er fertig war, rief sie ihrer Gewohnheit gemäss: „Wer will die Pfanne ausschlecken?“ — „Ich, liebe Patin.“ — „Du, mein Töchterchen. Wo bist du denn?“ — „Im Schnappsack des Merlicoquet.“ — Die Patin zog die Kleine rasch aus dem Schnappsack und damit Merlicoquet nichts merke, gab sie einen Hund, eine Katze und eine Tasse Milch hinein.

Merlicoquet kam zurück und hing sich seinen Schnappsack wieder um. Da sich am Gewicht nichts geändert hatte, so bemerkte er nichts. Als er ihn aber am Rücken hatte, schien es ihm, als ob sich drinn etwas rege und ein Kampf stattfinde. Es war in der Tat so. Die Katze wollte die Milch trinken, doch der Hund biss sie und die Milch rann aus und auf den Rücken des Merlicoquet. — „Marotte, du lässt Wasser?“ schrie er. „Ich werde dich peitschen.“

Er nahm den Schnappsack herunter und schnitt sich einen Zweig von der Hecke ab, um die Kleine zu prügeln. Der Schnappsack ging jedoch auf, die Katze sprang mit einem Satz heraus, der Hund folgte, Merlicoquet aber machte grosse Augen und bemühte sich, diesem Wunder auf den Grund zu kommen.

(Basse-Normandie.)

Digitized by Google

47. Rindon.

Einst lebte eine Frau, die eine grosse Menge Garn gesponnen hatte. Sie wollte gerne eine Leinwand daraus weben lassen, aber die Leineweber arbeiten bekanntlich nicht umsonst. Während sie noch darüber nachdachte, trat ein Mann ein. — „Ich webe dir das Garn zu Leinwand," sagte er, „und zwar umsonst, wenn du, ich lasse dich dreimal raten, meinen Namen erraten kannst. Bringst du es nicht zuwege, so gehört die Leinwand mir. Willst du?"

Die Frau übergab ihm das Garn, doch nach seinem Weggang empfand sie Furcht. — „Vielleicht ist das der Teufel?" dachte sie. „Lieber Gott, liebe Jungfrau, steht mir bei, dass ich seinen Namen errate." —

Plötzlich erhob sich ein starker Wind, der die dürren Äste von den Bäumen riss. Sie ging hinaus in den Wald, um die dürren Zweige aufzulesen und hörte dabei Stimmen. Ein Leineweber, der eben an der Arbeit war, sang lachend heraus:

Cllin, cllas, cllin, cllas!
Wenn die gute Frau dort unten
Wüsste, dass ich Rindon heisse,
Würde sie nicht ängstlich sein.

Die Frau zweifelte nicht im geringsten, dass das ihr Weber sei und ging mit ihrer Holzbürde ruhig heim. Ihre Angst war weg.

Gegen Abend kam der Weber zu ihr. „Die Leinwand ist fertig. Errate nun meinen Namen." — „Du heisst Wilhelm, nicht wahr?" — „Nein." — „So heisst du Robert." — „Nein." — „Dann aber Rindon." — „Verfluchte, da hast du die Leinwand," schrie der Kleine wütend und warf sie ihr ins Antlitz. Seit der Zeit sah man ihn nicht mehr.

(Basse-Normandie.)

---

48. Der Schleifer und die Tiere.

Eines Abends bat ein Schleifer vor einem Haus um Nachtherberge. Da er nicht wohlhabend aussah, so riss man sich nicht um ihn und sagte ihm, dass es im Hause nicht sicher sei, da wilde Tiere kommen und ihn auffressen könnten. — „Das macht nichts," sagte er und legte sich ins Kelterhaus. — Bei Anbruch des Tages kam ein Wolf daher. — „Du willst

Digitized by Google

mich fressen?“ sagte der Schleifer. „Ich kann dir nicht entschlüpfen. Erlaube mir jedoch, dass ich mich vorher noch ein bischen unterhalte.“ — Der Wolf war es zufrieden. Der Schleifer setzte seinen Schleifstein in Bewegung und dem Tiere gefiel das. — „Es ist nicht hübsch, dass du allein das Vergnügen hast und ich nichts,“ rief es dem Schleifer zu. „Lass mich nun etwas spielen.“ — Der Schleifer war es zufrieden und der Wolf drehte den Schleifstein und unterhielt sich köstlich dabei. Der Schleifer aber richtete die Sache so ein, dass der Wolf mit der Tatze in den Schleifstein geriet und nun drehte der Schleifer immer rascher und rascher. Der Wolf schrie, konnte sich aber nicht befreien. Der Schleifer war gerettet.

Ein anderer Wolf kam ins Kelterhaus und fand seinen Kameraden dort eingezwickt. — „Was ist dir denn zugestossen?“ — „Der Schleifer tat es mir. Er drehte seinen Stein und das gefiel mir. Ich sagte zu ihm, nicht du allein sollst das Vergnügen haben, auch ich will daran teilnehmen. Ich drehte um, geriet aber mit der Pfote in den Stein und unterdessen floh er. Befreie mich und suchen wir ihn dann, damit wir ihn fressen.“ — Der zweite Wolf befreite den ersten und beide liefen dem Schleifer nach.

Sie begegneten einem Hasen, der kleine Kugeln an den Ohren hatte. — „Armer Hase, wer hat dich denn so zugerichtet?“ — „Ein Schleifer, der hier vorbeikam. Ein Hund lief mir nach und der Schleifer sagte mir, wenn ich kleine Kugeln an den Ohren hätte, so könnte ich besser laufen. Er bot sich auch an, mir dieselben anzumachen. Jetzt habe ich sie und kann trotzdem nicht besser laufen. Befreit mich davon und wir laufen dann zusammen dem Schleifer nach, um ihn aufzufressen.“

Man nahm ihm die Kugeln aus den Ohren und nun liefen sie miteinander. Sie begegneten einem Fuchs, der hinten einen Ring hatte. — „Wer hat dich so hergerichtet, armer Fuchs?“ — „Der Schleifer. Ich wollte eben Brombeeren abreissen, als er dazukam. Er behauptete, ein Geheimnis zu kennen, das meine Lauffähigkeit erhöhen würde und er erbot sich, mir dasselbe zu lehren. Ein Ring sollte mir in den Hintern gesteckt werden. Ich liess ihn gewähren, aber trotzdem kann ich nicht besser laufen. Befreit mich davon und wir laufen ihm dann zusammen nach und fressen ihn.“

Man befreite ihn vom Ring und nun liefen alle vier der Spur des Schleifers nach. Endlich bemerkten sie ihn. Er

Digitized by Google

arbeitete eben am Schleifstein. Als er den Wolf sah, zeigte er ihm den Schleifstein und der Wolf rannte, den Schwanz zwischen den Beinen, eiligst davon. Zwei Kugeln, die er aufgelesen hatte, schüttelte er und der Hase gab Fersengeld. Als sich ihm der Fuchs näherte, zeigte er diesem den Ring und er floh ebenfalls. (Basse-Normandie.)

---

49. Johann und Johanna.

Johann Kerbrinic und Johanna Kerboule'h waren, wie man zu sagen pflegt, ein Paar, wie sie nicht besser zu einander passten. Er war ein guter Arbeiter, geliebt und geschätzt von seinem Herrn und der ganzen Pfarre. Mehrere Meilen in der Runde hatte er nicht seinesgleichen, was das Säen, Ernten und Dreschen betraf. Wohl war er nicht der schlauesten einer, aber was tut das?

Nachdem er lange Zeit anderen gedient und für andere gearbeitet hatte, wollte er endlich für sich selbst arbeiten und heiraten. Er machte sich denn auf die Suche nach seiner schöneren Hälfte. Nicht weit vom Bauernhause, wo er diente, wohnte in einer kleinen Hütte die Witwe Johanna Kerboule'h. Das Häuschen war ihr Eigen, ebenso ein kleiner Garten und ein kleines Feld, eine Kuh und ein Kalb. Sie hatte eine Tochter mit achtzehn Jahren, namens Johanna, die weder hässlich noch hübsch, noch besonders gescheit war, aber eine tüchtige Hausfrau zu werden versprach.

„Das ist die Richtige für mich," sagte sich Johann, „und wenn sie mein Weib wird, kann ich mich glücklich schätzen." — Er ging nun öfter zum Häuschen. Nie kam er vorbei, ohne unter irgend einem Vorwand einzutreten. Entweder musste er sich die Pfeife anzünden oder er frug, ob man nicht eine Kuh oder ein verirrtes Schaf seines Herrn habe vorbeilaufen sehen oder er steckte sonst was heraus. Die Witwe nahm ihn, hatte er doch einen guten Ruf in der Pfarre, wohl auf und auch die Tochter war seinen Besuchen nicht abgeneigt.

Am zweiten Junisonntag hütete das junge Mädchen, nachdem sie schon in der ersten Frühmesse war, das Haus. Nach dem Hochamte sollte Johann zum Mittagessen kommen, um seine Sache, wenn möglich, zum Abschluss zu bringen. Bevor die Mutter in den Marktflecken ging, sagte sie zur Tochter: „Du weisst, dass heute Johann zu uns zum Mittagessen kommt,

Digitized by Google

bemühe dich, die Suppe gut zu kochen und gib alles hinein, was man hineingeben muss (bret. peadra).“ — „Ja, liebe Mutter,“ war Johannas Antwort. — Die Alte ging weg.

Johanna beschäftigte sich mit dem Kochtopf. Sie gab Kohl, Rüben und eine tüchtige Schnitte Speck hinein. Dann entzündete sie das Feuer und bald kochte es im Topf. — „Nun wird es Zeit sein, Péadra hineinzugeben,“ sagte sie. — Sie hatten nämlich einen kleinen Hund, der Péadra hiess. Johanna rief ihn: „Komm her, lieber Péadra. Meine Mutter befahl mir, dich in den Topf zu werfen. Das ist zwar eine sonderbare Idee, aber unzweifelhaft liebt mich Johann, wenn er eine solche Suppe isst, mehr und die Hochzeit naht rascher. Ich muss daher, obwohl ich dich, armes, kleines Hündlein, bedauere, dem Befehl nachkommen.“ — Sie fing Péadra, der schweifwedelnd zu ihr gekommen war, warf ihn in den siedenden Topf und stülpte den Deckel darüber. Sie legte dann noch Holz nach, schnitt Brot in die hölzernen Suppenteller und fegte das Haus.

Zu Mittag kam die Witwe in Begleitung des Johann Kerbrinic aus der Messe nach Hause und frug: „Ist das Mittagessen fertig?“ — „Jawohl, liebe Mutter,“ antwortete Johanna. — „Hast du alles, was man hineingeben muss (péadra), in den Topf getan?“ — „Ja, ich habe Péadra in den Topf gegeben.“ — „Versuchen wir deine Suppe.“ — Jedes der drei nahm seinen Napf und leerte ihn rasch; die Suppe wurde als vorzüglich befunden.

Die Alte wollte hernach eigenhändig das Fleisch aus dem Topf nehmen. „Jesus,“ schrie sie, als sie den Hund darin fand, „was ist denn das?“ — „Nun, liebe Mutter, das ist Péadra. Du hast mir doch befohlen, ihn in den Topf zu geben.“ — „Péadra? Mein armer, kleiner Hund?“ — „Gewiss, du hast es mir doch gesagt.“ — „Was, du Dummkopf, du Leichtsinnige! Ich sagte dir doch, alles das in die Suppe zu geben, was notwendig sei, also Salz, Pfeffer, Kohl, Rüben und Speck. Du aber hast den Hund hinein getan.“ — „Ja, liebe Mutter, wusste ich denn das?“ — „Geh, geh, du wirst niemals zu etwas zu brauchen sein.“

Johann sah den beiden Frauen zu, sagte aber nichts. Ein anderer als er hätte nach dem, was vorgegangen war, den Verstand des Mädchens genügend gekannt. Aber er war in Johanna verliebt und die Liebe, so heisst es wenigstens, ist blind. Die Mahlzeit war vorbei und nicht lange danach

schickte die Alte ihre Tochter zum Brunnen, damit sie frisches Wasser bringe. Johanna ging mit dem Krug weg, schöpfte Wasser und wollte sich den Krug eben wieder auf den Kopf stellen, um nach Hause zu gehen, als ihr plötzlich folgender Gedanke kam: „Wenn ich mich verheirate und ich werde ja heiraten, habe ich Kinder und ich werde solche auch kriegen, wie werde ich die doch benennen, da alle Namen schon für andere verwendet wurden?“ Sie ging alle Taufnamen durch und fand, dass jeder schon einen Träger in der Pfarre habe. Das plagte sie. „Ach, Jesus“, rief sie, „meine Kinder werden namenlos sein und können daher auch nicht die heilige Taufe empfangen.“ Sie begann tüchtig zu weinen, setzte sich auf einen Stein und verbarg ihr Haupt in den Händen.

Unterdessen war die Mutter unruhig geworden, da ihre Tochter nicht zurückkehrte und so machte sie sich auf die Suche nach ihr: „Johanna! Johanna! Wo bist du denn so lange? Komm doch rasch zurück, du bist ja schon eine Stunde aus.“ — „Weisst du es schon, Mutter?“ — „Was denn, Töchterchen?“ — „Was für ein Unglück, o Gott.“ — „Was gibt es denn? Was ist geschehen?“ — „Hast du nicht an etwas gedacht, liebe Mutter?“ — „An was denn? So sage es doch.“ — „Wenn ich heirate und ich werde doch heiraten und dann Kinder habe und ich werde doch solche kriegen, dann gibt es keine Taufnamen mehr für sie, denn alle sind schon vergeben.“ — Die Mutter, die nicht viel klüger als ihre Tochter war, stand offenen Mundes erstarrt da und konnte darauf nichts entgegnen. Sie gingen beide alle Taufnamen durch und fanden in der Tat, dass alle schon vergeben waren. — „Was sollen wir in diesem Unglück machen?“ — Beide weinten und waren über dieses Unglück untröstlich.

Johann, der allein im Hause zurückgeblieben war, wurde ungeduldig, da er sah, dass weder Mutter, noch Tochter zurückkamen und machte sich auf die Suche. Als er die Ursache ihrer Tränen und ihre Untröstlichkeit vernahm, zuckte er die Achseln und sprach zu sich: „Mutter und Tochter sind einander würdig. Beide sind dumm wie Stroh und am besten ist es, sie hier sitzen zu lassen und anderweitig mein Glück zu versuchen, denn es wird mir sicher nicht schwer fallen, etwas besseres zu finden.“

Ohne Gruss ging er fort. Nach einiger Zeit, als er an einem Bauernhaus vorbeikam, bemerkte er ein junges Mädchen

Digitized by Google

auf der Tenne, die mit einer dreispitzigen Forke ausgestattet war. — „Die hier", dachte er sich, „ist ein hübsches Mädchen und wird für mich taugen. Wenn ich nur diesen Vogel in meinen Käfig brächte!" — Er trat auf sie zu. „Was machst du denn hier mit der Eisenforke, du blondes, liebes Kind?" — „Meine Mutter befahl mir die Erbsen, die sie an der Sonne trocknete, in die Scheuer zu bringen. Seit Mittag bin ich nun daran, sie mit der Forke hereinzubringen, auf die Art, wie ich es beim Heu sah, doch es gelingt mir nicht und die Sonne geht schon unter." — „Liebes Herzchen, das ist nicht so, wie du glaubst. Bring mir deine Schwinge. Da werden wir die Erbsen hineinwerfen und bald werden sie dann in der Scheuer sein." — „Nein, das tue ich nicht, denn meine Mutter hat mir befohlen, die Erbsen mit der Forke hereinzuschaffen und meine Mutter ist doch nicht dumm." — „Gut, liebes Kind, so arbeite mit deiner Forke weiter, aber ich glaube nur, dass die Sonne untergeht und du die Erbsen noch immer nicht in der Scheune haben wirst. Meine besten Empfehlungen deiner Mutter und nun Gott befohlen."

Johann setzte seinen Weg fort und dachte sich: „Die kann Johanna nicht ersetzen, sie ist zwar hübscher, aber . . ." Bald danach kam er in einen Ort und sah, dass viele Leute um ein Haus versammelt waren. Sogar auf dem Dach und beim Rauchfang standen welche und letztere hatten einen Strick in den Händen, den sie abwechselnd in die Höhe zogen und dann wieder in den Rauchfang senkten. Sie gebärdeten sich wie Rauchfangkehrer. Johann näherte sich einem jungen, grossen und schlanken Mädchen mit schwarzen Haaren und feurigen Augen, ein solches hatte er sich stets zur Frau gewünscht und frug sie: „Liebes Herzchen, sage mir doch, was machen denn die Leute hier? Fegen sie den Rauchfang?" — Das junge Mädchen kehrte sich zu ihm, mass ihn verächtlich von unten bis oben und sprach: „Du bist ein Dummkopf. Aus welchem Land kommst du denn, dass du so daherredest. Weisst du denn nicht, du Dummian, dass man das Pferd meines Vaters wartet?" — „Man wartet das Pferd deines Vaters? Ich sage aufrichtig, dass ich nicht recht verstehe, wie . . .!" — „Lieber Freund", sprach eine kleine, alte Frau, die dem Mädchen zur Seite stand und des Mädchens Mutter war, „unser Deichselpferd ist vor einigen Tagen in den Fluss gefallen und wurde von der Strömung unter ein Mühlrad getrieben, wo es sich schwer verletzte. Der Tierarzt, ein

seines Wissens wegen im ganzen Land berühmter Mann, befahl, die Wunden des Tieres mit Rauchfangruss einzureiben und das tut man eben, wie ihr seht. Hörst du das Tier nicht klagen?" — Und in der Tat die Leute, die teils auf den Fliessen des Vorhauses, teils im Hause und teils am Rauchfang standen, zogen das Pferd abwechselnd mittelst Stricken auf und nieder, damit seine Wunden mit dem Russ in Berührung kommen. — „Aber, gute Frau," erwiderte Johann, von soviel Einfalt und Dummheit überrascht, „glaubst du nicht, dass es bequemer und gefahrloser gewesen wäre, mit Hilfe einer Leiter Russ aus dem Rauchfang zu holen und damit die Wunden des Pferdes im Stalle einzureiben." — „Höre nicht auf diesen Dummkopf, Mutter", rief das junge Mädchen aufgebracht, „ich habe den Leuten diesen Rat gegeben und ich glaube kaum, dass die Sache besser ausgeführt werden kann."

Johann schwieg und entfernte sich. Am Wege sagte er sich: „Johanna ist im Vergleiche zu diesem Mädchen gewiss ein Geisteskind." — Etwas später kam er an einem hübschen Haus vorbei; auf dessen Schwelle sass auf einem Schemel ein junges Mädchen, das aus einem Topf, den sie zwischen den Knien hielt, Suppe ass, — „Ist das ein hübsches Mädchen," sagte sich Johann, „ich werde sie um den Weg fragen, um etwas mit ihr plaudern und sie mir ansehen zu können." — Je mehr er sich jedoch dem Hause näherte, desto deutlicher hörte er ein Kind schreien und zwar so jämmerlich, als würde es getötet. — „Grüss Gott, liebes Herzchen", rief er dem jungen Mädchen zu. — „Was willst du?" frug sie in anmassendem Ton. — „Was geht denn im Hause vor, dass so geschrien wird?" — „Was geht das dich an? Geh hinein, wenn du willst, dann wirst du es gleich sehen." — Johann trat ein. Der Schreck ergriff ihn jedoch bald so, dass er einige Zeit unbeweglich wie ein Steinpfahl stehen blieb, infolge des Anblicks, der sich ihm bot. Er sah eine Frau, die ganz mit Blut befleckt war und aus den Hinterbacken eines ungefähr fünf oder sechs Jahre alten Kindes Fleischstücke herausschnitt. — „Was machst du da, entmenschte Frau, Höllenscheusal?" rief er aus. — „Was mischt du dich in meine Sachen", entgegnete die Frau. „Siehst du denn nicht, dass der Schneider den Hintern der Kindshose zu eng gemacht hat und dass ich daher Stücke aus den Hinterbacken des Kindes herausschneiden muss, damit es die Hose anziehen

kann. Und hättest du an meiner Stelle anders gehandelt? Und dann, was mischst du dich in meine Sachen. Verschwinde rasch oder ich nehme das Beil meines Mannes und . . .“ — Johann stürzte aus dem Haus und schrie: „Ach Gott, ach Gott, wo bin ich denn hier? Doch nicht unter Christen.“

Er marschierte weiter, ganz traurig über das, was er sah. — „Ich werde meinen Weg nicht mehr fortsetzen“, sagte er sich nach einigen Schritten, „sondern zu Johanna zurückkehren. Sie ist zwar nicht gescheit und nicht reich, aber seit ich sie verlassen, habe ich keine getroffen, die gescheiter gewesen wäre wie sie, wohl aber traf ich das gerade Gegenteil an. Ich liebe Johanna und ein altes Sprichwort sagt doch: Eine Handvoll Liebe ist mehr wert als ein Backofen voll Gold und Silber.“

Als er bei Johanna eintraf, wurde er gut empfangen, sowohl von der Alten als von der Jungen. Bald nachher fand die Hochzeit statt und beide lebten nun gemeinsam. Johann arbeitete unermüdlich und sein Lebenswandel war musterhaft. Er war kein Spieler, kein Trinker und blieb immer schön zuhause. Bald starb die Schwiegermutter und hinterliess ihrer einzigen Tochter alles, was sie besass, nämlich eine Hütte, zwei kleine Gärten, eine Kuh, eine weisse Ziege, vier Hühner, einen schönen roten Hahn und eine Katze.

Johanna nahm im Verhältnis zum steigenden Alter aber nicht an ihren Geisteskräften zu und Johann musste oft brummen und schelten. Er konnte sich noch so abrackern, sie wurden nicht reich, sondern arm. Ein Jahr nach der Hochzeit kamen sie durch die Dummheit und das gute Herz Johannens, die immer bereit war, mit den andern zu teilen, in Not.

Eines Abends plauderten beide vor dem Schlafengehen noch etwas beim Feuer. — „Wir haben noch drei schöne Stücke Speck“, sagte Johann, indem er im Rauchfang den Speck sah, der dort zum räuchern hing. — „Ja“, antwortete Johanna, „wir haben noch drei Stücke“. — „Je eines davon gehört für Weihnachten, für den Karneval und für Ostern.“ — „Ja“, antwortete Johanna.

Am folgenden Tag, als Johann am Felde arbeitete, kam ein Bettler zur Hüttentür. — „Wie heisst du?“ frug ihn Johanna. — „Weihnachten“, erwiderte der Bettler. — „Weihnachten? Dann hat wohl Johann das erste Stück Speck für dich bestimmt. Ich hole es sofort“. — Der Bettler half

Digitized by Google

Johanna den Speck, der im Kamin zum räuchern hing, losmachen und trug ihn, zwar über die Grossmütigkeit etwas erstaunt, dann fort.

Am nächsten Tag, wieder in Abwesenheit Johanns, kamen zwei andere Bettler und baten um Almosen. — „Wie heisst ihr?“ frug sie Johanna. — „Karneval und Ostern“, war ihre Antwort. Der gestrige Bettler hatte sie wohl benachrichtigt. — „Karneval und Ostern? Dann hat Johann die zwei anderen Stücke Speck für euch bestimmt“. — Karneval und Ostern zogen mit den zwei letzten Speckstücken ab.

Am Abend, als sich Johann vor dem Schlafengehen beim Feuer wärmte, sah er um die Speckstücke. Da sie verschwunden waren, frug er erstaunt Johanna: „Wo ist denn der Speck hingekommen?“ — „Der Speck? Weihnachten, Karneval und Ostern, denen du ihn doch zugedacht hast, haben ihn weggetragen“. — „Was soll das heissen?“ — „Sagtest du mir nicht gestern, dass eines der drei Speckstücke für Weihnachten, das zweite für den Karneval und das dritte für Ostern bestimmt sei? Nun sind gestern und heute drei Bettler gekommen, die Weihnachten, Karneval und Ostern hiessen und denen habe ich den Speck gegeben.“ — „Das ist doch nicht möglich. Du scherzt, nicht wahr?“ — „Ich mache keinen Scherz, es ist so, wie ich sagte“. — „Dann bist du die Dümmste aller Frauen auf Erden und wir müssen, wenn du solche Sachen treibst, arm bleiben.“

Johann war untröstlich. Er sah deutlich, dass sie dem Elend entgegengingen und er konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am folgenden Morgen sprach er zu Johanna: „Wir haben kein Stück Speck mehr im Hause, an Geld mangelt es uns, unsere Kuh und ihr Kalb, die Ziege und die Hühner sind teils verkauft, teils aufgegessen und die beiden Gärten gehören ebenfalls nicht mehr uns. Es bleibt uns also nichts übrig, als diese Gegend zu verlassen und uns anderswo unser Brot zu suchen“. — „Ja“, sagte Johanna, „ziehen wir anderswo hin“.

Johann hatte den Tod im Herzen und die Augen voll Tränen als er die Hütte verliess. Er rief Johanna, die hinter ihm ging zu: „Nimm die Tür auf dich“. — „Ist schon gut“, sprach Johanna, hob die Türe aus den Angeln und lud sie sich auf. — Traurig und trübselig ging Johann voraus und weit hinter ihm seufzend Johanna. Johann kehrte sich um, da er sie seufzen und klagen hörte und war höchlichst erstaunt,

Digitized by Google

zu sehen, dass sie die Hüttentür auf ihrem Rücken trug. „Zu allen Teufeln, was trägst du denn die Türe mit?“ frug er sie. — „Warum? Du sagtest doch, ich soll die Türe auf mich nehmen.“ — „Ja, aber ich meinte, du solltest es auf dich nehmen, die Türe zu schliessen.“ — „Woher hätte ich das wissen sollen?“ — „Da du die Türe schon bis hierher brachtest, so lassen wir sie jetzt nicht hier liegen; vielleicht ist sie uns einmal nützlich. Gib her, jetzt trage ich sie.“

Johann lud sich die Türe auf und sie zogen selbander weiter. Die Sonne ging schon unter und da sie keine Wohnstätte hatten, so wussten sie nicht, wo sie die Nacht verbringen sollten. Sie zogen längst des Waldrandes, der jedoch kein Ende hatte, dahin. — „Gehen wir in den Wald und verbringen wir drinnen die Nacht, denn dort sind wir weniger der Kälte ausgesetzt,“ rief Johann. — „Treten wir ein,“ antwortete Johanna. — Sie traten in den Wald, doch da es dort viele wilde Tiere gab, stiegen sie zur Sicherheit auf einen alten Baum, legten die Türe auf die Zweige und streckten sich darauf aus, denn sie waren müde.

Inmitten der Nacht wurden sie durch einen furchtbaren Lärm und durch Flüche, die sie unter dem Baum hörten, erweckt. — „Grosser Gott, was soll das heissen?“ rief Johanna erschreckt. — „Sei still oder wir sind verloren.“

Es waren Räuber, die gute Beute gemacht hatten und sie nun teilten. Es war Mondschein. Die Räuber hörten nichts, sondern fluchten und schrien weiter. Johanna hatte so grosse Angst, dass . . . sie ihnen einen Regen vormachte. — „Es regnet,“ schrie einer der Räuber, „beeilen wir uns.“ — Dann liess Johanna etwas wenniger flüssiges und weniger wohlriechendes auf sie herabfallen und da sie sich zu heftig auf eine Ecke der Türe setzte, so verlor diese das Gleichgewicht und Johann und Johanna fielen samt der Türe mit grossem Lärm zur Erde, mitten unter die Räuber hinein. Da diese glaubten, alle Teufel der Hölle seien los, trollten sie sich schleunigst, liessen jedoch das Gold und Silber zurück. Johann und Johanna füllten sich die Taschen damit und statt ihren abenteuerlichen Marsch fortzusetzen, kehrten sie nach Hause zurück.

Am Wege sprach Johanna zu Johann: „Nun, Johann, glaubst du noch immer, dass ich dumm handelte, als ich die Türe mitnahm? Sagst du jetzt auch noch, dass ich dumm bin?“

Sie waren nun reich, kauften eine schöne Wirtschaft und liessen sich ein schönes Haus, das schönste in der Gegend, bauen. Allen Bettlern, die auf ihrer Schwelle erschienen, gaben sie Almosen, ebenso denen, die sie begegneten und sie wurden geachtet und geschätzt von jedermann. Johanna schenkte dem Johann einen Knaben, der, wie sein Vater, Johann geheissen wurde, trotzdem Johanna gefürchtet hatte, keinen Namen mehr für ihn zu finden, da schon alle vergeben sind.

So lautet die Geschichte vom Johann und von der Johanna. Habt ihr schon eine schönere gehört?

(Basse-Bretagne.)

---

50. Klebe an!

Zwei arme Leute, Johann und Johanna, wohnten in der Nähe des Schlosses eines Edelmannes. Einer der Knechte des Herrn war der Liebhaber von Johanna, der Frau des Johann und da Johann ihrer Liebschaft im Wege stand, so wollten sie ihn entfernen.

Eines Tages sagte der Knecht zum Edelherrn: „Lieber Herr, Johann sagte, dass er imstande wäre, euer Gehölze in drei Tagen umzuhauen und auf Bündel zu verarbeiten." — „Wirklich? . . . Sage ihm, er möge zu mir kommen." — Johann kam. — „Wie," rief der Edelmann, „du, Johann, hast dich gerühmt, mein Gehölz in drei Tagen umzuhauen und auf Bündel zu verarbeiten?" — „So etwas habe ich nie gesagt," schrie Johann, die Hände zum Himmel erhebend, „ich müsste ein Narr sein, wenn ich so etwas sagen würde." — „Da du es gesagt hast," versetzte der Herr, „so musst du es auch ausführen oder du musst sterben."

Weinend kehrte Johann nach Hause zurück und berichtete Johanna darüber. Diese schnitt ein trauriges Gesicht, sprach aber: „Du wirst dich morgen doch daran machen und fest arbeiten müssen!"

Am nächsten Tag schritt Johann schon vor Sonnenaufgang, die Axt auf der Achsel, traurig dem Wald zu. Er begegnete eine kleine, alte Frau, die ihn frug: „Warum bist du so traurig, Johann?" — „Es ist nicht grundlos, denn der Herr befahl mir, sein Gehölze in drei Tagen umzuhauen und Holzbündel daraus zu machen, widrigenfalls ich sterben

Digitized by Google

müsse.“ — „Ist es sonst nichts? Tröste dich, du wirst es ausführen. Sei ruhig. Nimm diese Axt, — und sie gab ihm eine kleine, wohlgeschärfte Axt — haue damit den Wald um und beunruhige dich weiter nicht.“ — Johann nahm die Axt und begab sich, trotz der Worte der Alten, wenig zuversichtlich in den Wald. Dort schlug er auf eine Eiche los, diese fiel auf eine andere, diese auf eine dritte, diese auf eine vierte und so fort, bis nach einiger Zeit alle Bäume des Gehölzes am Boden lagen. Als Johanna mittags mit dem Essen kam, fand sie ihren Mann auf einem Baumstamm sitzend und ruhig seine Pfeife rauchend.

Am zweiten Tag legte sich das ganze Holz in Bündeln und am dritten Tag wurde es in den Schlosshof geführt und auf einen Haufen, der höher als das Dach des Hauses war, geschlichtet. Der Herr war gerade abwesend. Als er zurückkam und diesen ungeheuern Holzhaufen sah, rief er zornig: „Was soll das heissen?“ — „Ich habe,“ erwiderte Johann ruhig, „das ausgeführt, was ihr mir befohlen habt; ich habe euer Gehölz umgehauen, es in Bündel verarbeitet, diese hieher gebracht und in eurem Hof aufgeschlichtet und ist alles in drei Tagen vor sich gegangen. Ich habe tüchtig gearbeitet, nicht wahr?“

Der Edelmann war wütend, aber da er glaubte, dass Zauberei im Spiele sei, wagte er es nicht, Johann anzubrüllen und begnügte sich mit den Worten: „Es ist gut. Geh heim.“

Das passte aber Johanna und ihrem Geliebten nicht und so sprach dieser einige Tag später zum Edelmann: „Lieber Herr, Johann sagte, dass er imstande sei, ein solches Durcheinander zu schaffen, dass alle Gäste, die ihr zu eurem Fest am nächsten Sonntag geladen habt, sich köstlich unterhalten und aus vollem Herzen lachen werden.“ — „Es ist gut. Schicke ihn nur her.“

Johann kam und der Edelmann sprach: „Du, Johann, hast dich gerühmt, ein solches Durcheinander machen zu können, dass alle meine Gäste, die ich zum grossen Essen am Sonntag geladen habe, sich köstlich unterhalten und aus vollem Herzen lachen werden.“ — „Ist es denn möglich!“ schrie Johann. „Lieber Herr, ich weiss ja gar nicht, was ein Durcheinander ist.“ — „Du hast es gesagt, Johann, und musst es ausführen, sonst bist du des Todes. Geh hin und denke darüber nach.“

Johann kehrte traurig und verwirrt nach Hause zurück. Glücklicherweise kam ihm aber die Alte wieder zu Hilfe, die ihm eine weisse Gerte gab und sprach: „Nimm diese Gerte. Du brauchst nur zu sagen: „Durch die Kraft meiner Gerte haftet!“ und alle Personen und Dinge, wer oder was immer sie auch seien, haften eines am andern und du kannst dadurch ein Durcheinander bilden, bei dessen Anblick jedermann lachen muss.“

Johann nahm die Gerte und ging ins Haus. Johanna war weg, doch bemerkte er gewisse Dinge, die ihm verdächtig vorkamen; daher versteckte er sich am Boden, um seine Beobachtungen anstellen zu können. Bald nachher trat sie ins Zimmer, besah sich im Spiegel und frisierte sich. Nicht lange dauerte es, so kam auch ihr Geliebter. Sie trug eingeschlagene Eier auf und beide assen miteinander, eine Flasche alten Wein, die der Knecht aus dem Keller seines Herrn entwendet hatte, dazu trinkend. Dann umarmten sie sich . . .

„Durch die Kraft meiner Gerte haftet zusammen!“ schrie Johann. Beide hafteten derart stark aneinander, dass sie sich nicht lossreissen konnten. Johann kam aus seinem Versteck hervor und lachte herzlich: „Habe ich euch erwischt! Nun werden wir ein schönes Durcheinander bilden.“ — Die beiden Verliebten rannten trotz ihres Zustandes davon, denn sie fürchteten, dass Johann zum Stock greife. Johann lief ihnen aber nach und schrie fortwährend: „Seht! Seht!“

Man lief von allen Seiten herbei, lachte und schrie. Johanna hatte ihr Hemd am Hintern durchlöchert und man sah . . . Ein Mann ergriff eine mit Rasen bedeckte Erdscholle und warf sie ihr auf den bewussten Ort. — „Hafte, hafte!“ schrie Johann und die Erdscholle blieb hängen. — Eine Kuh kam vorbei und wollte das Gras der Scholle abfressen. — „Hafte, hafte!“ schrie Johann uud die Kuh musste mit. — Ein Stier sprang auf die Kuh. — „Hafte!“ rief Johann und der Stier zog mit. —

Als sie bei der Backstube eines Bäckers vorbei kamen, eilte der Bäcker mit einem langen Besen heraus und schlug auf den Stier los. — „Hafte!“ rief Johann und der Besen blieb haften und der Bäcker rannte mit. — Die Frau des Bäckers wollte ihn wegziehen und fasste daher seinen Rockzipfel, aber auch sie musste mit. Und so war das Durcheinander fertig.

Digitized by Google

Johann rannte voraus und schrie beständig: „Seht das Durcheinander, seht das Durcheinander!“ — Alles lief nach, schrie und lachte. Johann führte das Durcheinander in das Schloss des Edelherrn. Es war der Tag des grossen Essens und alle sassen bei Tische. Johann rief: „Seht, das Durcheinander kommt! Seht, meine Herren und Damen, nichts seltsameres gibt es! Kommt, das Durcheinander zu sehen!“

Die Gäste verliessen die Tafel, liefen zu den Fenstern und lachten und schrien aus Herzenslust. — „Man gebe den Leuten die Freiheit wieder,“ schrie nach einiger Zeit der Edelmann. — Johann rief: „Durch die Kraft meiner Gerte löse sich das Durcheinander!“ — Menschen und Tiere erhielten ihre Freiheit wieder und verschwanden. Gross war die Scham und die Verwirrung Johannens und ihres Geliebten.

„Bäcker, ist dein Backofen geheizt?“ frug der Herr. — „Ja, Herr!“ — „Dann werfe man die beiden Nichtswürdigen hinein.“ — „Johanna nicht“, schrie Johann, „denn ich verzeihe ihr.“ — So wurde denn der Knecht allein hineingeworfen. Johann aber führte Johanna, die sich zu bessern versprach, weg und sie lebten miteinander glücklich.

(Basse-Bretagne.)

---

51. Der Müller und sein Herr.

Vier Jahre schon hatte der Müller seinem Herrn den Pachtzins nicht bezahlt, denn er war schrecklich arm. Als eines Tages der Herr von der Jagd zurückkehrte, war er schlecht gelaunt, da er nichts geschossen hatte und als er die Kuh des Müllers begegnete, legte er darauf an und tötete sie. Des Müllers Frau sah es und lief schreiend und jammernd ins Haus: „Ach, ach! Wir sind geschlagene Leute. Der Herr hat unsere Kuh getötet.“ — Der Müller sagte nichts, war aber trotzdem sehr aufgebracht darüber. In der Nacht zog er der Kuh die Haut ab und ging dann nach Guincamp, um dort die Haut zu verkaufen.

Da es aber dorthin weit war und er schon zeitig dort sein wollte, so ging er um Mitternacht vom Hause weg. Als er einen Wald durchquerte, wo sich Diebe aufhielten, ergriff ihn Furcht und er kletterte auf einen Baum, um den Tag zu erwarten. Bald kam eine Schar Diebe unter diesen Baum,

Digitized by Google

um ihr Geld zu verteilen; aber über lauter streiten und zanken konnten sie sich nicht verständigen.

„Ach Gott, wenn ich nur dieses Geld hätte," seufzte der Müller. Bei diesem Gedanken warf er die Haut auf die Diebe hinab, um sie zu erschrecken. Als diese die Hörner und das schwarze Fell, die Kuh war nämlich von schwarzer Farbe gewesen, sahen, glaubten sie, dass der Teufel gekommen wäre, sie abzuholen. Sie liefen daher unter Zurücklassung des Geldes eiligst davon. -- „Mein Streich ist gelungen," rief der Müller, stieg vom Baum herab, gab alles Geld in die Kuhhaut und eilte nach Hause. Den ganzen Tag über zählte er und seine Frau an dem Geld, aber sie konnten damit nicht fertig werden, denn es war zu viel. Am nächsten Tag befahl er seiner Frau, beim Herrn einen Scheffel zu holen, damit sie das Geld messen könnten. Die Frau ging zum Herrn und bat um den Scheffel. — „Zu was braucht ihr ihn denn?" frug sie der Herr. — „Zum Geld messen!" — „Zum Geld messen! Willst du dich über mich lustig machen?" — „Nein, nein. Ich habe die Wahrheit gesprochen. Kommt mit, dann könnt ihr es selbst sehen."

Der Herr ging mit. Als er den Tisch mit Zweitalerstücken bedeckt sah, war er ganz erstaunt und sprach zum Müller: „Von wo hast du das Geld her?" — „Ich habe es zu Guincamp für die Haut meiner Kuh, die ich dort verkaufte, bekommen." — „Für die Kuhhaut! Sind denn die Kuhhäute jetzt so teuer?" — „Ja, lieber Herr. Ihr habt mir übrigens dadurch, dass ihr meine Kuh getötet habt, einen grossen Dienst erwiesen."

Der Herr eilte nach Hause, liess alle seine Kühe töten und ihnen die Haut abziehen. Am nächsten Morgen schickte er mit den Häuten, es war eine ganze Pferdeladung, einen Knecht in die Stadt und befahl ihm, für jede Haut einen Scheffel Silber zu verlangen. — Der Knecht begab sich mit den Häuten in die Stadt — „Wieviel kostet das Stück?" frug ihn ein Lohgerber. — „Einen Scheffel Silber, wie ich sagte." — Und da er allen dieselbe Antwort gab, so wurden die Lohgerber zornig, prügelten ihn, warfen ihn aufs Pflaster und nahmen ihm schliesslich die Häute weg.

Als er nach Hause kam, frug ihn der Herr: „Wo ist das Geld?" — „Ach, ich habe nur Fusstritte und Stockschläge erhalten. Mein armer Körper ist ganz zerschlagen." — „Da hat mich also der Müller getäuscht," schrie zornig

der Herr. „Das macht nichts, ich werde es ihm schon zurückzahlen.“

Der Müller gab mit dem Fleisch der getöteten Kuh ein kleines Gastmahl und befahl seiner Frau, auch den Herrn dazu einzuladen. Die Müllerin lud ihn ein. — „Wie kannst du es wagen, dich in meinem Hause nochmals über mich lustig zu machen?“ schrie er. — „Aber, lieber Herr, weder ich, noch mein Mann wagen es, uns über euch lustig zu machen.“ — „Ist schon gut. Ich werde kommen und mit dem Müller selbst sprechen. Dieser denkt wohl, schlauer zu sein als ich.“

Der Herr kam in die Mühle zum Essen. Es gab da Gedämpftes, Speck, Braten, Cider und selbst Wein. Am Ende der Mahlzeit als die Köpfe schon erhitzt waren, sprach der Müller zum Herrn: „Jedermann weiss, dass ihr schlau seid, aber dennoch wette ich mit euch, dass ihr das, was ich nun machen werde, nicht zustande bringt.“ — „Was ist das?“ — „Ich töte vor allen Anwesenden meine Frau und rufe sie mit meiner Violine wieder ins Leben zurück.“ — „Ich wette um zwanzig Taler, dass du das nicht zuwege bringst.“ — „Um zwanzig Taler mache ich es.“ — „Nun, wir werden ja sehen,“ sprachen die Anwesenden.

Der Müller nahm ein Messer, sprang auf seine Frau los und tat so, als ob er ihr den Hals abschneiden möchte. Aber er schnitt nur einen mit Blut gefüllten Schlauch auf, den sie um den Hals hatte. Der Herr war ebenso wie die andern höchlichst erschreckt, als er das Blut fliessen sah. Die Frau fiel zur Erde und stellte sich tot. Der Müller aber nahm seine Violine und spielte. Bald erhob sich die Frau und begann wie närrisch zu tanzen. Sie spielte ihre Rolle so gut, dass der Herr offenen Mundes dastand.

„Gib mir deine Geige,“ rief er dem Müller zu, „und ich überlasse dir die Mühle auf zwei Jahre ohne Pacht.“ — Der Handel wurde geschlossen. Der Herr lief mit seiner Violine höchlichst zufrieden nach Hause. „Meine Frau,“ dachte er sich am Wege, „ist schon etwas alt, vielleicht kann ich sie jünger machen.“ — Als er nach Hause kam, fand er seine Frau schlafend im Bette. — „Das ist gut,“ rief er, „so weiss sie wenigstens nichts davon.“ — Er holte aus der Küche ein Messer und schnitt ihr den Hals durch. Dann begann er auf der Geige zu spielen, aber er konnte lange fiedeln; die gute Frau rührte sich nicht und tanzte nicht.

Digitized by Google

Sie war tot. — „Der Müller ist doch dumm," rief der Herr, „dass er mich meine Frau töten lässt. Ich kann jetzt noch solange auf meiner Geige spielen, das Leben kehrt ihr nicht wieder. Er muss mir etwas zu sagen vergessen haben. Ich eile rasch zu ihm."

Er lief in die Mühle. Als er dort ankam, sah er den Müller in Hemdärmeln mit einer Peitsche auf einen Kessel, der inmitten des Hofes stand und mit siedenden Wasser gefüllt war, hatte man ihn doch soeben vom Feuer genommen, losschlagen. Er sah dem Müller offenen Mundes zu und vergass auf seine Frau.

„Was machst du da, lieber Müller?" — „Ich mache die Suppe kochend. Kommt schnell, seht, wie es kocht." — Der Herr kam herzu und sah in den Kessel: „Wahrhaftig! Hast du mit deiner Peitsche das Sieden bewirkt?" — „Ja, lieber Herr. Das Holz ist teuer und würde mir zu hoch kommen." — „Gib mir deine Peitsche, ich überlasse dir die Mühle dafür auf zwei weitere Jahre ohne Pacht." — „Da habt ihr sie!"

Der Herr ging heim. Am Wege dachte er sich: „Nun lasse ich mein ganzes Holz fällen und ich verkaufe es." So geschah es auch. — „Herr, ich habe nicht ein Stück Holz im Haus," sagte eines Samstag Abends die Köchin zu ihm. „Mit was soll ich nun kochen?" — „Ich werde es schon machen, beunruhige dich nicht weiter." — Am nächsten Tag, einen Sonntag, befahl er allen seinen Dienstleuten, sowohl Knechten als Mägden ins Hochamt zu gehen. Nur Johann, den Oberknecht, nahm er aus, der bei ihm zu Hause bleiben musste. — „Wer wird das Mittagessen zubereiten?" frug die Köchin. — „Habt keine Angst, geht nur alle."

Die Dienstleute zogen ab und der Herr befahl Johann den grossen Kessel in der Mitte des Hofes aufzustellen und ihn mit Wasser anzufüllen. Dann gab er Speck, gesalzenes Fleisch, Kohl, Rüben, Salz, Pfeffer und alles das, was zu einer Suppe nötig ist, hinein. Hierauf zog er seinen Rock aus, nahm die Peitsche des Müllers und begann, auf den Kessel loszuschlagen. Trotz seines Schlagens blieb das Wasser kalt.

„Was treibt ihr denn da, Herr?" frug erstaunt Johann. — „Schweig, Dummkopf, du wirst es gleich sehen." — Aus Leibeskräften schlug er wieder hin. Von Zeit zu Zeit steckte er einen Finger in den Kessel, aber das Wasser blieb kalt. Endlich hielt er ermüdet inne und rief: „Gewiss hat mir der

Müller wieder einen Streich gespielt." — „Er machte sich sicher wieder über euch lustig, Herr," antwortete Johann. — „Das macht nichts, aber er muss sterben." — „Herr, Hiebe mit der Peitsche, glaube ich wenigstens, würden genügen." — „Nein, nein, er muss sterben. Mich für einen Narren halten, das ist doch arg. Eilen wir zur Mühle, nimm aber einen Sack mit. Da wird er hineingesteckt und in den Teich geworfen. Er soll ertrinken."

Johann nahm einen Sack und ging mit seinem Herrn zur Mühle. Der Müller wurde in den Sack gesteckt, auf das Mühlpferd geladen und zum Teich, der nicht weit weg war, gebracht. Am Wege sahen sie jedoch einen Händler nahen, der mit drei mit Waren beladenen Pferden zum Markt nach Guincamp zog. Der Herr begann sich zu fürchten. — „Verstecken wir uns hinter der Böschung, bis der Händler vorüber ist."

Sie sprangen über den Graben, den Müller im Sacke lehnten sie jedoch an die Böschung. Als dieser das Geräusch hörte, das die Pferde hervorriefen, schrie er: „Nein, ich nehme sie nicht! Nein, ich nehme sie nicht!" — Der erstaunte Kaufmann näherte sich: „Was soll das heissen?" — Der Müller schrie aber noch immer: „Nein, ich nehme sie nicht! Nein, ich nehme sie nicht!" — „Was nimmst du nicht?" frug der Händler. — „Die einzige Tochter eines reichen Herrn, die ihr Vater an mich verheiraten will." — „Ist sie wirklich reich?" — „Ja, riesig reich." — „Dann werde ich sie nehmen." — „Schnell, schnell! Verfüge dich an meinen Platz." — Der Händler stieg in den Sack und der Müller verband ihn gut. Dann nahm er die Peitsche und zog mit den drei beladenen Pferden nach Guincamp weiter.

Als er weg war, kehrten der Herr und Johann zum Sack zurück. — „Ich nehme sie! Ich nehme sie!" schrie der Händler aus dem Sack. — „Was nimmst du?" frug der Herr. — „Deine Tochter, lieber Herr." — „So! Suche sie dir am Grund des Teiches." — Der Händler wurde in den Teich geworfen und seit der Zeit hat man von ihm nichts mehr gehört.

Am folgenden Tag gingen der Herr und Johann nach Guincamp zum Markt. Als sie sich die schönen Verkaufsstände ansahen, waren sie nicht wenig erstaunt, dort auch den Müller zu sehen, der Goldschmiedarbeiten feilbot. — „Wie," rief der Herr, „du bist hier?" — „Ja, gewiss: Ihr

wollt mir sicherlich etwas abkaufen, nicht wahr?“ — „Bist du denn nicht im Teich verblieben?“ — „Nein, wie ihr seht; ich befand mich nicht wohl dort, aber trotzdem muss ich euch dafür danken, denn ich habe alle die schönen Sachen, die ihr hier seht, von dort mitgebracht.“ — „Wirklich?“ — „Gewiss. Ich bedauere nur, dass ihr mich nicht weiter hinein geworfen habt, denn da würde ich zu jener Stelle gekommen sein, wo es nur Goldsachen gibt.“ — „Wirklich?“ — „Gewiss.“ — „Und ist das Gold noch dort?“ — „Ich denke schon; doch müsst ihr euch beeilen, wenn ihr es noch sehen wollt.“

Herr und Knecht eilten zum Teich. Johann sprang als erster hinein und da er gross war, so sah gerade noch seine Hand aus dem Wasser, mit der er, da er nicht schwimmen konnte, sich Hilfe erbat. — „Halt,“ rief der Herr, „er macht mir ein Zeichen, dass ich noch weiter hineinspringen soll. Unzweifelhaft hat er das Gold nicht erreicht.“ — Er nahm sich einen Anlauf und sprang so weit, als er konnte. — Und seit der Zeit hat man nichts mehr gehört von ihm.

Das ist die Geschichte vom Müller und seinem Herrn.

(Basse-Bretagne.)

---

52. Der kleine und der grosse Mönch.

Einst lebten zwei Mönche, ein grosser und ein kleiner, zu Bégard. Der grosse war reich und hatte viele Felder und Ochsen, aber wenig Verstand. Der kleine Mönch hatte nur ein Feld und einen Ochsen, aber viel Verstand. Die Mütter beider wohnten nicht weit vom Kloster.

Eines Tages sprach der grosse Mönch zum Kleinen: „Wir haben kein Fleisch mehr; ein Ochse muss getötet werden.“ — „Schön,“ erwiderte der Kleine, „töte einen deiner Ochsen, du hast ja genug, während ich nur einen einzigen besitze.“ — „Nein,“ erwiderte der Andere, „die Sache wird nicht so gemacht. Du wirst deinen Ochsen auf dein Feld und ich meine auf meine Felder treiben und der erste, der in den Stall zurückkehrt, wird getötet.“ — „Mir ist es recht,“ erwiderte der kleine Mönch.

Es geschah auch so. Der Ochse des kleinen Mönchs, der auf dem Feld, wohin man ihn jeden Tag führte, nichts mehr abzuweiden fand, kehrte zuerst in seinen Stall zurück,

Digitized by Google

wurde daher getötet, ausgeweidet und zerstückt. Der kleine Mönch sprach zum grossen: „Es bleibt mir nun nichts übrig als die Haut meines Ochsen zu Pontrieux zu verkaufen.“ — „Tu es, wenn du es willst.“ -- Der kleine Mönch machte sich um Mitternacht auf den Weg, damit er frühzeitig nach Pontrieux komme. Als er den Marktflecken Plouëc durchschritten hatte und der Tag noch immer nicht anbrach, da sprach er zu sich selbst: „Ich komme zu früh nach Pontrieux; ich werde hier bis Tagesanbruch bleiben und meine Pfeife rauchen.“ Er setzte sich auf die mit Stechginster bewachsene Böschung und rauchte seine Pfeife. Er hörte einen Lärm, der von rückwärts herkam und von streitenden Leuten ausging. — „Was ist das?“ frug er sich. Er horchte aufmerksam und hörte, dass man sich wegen eines zu teilenden Geldes stritt. — „Das sind gewiss Diebe, die nun das Geld teilen, dass sie zu Kercabin im Schlosse gestohlen haben. Wenn ich nur auch einen Teil davon bekommen könnte.“

Da hörte er eine Stimme: „Schwöre nicht, fürchtest du denn nicht, dass dich der Teufel holen könnte?“ — Diese Worte gaben ihm den Gedanken ein, als Teufel aufzutreten, um die Diebe zu erschrecken. Er hängte sich die Ochsenhaut um, deren Hörner drohend von seinem Kopf herabsahen, stieg die Böschung hinan und rollte mitten unter die Diebe, dabei furchtbar schreiend. Die Diebe glaubten, als sie die Haut und die Hörner sahen, dass der Teufel in eigener Person da sei und flohen, so rasch sie konnten. Das Geld liessen sie zurück.

Der Mond war aufgegangen und der kleine Mönch raffte hundert Taler, Silber- und Goldstücke eiligst zusammen, steckte sie in seine Tasche und eilte fröhlich nach Pontrieux. Hier verkaufte er die Haut um zwei Taler, aß dann gut, trank eine gute Flasche alten Weines dazu und kehrte hierauf ruhig nach Bégard zurück. Sogleich ging er zum grossen Mönch und sprach: „Die Ochsenhäute wurden gestern zu Pontrieux teuer bezahlt.“ — „So! Wieviel bekamst du für deine?“ — „Hundert Taler.“ — „Das ist nicht möglich! Du scherzest.“ — „Von wo hätte ich dann das viele Geld. Sieh doch her!“ Und er zeigte ihm eine Handvoll Sechslivresstücke, die er aus der Tasche zog. — „Das ist doch merkwürdig“, schrie der grosse Mönch. „Aber morgen lass ich alle meine Ochsen töten und deren Häute zu Pontrieux verkaufen!“

Er liess die Fleischhauer kommen und diese töteten und enthäuteten seine Ochsen an einem Tag. Mit einem Karren

voll Ochsenhäuten fuhr er nach Pontrieux. Als er dorthin kam, warf er die Häute auf einen Haufen und erwartete vertrauensvoll die Händler. Die Lohgerber von Roche-Derrien, von Tréguier und von Guincamp kamen, besahen sich die Häute und frugen: „Wieviel kostet das Stück?“ — „Hundert Taler!“ erwiderte der Mönch. — „Unterlasst das Scherzen und sprechen wir vernünftig. Wieviel wollt ihr für das Stück?“ — „Ich sagte es doch schon. Hundert Taler und nicht einen Heller weniger.“ — „Hundert Sous wollt ihr sagen, nicht wahr?“ — „Nein, hundert Taler habe ich gesagt.“ — „Ihr seid wohl närrisch geworden, dass ihr solches Zeug schwätzt.“ — „Mein Kamerad, der kleine Mönch, hatte nur eine Haut und hat hundert Taler dafür erhalten und ich habe das Geld gesehen und will für jede meiner Häute ebensoviel.“

Die Lohgerber warfen ihm, als sie ihn derart daherreden hörten, die Häute an den Kopf und gingen weg, sodass der Mönch gezwungen war, wieder nach Bégard zu ziehen, ohne auch nur eine Haut verkauft zu haben. Er war sehr unzufrieden. Als ihn der kleine Mönch mit dem vollen Karren zurückkommen sah, frug er ihn: „Hast du deine Häute nicht verkauft?“ — „Du hast dich über mich lustig gemacht, du hast mich zugrunde gerichtet, du wirst es mir schon noch bezahlen!“ — „Ja, sind denn die Häute gesunken. Wieviel wollte man für eine geben?“ — „Du wirst es mir teuer bezahlen,“ schrie der grosse Mönch und zeigte dem andern die Faust. — „Wir sind wenigstens auf längere Zeit jetzt mit Fleisch versorgt,“ versetzte ruhig der kleine Mönch.

Einige Zeit danach starb die Mutter des kleinen Mönches und da sie aus Pontrieux gebürtig war, wünschte sie, dort begraben zu werden. Der kleine Mönch legte sie auf sein Pferd, um sie dorthin zu schaffen. Der grosse Mönch frug ihn: „Wohin führst du deine Mutter?“ — „Nach Pontrieux auf den Markt.“ — „Eine alte, tote Frau auf den Markt nach Pontrieux! Und was machst du dort mit ihr?“ — „Ich verkaufe sie. Man versicherte mich, dass die alten, toten Frauen seit einiger Zeit gute Preise erzielen.“ — Der kleine Mönch zog ab und liess seinen Genossen nachdenklich zurück, der über die alten, toten Frauen, die teure Preise erzielen, spintisierte.

Das geschah an einem Sonntag abends. Da die Wege schlecht waren und sein Pferd nicht sah, so kam der kleine Mönch nur langsam weiter. Die Nacht überraschte ihn zwi-

Digitized by Google

schen den Marktflecken Trézélan und Brélidy, doch der Mond kam bald. Der Mönch zündete sich in einem Graben seine Pfeife an und über die Böschung hinübersehend, erblickte er in einem Garten einen Birnbaum voll schöner gelber Früchte. Da kam ihm ein sonderbarer Gedanke. Er dachte sich: „Halt! Ich glaube, dass ich hier durch meine tote Mutter Geld verdienen kann."

Er hob seine Mutter vom Pferde, trug sie in den Garten und lehnte sie gegen den Stamm des Birnbaumes und gab ihr eine angebissene Birne in die rechte Hand. Dann begab er sich auf den Weg zurück und schrie: „Halt, halt! Eine Birnendiebin!" — Der Besitzer der Birnen, der in der Nähe wohnte, kam im Hemd, mit einem Gewehr bewaffnet, herbei. — „Wo ist der Dieb?" schrie er. „Weh ihm, wenn ich ihn erwische; jede Nacht stiehlt man mir Birnen und bald werde ich gar keine mehr haben."

Da bemerkte er die Alte unter dem Birnbaume, zielte, drückte los — und sie fiel zur Erde. Der Mönch riss den Zaun um, rannte in den Garten und schrie: „Was hast du getan, du Unglücksmensch! Du hast meine Mutter getötet! Ich werde dich anzeigen und du wirst gehängt werden." — Der Birnenbesitzer wurde furchtsam und sprach: „Schrei nicht so, ich bitte dich darum. Bemühen wir uns lieber, uns zu verständigen und die Sache in Ordnung zu bringen. Wieviel Schweiggeld willst du?" — „Ich schweige nicht! Du hast meine Mutter getötet, ich werde dich daher anzeigen und du wirst gehängt werden." — „Ich bitte dich, schreie nicht so, sondern mache einen Vorschlag. Ich bin reich und zahle dir das ausbedungene Geld sofort." — „Es sei, gib mir siebenhundert Taler!" — „Siebenhundert Taler! Das ist für eine alte Frau, die so wie so nicht mehr lange gelebt hätte, sehr viel." — „Gib mir augenblicklich siebenhundert Taler oder ich zeige dich in der Stadt an!" — „Es sei, aber schweige. Ich gehe ins Haus, sie zu holen."

Der Eigentümer der Birnen ging ins Haus und kam bald mit siebenhundert Talern wieder, die er dem Mönche übergab: „Nun ziehe rasch fort und nimm deine Mutter mit, sage aber ja von dem Vorgefallenen niemandem etwas." — Der kleine Mönch nahm die siebenhundert Taler und versprach, zu schweigen. Er legte die Mutter auf sein blindes Pferd und zog weiter nach Pontrieux.

Digitized by Google

In der Stadt angekommen, liess er das Pferd allein gehen und folgte einige Schritte hinten nach. Als das Pferd auf den Töpfermarkt kam, ging es, da es blind war, geradewegs in die Töpfe und irdenen Vasen, die zum Verkauf ausgelegt waren und zerbrach alles, was ihm unter kam. Alles fluchte und verwünschte die Alte, von der man nicht wusste, dass sie tot sei, von der man aber glaubte, dass sie total betrunken sei. Da sie dem Schreien und Fluchen keinerlei Beachtung schenkte und das Pferd seine Verwüstungen fortsetzte, so schlug einer mit einem schweren Stock nach ihr. Sie fiel zur Erde. Da zeigte sich der kleine Mönch und schrie: „Unglückseliger, du hast meine Mutter getötet!“ — Den Mann, der den Schlag führte, ergriff er beim Kragen und schrie ihn an: „Du hast zugeschlagen. Ich werde dich zu Gericht führen und du wirst hängen!“ — „Schweig still, mach' kein solches Aufsehen,“ erwiderte der erschreckte Mann, „ich werde dir Geld dafür geben.“ — „Geld für meine Mutter!“ schrie der Mönch, „für meine teuere Mutter, die beste aller Mütter; alles Geld der Welt kann mich über den Verlust nicht trösten.“ — „Schrei nicht so, verlange, was du willst.“ — „Da das Unglück nun schon einmal geschehen ist und du meine Mutter nicht mehr ins Leben zurückrufen kannst, so muss ich mich fügen. Gib mir tausend Taler und ich schlage keinen Lärm mehr weiter und du hast Ruhe vor mir. Alle Leute hier sind Zeugen des Unglücks gewesen und da sie dich kennen und gewiss keinem Menschen schaden wollen, so werden sie über das Vorgefallene schweigen, nicht wahr?“ rief er den Umstehenden zu. — „Gewiss,“ ertönte es von allen Seiten, „er hat ja doch gar nicht die Absicht gehabt, deine Mutter zu töten.“ — „Ach Gott, tausend Taler,“ schrie der Mann, „um die hergeben zu können, muss ich alles, was ich besitze, verkaufen und mich, meine Frau und meine Kinder ins Unglück stürzen.“ — „Es muss aber sein und zwar sogleich,“ erwiderte der unbarmherzige Mönch, „sonst blüht dir der Strick.“

Der arme Töpfer lieh sich das Geld aus und zahlte dem Mönch. Dieser kaufte nun einen Sarg, legte seine Mutter hinein, bezahlte den Pfarrer, der ihr das Requiem sang und sie wurde am Friedhof zu Pontrieux so beerdigt, als ob sie eines natürlichen Todes verschieden wäre, was übrigens der Wahrheit entsprach.

Der kleine Mönch kehrte dann mit seinem blinden Pferd nach Bégard zurück. Die tausend Taler hatte er im Sack.

Digitized by Google

Der grosse Mönch frug ihn sogleich, als er ihn sah: „Wie war der Handel mit den alten Frauen?“ — „Ausgezeichnet.“ — „Was trug dir deine Mutter ein?“ — „Tausend Taler.“ — „Tausend Taler! Das ist doch nicht möglich!“ — „Sieh doch her!“ Der kleine Mönch zeigte ihm eine Hand voll Goldstücke. „Meine Mutter war übrigens klein und mager, doch die deine, die dick und fett ist, würde mindestens das Doppelte erzielen.“

Diese Worte, sowie der Anblick des Goldes versetzten den grossen Mönch in Träumerei. Er dachte die ganze Nacht nach und beschloss endlich, seine Mutter umzubringen, um sie am Markte zu Pontrieux um zweitausend Taler zu verkaufen. Am folgenden Sonntag gab er seiner Mutter, da er wusste, dass sie guten Weinen zugeneigt sei, mehr als gewöhnlich beim Mittagessen davon und liess, als er zur Abendmette ging, noch eine volle Flasche auf dem Tisch stehen. Als er abends zurückkehrte, fand er seine Mutter im Schlafsessel schlafend. Er öffnete ihr eine Ader und sie erwachte nimmer. Gegen Mitternacht band er sie auf sein Pferd und zog damit nach Pontrieux. Als er zu einem Kreuzweg kam, wo ein Steinkreuz in die Höhe ragte, tauchten drei schwarze Hunde auf, die ihn und sein Pferd umkreisten und knurrten: „Was machen wir mit diesem Mann? Was machen wir mit diesem Mann?“ — „Ihn in Stücke reissen“, knurrte einer der Hunde. — „Sein Blut trinken und sein Herz fressen,“ knurrte der zweite. — „Nein, er soll seinen Weg fortsetzen,“ knurrte der dritte. „Die Richter werden ihm seine Handlung schon nach Verdienst lohnen.“ — Die drei Hunde verschwanden und der grosse Mönch zog weiter nach Pontrieux. Er war etwas erschreckt und frug sich, was das zu bedeuten habe.

Bei Tagesanbruch kam er in die Stadt. Am Marktplatz war es noch beinahe leer. Er nahm seine Mutter vom Pferd, lehnte sie gegen einen der Steinpfeiler der Kaufhalle und wartete. Die Bauern der Umgebung erschienen nach und nach, blieben stehen und scharten sich um die Leiche. „Ach Gott, eine Tote. Warum hat man sie doch hieher, an diesen Ort gebracht? Unzweifelhaft erwartet man den Sarg und bringt sie dann in die Kirche und auf den Friedhof . . .“ — Der Mönch hörte alles, sagte aber kein Wort. Endlich hatte er es satt, auf Käufer zu warten und rief den Neugierigen zu: „Bietet mir keiner etwas für meine Mutter, sie ist doch eine schöne, alte . . .“ — „Ach, Gott,“ schrien die einen, als sie

Digitized by Google

diese Worte vernahmen, „das ist ein Narr, der seine Mutter tötete.“ — „Ach, woher denn,“ riefen die andern, „das ist ein Verbrecher, der diese Frau tötete, um sie zu berauben und nun den Narren spielt. Seht doch den Hals der toten Frau, der ist durchstochen wie bei einem Schwein. Die Sache muss dem Gericht angezeigt werden.“

Man verständigte die Landjäger und den Staatsanwalt. Bei dergestalter Sachlage sah der Mönch ein, dass es für ihn am besten wäre, zu fliehen und so stieg er denn aufs Pferd, nahm die Mutter vor sich und sprengte eilends davon. Zwei berittene Landjäger verfolgten ihn. Auf einer Höhe angelangt, sahen sie ihn. Der Mönch blickte sich immer um und als er die Landjäger nahen sah, warf er seine Mutter auf den Weg, um rascher weiter zu kommen. Die Landjäger erreichten ihn jedoch und führten ihn nach Pontrieux zurück, wo er ins Gefängnis geworfen und abgeurteilt wurde. Er sollte gehängt, dann verbrannt und seine Asche in die Winde verstreut werden.

Der kleine Mönch aber wurde der grosse Mönch der Abtei Bégard. (Basse-Bretagne.)

---

53. Der geschickte Guyon.

Einst lebten zwei Brüder, von denen der Ältere beschränkt und dumm, der Jüngere aber gescheit und vernünftig war. Der Ältere hiess Job, der andere Guyon. Job wollte in die Welt ziehen, das Glück zu suchen. Er zog fort und diente einige Zeit in einem Schloss, kehrte aber dann krank und verdrossen zurück, fehlte ihm doch ein Hautstreifen auf der Ferse.

Guyon zog ebenfalls fort, in der Absicht, den Bruder zu rächen. Er bot dem selben Schlossherrn seine Dienste an. Man frug ihn um seinen Namen und er nannte sich dem Schlossherrn gegenüber Ma Reor (mein Hinterer), der Köchin gegenüber Katze, der Frau gegenüber Teppich, der Tochter gegenüber Fettsuppe und dem Kastellan gegenüber „Ich selbst“.

Man schickte ihn zunächst aus, die Schweine im Wald, der das Schloss umgab, zu hüten. Aber bald, da er gescheit, geschickt und schön war, wurde er der Kammerdiener des Herrn. Er machte der Haustochter den Hof, doch sie wies ihn ab. Eines Abends versteckte er sich unter ihrem Bett. Die Köchin bemerkte ihn und sagte heimlich zum Herrn:

Digitized by Google

„Die Katze ist unter dem Bett eurer Tochter.“ — „Was geht das mich an?“ erwiderte er. — „Ich sage euch nochmals, dass die Katze unter dem Bett eurer Tochter ist.“ — „Ich habe es schon gehört. Was ist da schlechtes daran? Lasse sie dort.“ — Sie schien sehr erstaunt und ging brummend weg.

Abends ass man eine fette Suppe, in der sich gekochter Speck befand und die Mutter sprach zur Tochter: „Ich fürchte, dass du heute Nacht Bauchweh bekommst.“ — Das Mädchen legte sich zu ihrer gewohnten Stunde nieder, ohne etwas zu ahnen. Guyon sprang aus seinem Verstecke hervor und legte sich an ihre Seite. Sie schrie: „Zu Hilfe! Zu Hilfe!“ — „Warum schreist du denn so, liebe Tochter?“ frug die Mutter, die im benachbarten Zimmer schlief. — „Das macht die Fettsuppe! Das macht die Fettsuppe!“ — „Ich habe dir gesagt, dass du heute Nacht etwas erleben wirst, denn du hast zuviel Speck und fette Suppe gegessen.“ — „Komm doch, komm' schnell!“ schrie sie weiter. — „Steh auf und sieh, was sie hat“, rief die Frau ihrem Mann zu. — „Ach, ihr ist etwas schlecht, es wird schon besser.“

Aber da das Mädchen nicht aufhörte zu schreien, so stand die Mutter auf, zündete eine Kerze an und ging ins Nebenzimmer. Nun begann sie zu schreien: „Der Teppich! Der Teppich ist auf meiner Tochter, in ihrem Bett! Komme rasch!“ — „Wenn sie der Teppich geniert, so gib ihn weg. Lasst mich doch schlafen!“ schrie der Herr ungeduldig.

Da aber Mutter und Tochter noch immer schrien, so erhob er sich auch und als er sah, was vorging, öffnete er das Fenster und rief hinaus: „Hollah! Hollah! Eilt herbei ihr Diener und Dienerinnen, nehmt Stöcke mit. Rasch! Rasch!“ Diener und Dienerinnen stürzten mit Stöcken und Besen ausgerüstet ins Zimmer. — „Schlagt auf meinen Hintern!“ schrie ihnen der Herr zu. Sie schlugen auf den bezeichneten Körperteil los. — „Was treibt ihr denn, ihr Dummköpfe,“ heulte er, „ich habe euch doch befohlen, auf „meinen Hintern“ zu schlagen und zwar so fest als ihr könnt.“ — Sie schlugen wieder auf den gewissen Ort hin. Guyon benützte diesen Lärm und diese Unordnung, um sich zu flüchten. Der Kastellan wollte ihn aufhalten, doch er warf ihn in die Schlossgrube, aus deren Schlamm er sich nicht befreien konnte. Auf seine Angstschreie eilten die Knechte herbei. — „Wer warf dich da hinab?“ frugen sie ihn. — „Ich selbst,“ erwiderte

er. — „Du selbst? Du alter Dummkopf, trachte nun auch, dich selbst herauszuziehen!“ — Sie liessen ihn im Schlamme stecken und machten sich an die Verfolgung Guyons. Aber dieser war schon weit weg und kam ungehindert nach Hause, wo er seinem Bruder berichtete, wie er sich rächte.

(Basse-Bretagne.)

---

54. Die silberne Ziege.

Ein König, der einst sein Reich durchwanderte, bemerkte eines Tages über einer Haustüre folgende Worte:

Geld gilt überall,
Geld macht alles.

Die Behausung gehörte einem Mann, der durch seine Arbeit und seinen Fleiss reich geworden war und der nun glaubte, dass ihm mit Hilfe seines Geldes nichts unmöglich sei.

Der König trat ins Haus und frug ihn: „Glaubst du, dass das auch wahr sei, was man oberhalb deiner Türe liest?“ — „Gewiss, euer Gnaden,“ erwiderte er, „ich habe es vielmals erprobt.“ — „Willst du mit mir einen Handel eingehen? Wenn es dir mit deinem Geld gelingt, bei meiner Tochter zu schlafen, so bekommst du sie zur Frau, wenn nicht, so wirst du gehängt.“ — „Ich nehme die Wette an, euer Gnaden,“ erwiderte er ungesäumt. — „Nun, dann ist die Sache abgemacht und du kannst auf die Mittel sinnen, die dich zum Ziele führen.“ — Der König ging damit fort.

Unser Mann, der Marzin hiess, bildete sich eine grosse silberne Ziege, die gehen, blöken und mittelst einer Feder im Innern, die er nur in Bewegung zu setzen brauchte, auch tanzen konnte. Er schloss sich in den Bauch der Ziege ein und ein Freund, den er ins Vertrauen zog, führte ihn in den Garten der Prinzessin an eine Stelle, wo sie täglich mit ihrem Vater vorbei kam. Als sie vorbei gingen, sprang, blökte und tanzte die Ziege und die Prinzessin, die es sah, bewunderte sie und wollte sie unbedingt haben. Der König kaufte ihr die Ziege und sie liess sie in ihr Schlafzimmer bringen.

Am Abend, als die Prinzessin sich niedergelegt hatte, stieg Marzin aus seinem Versteck und sprach so zärtlich und lieb zu der Pinzessin, dass er sie überredete und ihre Gunst gewann. Er ging nur des Nachts und zwar über eine verborgene Treppe in den Garten, wo er lustwandelte. Die

Kammerfrau der Prinzessin, die eingeweiht war, brachte ihm heimlich die Mahlzeiten. Die Prinzessin wurde schwanger.

Der König, darüber erzürnt, holte sie aus und frug, wer der Vater sei. — „Die Silberziege," antwortete sie. — Und da er keine andere Antwort erhielt, so ging er ins Schlafzimmer seiner Tochter, um die Ziege zu untersuchen. Er stiess auf Marzin, den er wohl kannte und der zu ihm sprach: „Seht, euer Gnaden, ich habe gewonnen." — „Du bist es, du Schurke", schrie der König erstaunt. — „Ihr habt es doch selbst gewollt, euer Gnaden, da ihr mich herausgefordert habt. Weil ich aber nicht gehängt werden will, so habe ich mein bestes geleistet, um dem Strick zu entgehen."

Der König war ganz erstaunt und wollte seinen Augen nicht trauen. — „Das ist doch ganz einfach, euer Gnaden," sprach Marzin, „ich habe gewonnen und ihr habt verloren. Erinnert euch an euer Versprechen." — „Was ein König spricht, das soll getan werden," rief der König, „ich habe dir mein Wort gegeben und werde es halten."

Die Hochzeit der Königstochter mit Marzin fand nach vierzehn Tagen unter grossen Festlichkeiten statt.

(Basse-Bretagne.)

---

55. Der Schäfer erhält die Königstochter eines Wortes wegen.

Es lebte einst ein König, der behauptete, nie gelogen zu haben. Seine Bediensteten und Höflinge hörte er oft zu einander sprechen: „Das ist nicht wahr! Du bist ein Lügner!" Das missfiel ihm so sehr, dass er eines Tages sprach: „Euer Benehmen setzt mich in Erstaunen und bereitet mir Kummer. Ein Fremder, der eure Reden hört, wird glauben, ich sei ein König der Lügner. Ich will, dass diese gegenseitigen Vorwürfe unterbleiben. Ihr hört mich doch nie derart sprechen und ich verspreche, dem die Hand meiner Tochter zu geben, dem ich sage: „Das ist nicht wahr!" oder: „Du lügst!"

Ein junger Viehhirt, der diese Worte des Königs hörte, sprach zu sich: „Ich werde, wenn der König ein Mann von Wort ist, die Königstochter zur Frau erhalten."

Der König liebte den Volksgesang und hörte gerne wunderbare und lustige Geschichten erzählen, daher kam er oft abends nach dem Essen in die Küche, wo er sich zum

grossen Herd setzte und sich an der Unterhaltung der Hausleute, an den Liedern und aller Art Erzählungen ergötzte. Jeder musste dort etwas erzählen oder vorsingen. — „Du, Kleiner, weisst du nichts?“ sprach eines Abends der König zum Viehhirten. — „O ja, gnädiger Herr,“ antwortete dieser. — „Dann lass sehen, was du kannst.“

Der Viehhirte erzählte also: „Eines Tages, ich ging eben durch einen Wald, sah ich einen prachtvollen Hasen. Er lief, da er mich nicht sah, gegen mich. Ich hatte eine Pechkugel in der Hand, schleuderte sie gegen ihn und sie blieb auf seiner Stirne haften. Der Hase rannte jedoch weiter und stiess mit einem andern Hasen, der ihm entgegen kam, zusammen und zwar derart, dass die Pechkugel auch an dem andern haften blieb, sodass beide vergebliche Anstrengungen machten, sich zu befreien. Ich fing nun beide leicht. Wie findet ihr die Geschichte, gnädiger Herr?“

„Die Sache ist zwar stark“, erwiderte der König, „aber immerhin möglich. Wass weisst du noch zu berichten?“

„Bevor ich an euren Hof kam, war ich in der Mühle meines Vaters Mühljunge und da belud ich eines Tages meinen Esel derart, dass er sich das Rückgrat brach.“ — „Armes Tier!“ schrie der König. — „Ich ging jedoch zur nächsten Hecke, schnitt mit meinem Messer eine Haselgerte ab und führte diese an Stelle des Rückgrats in den Rücken ein Der Esel erhob sich und trug lustig und munter seine Last zur Mühle.“ — „Das ist stark, was geschah aber weiter?“ — „Am nächsten Morgen sah ich zu meinem Erstaunen, dass während der Nacht, obwohl Dezember war, das Ende der Gerte, das herausstand, Zweige, Blätter, ja selbst Nüsse getrieben hatte. Als ich meinen Esel aus dem Stall führte, wuchsen die Zweige zusehends und wurden so lang, so lang, dass sie bis zum Himmel reichten.“ — „Das ist aber stark,“ rief der König, „aber weiter.“ — „Ich kletterte nun von Zweig zu Zweig und kam zum Mond.“ — „Aber, aber,“ meinte der König. „Doch setze fort.“ — „Am Mond sah ich alte Frauen, die Hafer siebten und ich sah ihnen lange zu. Als ich auf die Erde zurückwollte, fand ich aber meine Gerte nicht mehr, denn der Esel hatte sich entfernt. Was anfangen? Ich knüpfte die Haferspelzen zusammen und machte einen Strick daraus, um hinabklettern zu können.“ — „Das ist stark,“ rief der König. „Was geschah weiter?“ — „Ach, das Seil war zu kurz und als ich am Ende anlangte,

musste ich auslassen und ich fiel, mit dem Kopf zuerst, auf einen Felsen, in den ich mich bis zu den Achseln einbohrte.“ — „So etwas, das ist doch stark,“ schrie der König. „Doch fahre fort.“ — „Ich bemühte mich derart, dass sich mein Körper vom Kopf, der im Felsen blieb, loslöste und ich holte mir nun eine eiserne Hebestange, um ihn herauszukriegen.“ — „Sehr stark! Sehr stark! Doch fahre fort.“ — „Als ich mit der eisernen Hebestange zurückkehrte, fand ich einen ungeheuren Wolf, der eben meinen Kopf aufzehren wollte. Ich schlug ihn mit der Eisenstange so heftig auf den Rücken, dass ich ihn plattschlug, wodurch ihm rückwärts ein Brief herauskam.“ — „Sehr stark! Sehr stark!“ rief der König. „Aber was stand in dem Brief?“ — „In diesem Briefe, Herr, war zu lesen, dass euer Grossvater einst Mühljunge bei meinem Grossvater war.“ — „Du lügst,“ schrie der König sich erhebend. — „He, euer Gnaden, ich habe die Wette gewonnen und eure Tochter gehört mir,“ rief der Viehhirt. — „Was soll das heissen? Was willst du damit sagen?“ frug der König. — „Habt ihr nicht, lieber Herr, gesagt, dass ihr dem die Hand eurer Tochter gebt, der euch bei den Worten: „du hast gelügt!“ ertappen wird.“ — „Das ist wahr und da ein König sein Wort halten und sich stets gleichbleiben soll, so sollst du die Tochter haben. Morgen findet die Verlobung und in acht Tagen die Hochzeit statt.“

Und so erhielt der Viehhirt eines einzigen Wortes wegen die Hand einer Königstochter. (Basse-Bretagne.)

---

56. Spuck in deine Hände.

Einst baute man einen Glockenturm. Die dort beschäftigten Arbeiter liessen sich in einer kleinen Kufe, die an Stricken befestigt war, herab.

Als man eines Tages einen Maurer auf diese Art herabliess, schrie der, welcher oben den Strick hielt, als die Kufe etwa die Mitte des Weges erreicht hatte: „He, Peter, der Strick entschlüpft mir.“ — „Spucke in deine Hände,“ schrie Peter hinauf. — Der andere befolgte den Rat seines Genossen, doch die Kufe fiel unterdessen zur Erde und der Insasse wurde schwer verwundet. (Auvergne.)

Digitized by Google

57. Pipète.

Einst lebten ein Mann und eine Frau, die schon sehr alt waren, jedoch kein Vermögen besassen. Sie hatten zwei Söhne, von denen sie den älteren, Anton, in den Dienst gaben, den jüngeren, Pipète, jedoch zu ihrer Unterstützung zuhause behielten.

Anton hatte kein Glück. Er handelte mit seinem Herrn, einem bösartigen Mann, aus, dass er täglich soviel Brot essen könne, als man mit einem Ei einschmiere. Am St. Johannstag trat er den Dienst an und sollte ihn nicht früher verlassen dürfen, als bis der Kuckuck schreit. Der Herr und sein Diener kamen auch dahin überein, dass der erste, der sich über den andern beklage, sich einen drei Finger breiten Streifen Haut längs des Rückgrates herausschneiden lassen müsse.

Nach vierzehn Tagen zog der Herr dem armen Anton die Haut vom Rücken und setzte ihn vor die Türe. Als er nach Hause kam, sprach Pipète zu ihm: „Lieber Bruder, du bist ein dummer Esel. Ich werde nun bei diesem Schinder in Dienste treten und in kurzer Zeit werde ich seine Rückenhaut mitbringen, um deine wiederherzustellen."

Pipète ging und verdingte sich an Stelle seines Bruders dem Herrn.

* * *

Am ersten Tag sprach der Herr zu Pipète: „Hier hast du ein Ei, reibe damit das Brot, das du zum Frühstück nötig hast, ein." Das Ei war jedoch hart gekocht und der arme Pipète konnte nur ein Stück Brotrinde, das nicht dicker als die Hand war, damit einreiben. Er ging an die Arbeit und starb beinahe vor Hunger, denn es dauerte lange bis es Abend wurde.

Am folgenden Tag sprach Pipète zum Herrn: „Ich mag die harten Eier nicht, ich will sie lieber roh." Man gab ihm ein ganz frisches Ei. Er bohrte ein Loch hinein, nahm eine Gänsefeder und überstrich nun einen grossen Laib Brot damit. „Aber," rief der Herr, „du nimmst dir zuviel." — „Wenn du damit nicht einverstanden bist, brauchst du mir nur deinen entblössten Rücken zu zeigen." — „Ich bin schon zufrieden!"

Pipète stiess seinen Ochsenstachel durch das Brot, nahm es auf die Achsel und ging ins Feld. Als er wegging, rief

Digitized by Google

ihm der Herr zu: „Nimm diese kleine Hündin mit. Du wirst nicht eher zurückkehren, als bis sie zurückkommt."

Im Feld angekommen, machte er sich an sein Brot. Er ass etwas davon, gab auch der Hündin einen Teil und begann nun zu arbeiten. Um zehn Uhr wurde es sehr heiss. „Diese verfluchte Hündin geht nicht fort," sprach er zu sich. Da kam ihm plötzlich ein grossartiger Gedanke. Er zwickte ihren Schwanz zwischen Pflugschar und Griff ein und drückte fest darauf. Das Tier heulte furchtbar. Gleich darnach liess er die Hündin los und rannte sie den geraden Weg nach Hause. Pipète spannte die Ochsen aus und kehrte ebenfalls zu seinem Herrn zurück. Als er nach Hause kam, war es noch nicht zwölf. —

„Warum kommst du schon so zeitig heim?" frug der Herr. — „Du hast doch gesagt, ich soll heimkehren, sobald mich die Hündin verlässt." — „Ja, aber du hast ihr unzweifelhaft etwas getan." — „Nicht im geringsten, übrigens, wenn es dir nicht recht ist, brauchst du mir nur deine Rückenseite vorzuzeigen!" — „Ich bin es schon zufrieden!"

* * *

Der Alte begriff, dass er da einen vor sich habe, der sehr kaltblütig sei. Er sagte sich daher: „Ich muss ihm etwas befehlen, das er nicht ausführen kann, dann kann ich ihn vor die Türe setzen." Er rief den Diener herbei. — „Da du früher, als ich wollte, kamst, so führe die Ochsen noch auf die Wiese, allein ich verbiete dir, die Türen zu öffnen und eine Bresche in die Hecke, welche die Wiese umgibt, zu schlagen." — „Ich habe verstanden," sprach Pipète und zog mit den Ochsen ab.

Als er zur Wiesentür kam, tötete er die Ochsen, zerlegte sie in vier Teile und warf diese über die Türe in die Wiese hinein. Als er nach Hause kam, frug ihn der Herr, ob er sich seiner Aufgabe gewissenhaft entledigt habe. — „Ich habe das, was du mir befahlst, ausgeführt. Die Ochsen sind in der Wiese und ich habe weder die Türe geöffnet, noch die Hecke beschädigt."

Erstaunt begab sich der Herr zur Wiese, doch als er die Leistung des Pipète sah, fiel er beinahe um. Wütend kam er zurück und schrie: „Du Teufel Du Bestie! Was hast du getan?" — „Ich habe das ausgeführt, was du mir befohlen hast", erwiderte ruhig der Junge. „Bist du nicht

zufrieden damit?“ — „Nein!“ — „So, dann kehre mir deinen Rücken zu.“ — Bei diesen Worten nahm Pipète sein Taschenmesser heraus. Als aber das der Alte sah, schrie er; „Ich bin ja so ganz zufrieden.“

* * *

Der Herr, der sich des Pipète gern entledigen wollte, kam, wie er glaubte, auf ein vorzügliches Mittel. Er schickte ihn als Schweinehirt in den Teufelswald. Von dort war noch keiner zurückgekommen.

Pipète zog vergnügt wie ein Neuvermählter mit seinen Schweinen ab. Er stiess auf eine Frau, die einen Korb voll Käse zu verkaufen hatte. — „Wo ziehst du hin?“ frug sie ihn. — „Ich soll im Teufelswalde Schweine halten.“ — „Armer Junge, geh nicht hin, denn es kehrte noch nie jemand von dort zurück.“ — „Ich weiss es, liebe Frau; gib mir einen deiner Käse und ich versichere dich, dass ich mich vor dem Teufel zu schützen weiss.“ — „Lieber Junge, da hast du einen.“

Pipète nahm den Käse unter den Arm und zog weiter. Er traf eine Frau, die lebende Rebhühner verkaufte; er liess sich eines geben, steckte es in seine Tasche und zog weiter. Nach kurzer Zeit begegnete er eine Frau, die an einer Leinwand webte; er liess sich einen dicken Knäuel Garn geben. Bald nachher begegnete er einen bekannten Jäger, der ihm seine Flinte, Pulver und Blei überliess.

Endlich kam er in den Teufelswald. Während seine Schweine Eicheln frassen, von denen es dort eine schwere Menge gab, kletterte Pipète auf den Gipfel eines Baumes. Kaum war er oben, erschien Luzifer. Dieser war gross, rot gekleidet und hatte auf der Stirne zwei Stierhörner. Er schrie Pipète an: „Junger Mann, was machst du da?“ — „Wie du siehst, lieber Teufel, bewache ich die Schweine.“ — „Was hast du denn auf deinem linken Arm?“ — „Das“, es war der Käse, „ist Speichel“. — „Spucke, damit ich es sehe.“ — Pipète nahm seine Flinte und schickte dem Teufel eine Kugel in den Leib. — „O, verflucht“, schrie der Teufel, „aus deiner Art zu spucken, ersehe ich, dass du sehr stark bist. Komm herunter und messen wir uns.“

Pipète kletterte vom Baum herunter. Der Teufel nahm einen Stein und schleuderte ihn gegen einen Baum. Der Stein zerbrach in tausend Stücke. Pipète hob scheinbar ebenfalls

einen Stein auf, in Wirklichkeit aber nahm er seinen Käse und schleuderte den gegen einen Baum; der Käse zersplitterte noch mehr als der Stein des Teufels.

Der Teufel hob neuerdings einen Stein auf und schleuderte ihn in die Luft. Eine Meile weiter weg fiel er zur Erde, doch man sah ihn fallen. Pipète nahm an Stelle eines Steines sein Rebhuhn und warf es in die Luft; dieser angebliche Stein ging so weit, dass man ihn nicht mehr herabfallen sah. — „Du bist stärker als ich", rief Luzifer. „Versuchen wir aber doch, wer das grössere Holzbündel tragen kann." — Der Teufel trug ein ungeheuer grosses Bündel Holz, das mindestens fünf oder sechs Wagenladungen in sich enthielt.

„Was, so wenig trägst du nur?" frug ihn Pipète ironisch. „Sieh zu, was ich leiste." Er befestigte das eine Ende des Fadens des Garnknäuels, das ihm eine der guten Frauen überlassen hatte, an einem Baum am Waldrand und ging nun, seinen Knäuel abwindend, um den Wald herum. Als das der Teufel sah, schrie er: „Höre, lieber Freund, lasse den Wald stehen, ich sehe schon, dass du alle meine Bäume wegtragen willst. Du bist stärker als ich, das habe ich gesehen und erprobt. Ich lasse dich daher unbehelligt und du kannst deine Schweine hüten, wie du willst."

Der Teufel ging beschämt, gesenkten Hauptes davon. Es war das erstemal in seinem Leben, dass er einer Person begegnete, die stärker war als er.

* * *

Pipète, von seinem Erfolg befriedigt, nahm die Schweine, führte sie auf den Markt, verkaufte sie und steckte das Geld ein. Als er zu seinem Herrn kam, erblasste dieser: „Wie, du bist hier?" — „Bist du darüber verwundert?" — „Nein. Aber wo sind die Schweine?" — „Die Schweine hat der Teufel genommen als Entschädigung für den Schaden, den sie in seinem Wald angerichtet haben." — „O, ich Unglücklicher!" schrie der Herr in Tränen ausbrechend. „Deinetwegen habe ich meine Ochsen und meine Schweine verloren." — „Wenn es dir nicht recht ist, so brauchst du mir nur deinen Rücken zu zeigen. Mein Messer ist geschliffen und ich versichere dich, dass die Sache bald vorbei ist." — „Ich bin ja so zufrieden."

* * *

Digitized by Google

Die Frauen sind immer schlauer als die Männer. Die Herrin des Pipète sagte zu ihrem Mann: „Ich steige auf den Zwetschkenbaum vor unserer Türe und rufe: „Kukuck! Kukuck!“ Du rechnest dann mit diesem bösartigen Diener ab und schickst ihn weg.“

Eine Viertelstunde nachher hörte man: „Kucku, kucku, kucku!“ — „Schau“, sagte Pipète, „ein Kuckuk, der schon vor April schreit. Den muss ich mir ansehen.“ — Er ging mit seiner Flinte vor das Haus. Als er die Frau auf dem Zwetschkenbaum sah, legte er an und erschoss sie.

Als der Herr das sah, wurde er aus Zorn und Schmerz beinahe ein Narr. — „Bist du nicht zufrieden damit?“ — „Nein, das ist mir zu viel.“ — „Dann zeige mir deinen Rücken.“ — Pipète schnitt ihm einen drei Finger breiten Hautstreifen aus dem Hintern aus. (Auvergne.)

---

58. Touéno-Bouéno.

Einst lebte zu Croque-Pou eine arme, alte Wittwe, die mit ihrem Sohn eine elende Hütte bewohnte. Der Sohn hiess Anton (Touéno), war fünfzehn Jahre alt und ging wie ein Schaf mit gesenktem Kopf durch die Strassen. Er sprach nie etwas und war gar nicht einnehmend. Die Bewohnerinnen des Ortes hiessen ihn Touéno-Bouéno und seine Mutter sagte oft zu ihm: „Wie dumm du doch bist, armer Junge!“ — Und lachend fügte sie hinzu: „Nie wirst du in deinem Leben den Wolf beim Schwanz erwischen!“

* * *

Eines Tages war er im Wald, um abgefallenes Laub aufzulesen. Es begann zu regnen. Um sich zu schützen, kauerte er sich in einen hohlen Baum und blieb dort lange. Anstatt aufzuhören, regnete es aber lustig weiter. Anton fühlte, wie ihn langsam der Schlaf übermannte. Er war schon eingenickt, als ihn ein Geräusch, das dem Scharren eines Hundes an einer Türe glich, jäh aufweckte. Als er den Kopf erhob, sah er ein behaartes Tier vor sich, das mit dem Schwanz zuerst sachte in die Höhle herein kam.

„Das ist der Wolf“, dachte sich der Junge. — Es war in der Tat der Wolf, der wie Anton vor dem Unwetter in dem hohlen Stamm Schutz suchte. — Immer weiter schob er

Digitized by Google

sich herein. Da kam dem Jungen plötzlich ein Gedanke. Er hatte sagen gehört, dass der Wolf nicht den Kopf wenden könne, um hinter sich zu sehen. Rasch ergriff er das Tier beim Schwanz und zog es an sich.

Teils freiwillig, teils gezwungen folgte der Wolf Anton, der ihn am Schwanze zog, nach Hause. — „Mutter, du hast mir oft gesagt, dass ich so dumm bin, dass ich nicht einmal den Wolf beim Schwanz erwische. Sieh aber jetzt her!“ — „Nun“, rief die Mutter, „da du ihn schon hast, so wollen wir auch Nutzen daraus ziehen. Dort hängt die Haut eines Widders, der erst vorige Woche starb. Wir nähen den Wolf in die Haut ein, dadurch sieht er einem frommen Widder gleich und führen ihn morgen auf den Markt.“

Gesagt, getan. Am nächsten Tag führte Touéno-Bouéno seinen Wolf auf einen Markt in der Umgebung und jedermann bewunderte dort den ebenso hübschen als munteren Widder. Drei Brüder kauften ihn, da sie ein schönes Sprungtier haben wollten. Die Nacht über verbrachte der Wolf bei den Schafen des älteren Bruders. Was da geschah, kann man leicht erraten. Der Wolf erwürgte die ganze Herde.

Als der älteste Bruder am Morgen seinen Schafstall öffnete, sah er die Bescherung. Aber er verschwieg es seinen Brüdern. Den nächsten Abend verbrachte daher der Wolf im Schafstall des Jüngeren und stellte dort dasselbe Unheil an. Doch hütete sich auch dieser, etwas zu sagen und führte umbarmherzig den Wolf zum Jüngsten, wo das Tier dieselbe Verheerung anrichtete. So hatte der Wolf während dreier Nächte die Schafherden der drei Brüder, die darüber wütend waren, vernichtet. Was sollten sie tun? Sie kamen überein, den Wolf wieder Touéno-Bouéno zurückzustellen und letzteren überdies eine tüchtige Tracht Prügel zu verabreichen.

* * *

Anton, der am Zwetschkenbaum sass, dessen Früchte er pflückte, sah die Käufer des Wolfes nahen und lief zur Mutter. — „Mutter“, rief er, „um uns aus dieser Sache herauszuziehen, habe ich einen Einfall. Lege dich rasch auf die Erde und stelle dich tot.“

Als die drei, mit festen Knütteln bewaffneten Brüder in die Hütte eintraten, bot sich ihnen ein sonderbares Bild dar. Auf dem Fussboden lag eine Frau ausgestreckt und Anton

Digitized by Google

blies ihr mit einer Pfeife aus allen Kräften in die Ohren. — „Was treibst du da, verfluchter Kerl?“ frug der Älteste der Brüder. — „Ihr wollt wissen, was ich mache? Ach, liebe Freunde, ich bin tief unglücklich! Meine Mutter, meine gute und zärtliche Mutter ist gestorben. Was soll nun aus mir werden!“ — „Warum pfeifst du ihr in die Ohren?“ — „Weil diese Pfeife die Kraft hat, Tote zu erwecken.“ Die drei Brüder rissen die Augen mächtig auf. — „Gott sei Dank,“ schrie Anton, „sie beginnt sich zu regen.“ — In der Tat begann die Tote die Lippen, die Finger und die Füsse zu bewegen, schliesslich öffnete sie sogar die Augen ein wenig. Anton blies nun stärker und sie kehrte vollständig ins Leben zurück.

Der Zorn der drei Brüder hatte sich in Staunen verwandelt. Der Älteste sprach zu Touéno-Bouéno: „Höre, du bist ein Elender, denn du hast uns einen Wolf verkauft, der unsere Schafe verschlang; wir könnten dich dafür fest durchprügeln, aber wenn du uns diese Pfeife überlässt, so soll dir nichts geschehen.“ — „Ihr verlangt viel“, antwortete Anton, „aber um euch gefällig zu sein, sollt ihr die Pfeife haben.“

* * *

Fröhlich zogen die drei Brüder mit ihrer Pfeife heim. Am Wege sprachen sie: „Unsere Frauen sind bösartig, schwatzhaft und unerträglich; um ihnen eine Lehre zu geben, werden wir sie töten, aber dann mit Hilfe dieser Pfeife wieder ins Leben rufen.“

Sie töteten ihre besseren Hälften mit der Hacke, doch gelang es ihnen, trotzdem sie wie verzweifelt in Antons Pfeife bliesen, nicht, sie wieder lebend zu machen.

Man kann sich den Zorn und die Verzweiflung der drei Brüder leicht vorstellen. Nachdem sie vom pfeifen müde waren, erkannten sie, dass sich der Galgenstrick über sie lustig gemacht hatte. Sie eilten zu ihm, richteten ihn übel zu und steckten ihn in einen Sack, den sie sich aufluden. Den Spitzbuben wollten sie ertränken.

Der Fluss war jedoch weit weg. Übrigens herrschte eine drückende Hitze und Anton wog mehr als ein Sester Getreide, sodass sich ihrer der Durst bemächtigte. Da sie eine Schenke bemerkten, traten sie ein, um sich zu erfrischen. Den Sack lehnten sie vor der Türe an eine Steinbank, auf der ein Bettler sass. Dieser hörte das Jammern des Touéno-

Digitized by Google

Bouéno, näherte sich dem Sack und kam zur Überzeugung, dass ein Mensch darinnen sei. — „Warum hat man dich denn da hinein getan?“ — „Weil man mich zu einem Bischof machen wollte, wogegen ich mich aber mit Händen und Füssen stemmte.“ — „Zum Teufel,“ schrie der Bettler, „ein Bischof zu sein, ist doch kein schlechtes Geschäft.“ — „Das schon,“ entgegnete der schlaue Spitzbube, „aber meine Natur ist dagegen. Wenn du die Mitra erhalten könntest, würdest du mich rasch aus dem Sack befreien und an meine Stelle treten?“ — „O ja, sehr gerne.“

Touéno-Bouéno verliess den Sack und schloss den Bettler ein. Dieser wurde dann von den drei Brüdern ins Wasser geworfen.

* * *

Am nächsten Tag fand die Beerdigung der drei getöteten Frauen statt. Als die drei Brüder vom Friedhof zurückkehrten, begegneten sie Touéno-Bouéno, der eine prachtvolle Schafherde trieb. Sie wollten ihren Augen nicht trauen. — „Wie, haben wir dich, du Galgenstrick, nicht gestern ertränkt und heute begegnen wir dich wieder,“ riefen sie erstaunt. — „Nicht wahr, das wundert euch! Ihr wisst wohl nicht, dass unter unserer Welt noch eine schönere und reichere ist? Ihr habt mich, als ihr mich ins Wasser geworfen habt, in diese Welt, wo alle Tage Markt ist, geschickt. Ich fiel gerade auf den Schafmarkt und habe mir, wie ihr seht, meinen Teil mitgenommen. Aber ihr seid ungeschickt gewesen. Wenn ihr mich auf den Pferdemarkt geworfen hättet, so hätte ich mein Glück gemacht.“ — „Weisst du auch genau, wo der Pferdemarkt ist?“ — „Na, ob ich ihn weiss. Habe ich ihn doch gesehen!“ — „Wenn du nicht willst, dass wir unsere Frauen und unsere Schafe an dir rächen, so wirfst du uns genau oberhalb des Pferdemarkts ins Wasser.“

Touéno-Bouéno schloss jeden der drei in einen Sack ein und warf sie ins Wasser. Heute sind sie noch dort und niemand weiss, auf welchen Markt sie fielen. (Auvergne.)

---

59. Der dumme Hans.

Eines Tages sagte seine Mutter zu ihm: „Kind, gehe in den Marktflecken, nimm dir die Ochsen und Wagen mit und am Rückweg ladest du dir eine Fuhre Heu auf. Im Markt

kaufst du mir um einen Sou Stecknadeln, die du dann in dein Knopfloch steckst und nimmst die Pflugschar, die ich beim Schmied habe, mit. Die wirfst du aufs Heu."

Hans hatte aber ein schlechtes Gedächtnis und so warf er die Nadeln ins Heu und steckte sich die Pflugschar ins Knopfloch. Seine Mutter fand nicht viele Nadeln mehr und sein Knopfloch hatte sich stark vergrössert.

* * *

Ein andersmal sprach die Mutter zu ihm: „Geh auf den Markt. Dort kaufst du mir eine Ziege, die du an einem Strick heimführen wirst und einen Kessel, den du mit Hilfe deines Stockes über die Achsel nimmst."

Unser Freund irrte sich aber wieder. Er befestigte den Strick am Kessel und zog diesen nach Hause. Doch brachte er nur mehr einen Scherben. Die Ziege aber, die er sich mittels seines Stockes über die Achsel gehängt hatte, war hin.

* * *

Der dumme Hans hatte einen kleineren Bruder, der vier oder fünf Jahre alt war. An einem Markttag gingen alle fort und Hans musste das Haus bewachen. — „Mutter, ich werde mich langweilen." — „Zerdrücke deinem Bruder die Läuse, dann wird dir gleich die Zeit vergehen."

Hans aber nahm einen Hammer und schlug auf die Läuse los, doch zertrümmerte er dabei den Kopf seines kleinen Bruders.

Am nächsten Freitag befahl ihm die Mutter, da für ihn keine Arbeit da sei, sich die Tochter des Herrn Sistre anzusehen. „Du musst lustig sein, viel lachen und dich zierlich benehmen, besonders den Mädchen gegenüber."

Diesen Tag fand aber im Hause des Herrn Sistre das Begräbnis einer Tante statt, die Tags vorher gestorben war. Es war daher niemandem lächerlich zu Mute, denn jedes war traurig und durchaus nicht zu Scherzen aufgelegt. Hans kam und sobald er eingetreten war, wandte er sich gegen die Mädchen und begann wie ein Narr zu lachen, wobei er ihnen alle Zähne zeigte. Frau Sistre, die dazu kam, ergriff einen Besenstiel und jagte ihn aus.

Hans zog verblüfft ab. Er hatte eine schlechte Zeit erwischt, die Zeit, wo die Tante begraben werden sollte und die Bahre mit dem Bahrtuch schon im Hause stand. Seine

Digitized by Google

Mutter sprach daher zu ihm: „Wenn du die Bahre gesehen hast, so hättest du es den Töchtern des Herrn Sistre nachmachen sollen; du hättest weinen und sie zur Kirche geleiten sollen.“ — Nun verstand Hans, warum man ihn hinausgeworfen hatte.

Ein Monat später befahl ihm seine Mutter, sich die älteste Tochter des Herrn Sistre anzusehen, sich aber wohl in acht zu nehmen. Diesen Tag war zwar kein Toter im Haus, doch inmitten des Hofes war ein mit einem Tuch bedeckter Körper zu sehen. Man hatte nämlich ein Schwein geschlachtet. Die Mädchen weinten nicht, sondern lachten.

Als Hans hinkam und das sah, begann er aus allen Kräften zu weinen, da er glaubte, dass wieder ein Toter im Hause sei und war untröstlich. Frau Sistre, die unruhig hin und hereilte und zornig war, wie alle Frauen, wenn sie Sautanz haben und wursten, nahm ein Scheit und jagte ihn aus. Das ermutigte Hans nicht, noch einmal dorthin zu gehen. Als er nach Hause kam, sprach er zu sich: „Du bist ein Kasperl!“

* * *

„Höre, Hans,“ sagte seine Mutter zu ihm, „du hast kein Glück, du musst Meynèlo aufsuchen und dir das Geheimnis der Farrnkrautwurzel sagen lassen.“ — Meynèlo war eine alte Zauberin, die in der Jakobstrasse wohnte. Hans ging zu ihr und nahm ein Stück Butter, ein Dutzend Eier, einen Strähn Flachs, zwei oder drei Käslaibe und ein Stück Speck mit.

Meynèlo liess sich von allem unterrichten und Hans erzählte ihr, was sich zwischen ihm und den Töchtern des Herrn Sistre zugetragen hatte. — „Das ist eine Zauberei, lieber Freund. Ich werde dich davon befreien, wenn du das tust, was ich dir sage. Neun Tage stehe frühzeitig auf, kleide dich jedoch nicht an, sondern laufe im Hemd eilends weg und bleibe nicht eher stehen, als bis du neun Hürden findest. Danach lege dich wieder nieder. Nach neun Tagen wird dein Verstand zurückkehren und dann komme wieder her.“

Der Junge tat so und fand wirklich, dass er aufgeweckter wurde. Er füllte seinen Korb mit Speck, Eiern und Käse an und ging wieder zur Meynèlo. Diese befahl ihm: „Am Sonntag gehst du in die Kirche und näherst dich mit Süssigkeit dem Mädchen; die Mutter lass aber in Ruhe, denn sie jagt dir nur Furcht ein.“

Digitized by Google

„Mit Süssigkeit!“ sprach Hans zu sich, als er wegging, „mit Süssigkeit! Was ist denn das?“ — Er ging zu einem Krämer und sprach: „Verkaufe mir Süssigkeit.“ — Der Krämer gab ihm drei oder vier Pfund Honig: „Hier hast du die Süssigkeit, eine bessere gibt es nicht.“

Der Junge gab den Honig in einen Sack und befestigte ihn am Gürtel. Am nächsten Tag ging er zur Kirche. Als sich die Frau umkehrte, wendete er ihr den Rücken zu und rief: „Das ist nicht für euch!“ Gleichzeitig schlug er sich mit beiden Händen auf die Hüften. Als sich Troufouliaou umkehrte, tastete Hans auf seinen Nabel uud sagte zu ihr: „Das ist nicht für euch!“

Das führte er dreimal aus. Schliesslich nahmen die Frauen ihre Gebetbücher und ohne das Ende der Messe abzuwarten, gingen sie, sich vorher noch mit Weihwasser besprengend, fort. Da Hans ihnen folgte, so geriet die Mutter in Zorn und suchte in den Taschen, um ihn mit etwas bewerfen zu können. Sie fand einige Rüben, die sie dem Pfarrer hatte geben wollen und warf sie dem Hans ins Gesicht. Troufouliaou dagegen bewarf ihn mit einem Stechpalmenzweig, den sie im Leibchen stecken hatte.

(Auvergne.)

---

60. Bénédicité.

Einst lebten arme Leute, die einen Sohn, namens Bénédicité hatten. Achtzehn Jahre alt war er schon, doch noch nie vom Bette aufgestanden. Eines Tages sprach sein Vater zu ihm: „Bénédicité, steh auf. Es ist endlich einmal Zeit, dass du ans arbeiten denkst.“

Bénédicité stand auf und verdingte sich als Knecht bei einem Bauern in der Umgebung. Als Lohn bedingte er sich eine Ladung Getreide aus, die er nach Ablauf des Jahres erhalten sollte und verlangte, dass er nie vor fünf Uhr aufstehen brauche und nach Lust essen könne. Der Bauer ging auf diese Bedingungen ein.

Am folgenden Morgen mussten alle Hausbewohner schon um zwei Uhr aufstehen, da sie aus dem Walde Eichen holen sollten. Der Herr rief auch Bénédicité, doch dieser stellte sich taub und stand keine Minute früher oder später als zur festgesetzten Zeit auf. Die Bäuerin rief ihn, damit er seine

Digitized by Google

Suppe verzehre und stellte ihm auch einen gehörigen Topf voll Suppe vor. — „Was," schrie Bénédicité, „ist das alles? Ich brauche einen Kessel voll Suppe und vier Brotlaibe." — Die Bäuerin schrie auf, doch da ihr Mann dem Diener versprochen hatte, dass er nach Hunger essen könne, so war sie genötigt, ihm das, was er wünschte, vorzusetzen.

Als Bénédicité gegessen hatte, befahl ihm der Bauer, die fünf besten Pferde aus dem Stall zu holen, sie in einen grossen Wagen zu spannen und die anderen Knechte im Walde aufzusuchen. Bénédicité nahm die besten Pferde und fuhr in den Wald, doch gab er sich keine Mühe, die andern zu suchen. Er nahm vier Eichenstämme, legte sie auf seinen Wagen und wollte nun heimkehren, aber die Pferde waren nicht imstande, den Wagen von der Stelle zu bringen. — „Was, ihr wollt nicht ziehen!" schrie Bénédicité. — Er lud noch einen Eichenstamm auf und dann noch einen und peitschte auf das Gespann los. Aber alles schreien und schlagen half nichts, die Pferde kamen nicht von der Stelle. Er spannte sie aus, lud sie ebenfalls am Wagen auf und zog ihn selbst bis zum Bauernhaus. Die anderen Knechte, die schon vor Bénédicité ausgefahren waren, kamen, da sie ein mächtiger Fels aufhielt, erst lange Zeit nach ihm heim.

Der Bauer war erschreckt darüber, dass ein so starker Mann in seinen Diensten stehe. Er schickte Bénédicité aus, ihm einen Wald zu fällen, der zehn Morgen gross sei Doch müsse er vor Abend fertig sein, sonst werfe er ihn hinaus. Bénédicité ging in den Wald und setzte sich am Fusse eines Baumes nieder. Als ihm gegen Mittag eine Magd seinen Kessel voll Suppe brachte, fand sie ihn schlafend. — „Was, du hast noch nicht zu arbeiten begonnen?" frug sie ihn. — „Kümmere dich um die Küche, aber nicht um mich," antwortete er ihr. — Als sie ihm die Jause brachte, hatte er noch immer nicht angefangen, aber vor Abend war der ganze Wald gefällt und Bénédicité zurückgekehrt. Sein Herr kam aus dem Staunen gar nicht heraus.

Am nächsten Tag befahl er Bénédicité, die Nacht in einer Mühle, in der Geister umgingen und von der noch niemand zurückgekehrt war, zu verbringen. Bénédicité kam abends in die Mühle und richtete sich in der Küche häuslich ein. Um Mitternacht hörte er das Rasseln von Ketten. Ein Teufel stieg soeben den Kamin herab. — „Was willst du hier?" frug Bénédicité. Ohne eine Antwort abzuwarten, tötete

er ihn. Am nächsten Morgen kehrte er wieder ins Bauernhaus zurück.

Da der Herr nicht wusste, wie er ihn loswerden könne, so schickte er ihn mit einem Brief zu seinem Sohn, der zu Besançon Hauptmann war. Dreissig Meilen waren bis dorthin. Bénédicité nahm ein Pferd, trug es fünfzehn Meilen weit auf den Achseln, dann setzte er sich darauf und ritt die übrigen fünfzehn Meilen. In Besançon angekommen, überreichte er dem Hauptmann den Brief des Bauern. Im Briefe stand, man möge den Überbringer gut aufnehmen, ihm soviel zu essen geben, als er wolle, ihn aber schliesslich bei günstiger Gelegenheit töten.

Eines Tages als Bénédicité spazieren ging, schoss der Hauptmann auf ihn. Doch Bénédicité schüttelte sich nur und setzte ruhig seinen Weg fort. — „Wie befindest du dich, Bénédicité?“ frug ihn der Hauptmann. — „Ganz gut, bis auf die Fliegen, die mich belästigen, aber nicht bösartig sind.“ — Der Hauptmann liess nun mit Kanonenkugeln auf ihn schiessen, doch mit derselben Wirkung. Des Kampfes müde schickte er ihn wieder zum Bauern zurück.

Dieser befahl nun Bénédicité einen fünfhundert Fuss tiefen Brunnen, der seit fünfhundert Jahren verschüttet war, zu räumen. Bénédicité war damit bald fertig. Während er noch im Brunnen war, warf man, um ihn zu töten, einen tausend Pfund schweren Mühlstein auf ihn hinab. Dieser, der in der Mitte durchlocht war, fiel ihm auf die Schultern und bildete nun eine Art Halsband. Er selbst verspürte jedoch nicht das Geringste. Man warf hierauf eine zwanzigtausend Pfund schwere Glocke hinab, die auf seinen Kopf fiel. Alle glaubten, dass er tot sei, doch bald kam er aus der Tiefe des Brunnens herauf, riss sich die Glocke vom Kopf und sprach: „Hier ist meine Nachtmütze, beschmutzt sie mir nicht.“ Dann nahm er den Mühlstein herab und rief: „Das ist meine Halskrause, ich muss sie mir für den nächsten Sonntag aufheben. Aber, lieber Herr, das Jahr ist um, nicht wahr?“ — „Ja“, erwiderte der Bauer. — „Dann gib mir meine Ladung Getreide.“

Man gab ihm zwei Säcke. — „Was soll das heissen?“ rief Bénédicité. „Ich kann mehr tragen.“ — Man brachte weitere acht Säcke. — „Das trage ich mit dem kleinen Finger.“ — Man brachte zweiunddreissig Säcke. — „Das ist gerade für zwei Finger.“ — Der Bauer erklärte ihm nun,

Digitized by Google

dass er ihm nicht mehr als hundert Säcke gäbe. Bénédicité war damit zufrieden, lud sich die Säcke auf und kehrte zu seinen Eltern zurück. (Lorraine.)

---

61. Weissfuss.

Einst lebte ein Mann, namens Weissfuss, der sich vom Gutsbesitzer Geld entlehnt hatte. Der Herr, der keinen Heller seines Geldes sah und es müde war, länger zuzuwarten, sagte eines Tages zum Weissfuss, dass er an einem bestimmten Tag kommen werde, um sich das Geld zu holen. Am festgesetzten Tag kam er auch. Weissfuss hatte gerade einen Topf voll Erdäpfel am Feuer stehen und während sie zu kochen begannen, dachte er nach, wie er sich aus der Geschichte ziehen könne. Sobald er den Herrn bemerkte, löschte er das Feuer aus und stellte den Topf mitten ins Zimmer.

„Was soll dieser Topf hier inmitten des Zimmers?“ frug der Herr, als er eintrat. „Was ist darinnen?“ — „Herr,“ erwiderte Weissfuss, „ich habe Erdäpfel darinnen, die ich ohne Feuer zum kochen brachte. Ich habe sie nur mit diesem Blasbalg, den ihr hier seht, angeblasen. Schaut her, wie wohl gekocht sie sind. Wer einen solchen Blasbalg besitzt, erspart sich viel Holz.“ — „Überlasse mir den Blasbalg und ich sehe dir zweihundert Taler nach.“ — „Gut, da ist er“, erwiderte Weissfuss.

Der Herr nahm den Blasbalg und übergab ihn zu Hause einem Diener, der seine Wirkung erproben sollte. Durch vierundzwanzig Stunden blies dieser auf einen Topf los, doch er begann nicht zu kochen. Der Herr war sehr unzufrieden und lief zu Weissfuss: „Du hast mir einen Blasbalg verkauft, der Wunder wirken sollte. Mein Diener hat nun vierundzwanzig Stunden lang auf einen Topf losgeblasen, doch blieb dieser so kalt wie früher.“ — „Herr,“ entgegnete Weissfuss, „euer Diener ist zu lebhaft, er wird zu heftig geblasen haben und da wird der Blasbalg gebrochen sein.“ — Der Herr kehrte ins Schloss zurück und rief dem Diener zu: „Weissfuss hat gesagt, dass du zu lebhaft bist, du wirst daher zu stark geblasen und den Blasbalg zerbrochen haben.“

Einige Zeit nachher kaufte Weissfuss ein altes Ross am Markt um fünfzig Sous und befestigte einen Louisdor unter dessen Schwanz. Der Herr, der wieder Schulden eintreiben

kam, sah sich das Pferd an und war nicht wenig erstaunt, einen Louisdor auf die Streu fallen zu sehen. — „Was, Weissfuss, du findest Gold im Mist deines Pferdes? Verkaufe es mir und ich lasse dir weitere hundert Taler nach." — „Herr, das Pferd gehört euch, wenn ihr es wünscht", antwortete Weissfuss. „Übrigens wird es ihm bei euch auch besser gehen als bei mir. Gebt ihm nur regelmässig ein Mässchen Hafer in der Früh und nachmittags ein Bündel Heu." — Der Herr nahm das Pferd mit und beauftragte einen seiner Diener, es zu warten. Nach drei Tagen sank es infolge Altersschwäche um.

Der Herr kam zu Weissfuss und erzählte ihm die Sache. Als er seine Klage, die Weissfuss ruhig anhörte, beendet hatte, sprach dieser: „Herr, wie habt ihr das Pferd gefüttert?" — „Jeden Tag erhielt es um neun Uhr vormittag sein Mässchen Hafer und um zwei Uhr nachmittag ein Bündel Heu". — „Da wundert es mich nicht, dass das Pferd hin wurde. Ihr hättet ihm um zehn Uhr vormittag den Hafer und um ein Uhr nachmittag das Heu geben sollen." — „Lassen wir das, sprechen wir nicht mehr darüber. Wo ist aber dein Vater? Ich habe ihn schon lange nicht gesehen." — „Herr, er ist auf der Jagd. Alles, was er tötet, lässt er liegen und alles, was er nicht tötet, bringt er mit." — „Wie ist das möglich?" frug der Herr. „Wenn du mir das erklärst, erlasse ich dir alles das, was du mir noch schuldest." — „Es sei, lieber Herr. Mein Vater ist auf der Läusejagd. Alle Läuse, die er tötet, lässt er liegen und alle, die er nicht tötet, nimmt er mit. Nun, lieber Herr, schulde ich euch nichts mehr." (Lorraine.)

---

62. Die sechs Genossen.

Sechs Bauern fanden sich eines abends zusammen. — „Ich wünsche schon lange", sagte der Eine, „das Meer zu sehen. Bisher hat sich mein Wunsch noch nicht erfüllt. Wollt ihr morgen mit mir gehen, die ungeheuere Wassermasse, von der man so viel wunderbares berichtet, anzusehen?" — Alle waren damit einverstanden und so machten sie sich am nächsten Tag auf den Weg. Bald sahen sie ein grosses Getreidefeld vor sich, in dem der Wind spielte, sodass es dem bewegten Ozean glich.

Digitized by Google

„Das Meer! Das Meer!“ schrien alle sechse zugleich, die sich platt auf den Bauch warfen, um zu schwimmen.

Da kamen sie zu einem tiefen Brunnen. Da sie fürchteten, dass einer in den Strudel gestürzt sei, so zählten sie sich ab. „Eins, zwei, drei, vier, fünf“, sprach der Eine, auf sich selbst vergass er aber. „Es muss doch einer im Brunnen sein. Was sollen wir machen? Ich werde rufen. He, Thomas, bist du unten?“ -- Sie glaubten die Worte: „Ja, ja“ zu vernehmen. Um auf den Grund des Brunnens zu kommen, legten sie einen Stock quer über die Öffnung. Jakob, der stärkste, hängte sich an den Stock, der zweite an seine Füsse und so weiter.

„Siehst du ihn schon?“ schrie Jakob. „Meine Kräfte lassen nach.“ — „Ich sehe ihn noch nicht.“ — „Ich kann mich nicht mehr halten. Ich will in meine Hände spucken, haltet euch einstweilen.“ — Der Bauer samt seinen Gefährten fiel ins schlammige Wasser und wurde nicht mehr gesehen.

(Somme.)

---

63. Peter der Maulaffe.

Ein armer Mann hatte einen Sohn, den er infolge seines Elends kaum ernähren konnte. Der Knabe zeichnete sich gerade nicht durch seine Klugheit aus und wurde von seinen Eltern oft geschlagen. Eines Tages rannte er, um sich den Schlägen zu entziehen, vom Hause mit dem festen Vorsatz, nicht mehr zurückzukehren, fort. Er suchte sich einen Posten. Zunächst ging er zu einem Bäcker eines benachbarten Dorfes und verlangte Arbeit. — „Kannst du Mehl sieben, Teig kneten, Ofen heizen und Brot einschiessen?“ frug ihn der Bäcker. — „Ja, Herr, ich kann alles. Befehlt mir etwas und ihr werdet sehen, dass ich meinen Mann stelle.“ — „Beginne Mehl zu sieben, ich gehe unterdessen in den benachbarten Ort, um Getreide zu holen.“

Peter begann mit Eifer zu arbeiten. Er band alle Säcke auf und glaubend, dass sein Herr das Mehl im Hof sieben wolle, öffnete er das Fenster und warf das Mehl mitten in den Bach hinein. Die Hühner, Enten und Schweine waren darüber äusserst erfreut. Als der Herr heimkam, leerte Peter soeben den letzten Sack beim Fenster hinaus. — „Dummkopf“, schrie der Bäcker, „du wirfst ja meinen ganzen Besitz

den Tieren vor. Das soll aber nicht ungerächt bleiben.“ — Er nahm eine Peitsche und schlug auf Peter los, der eiligst flüchtete.

Da er aber zu seinen Eltern nicht zurückkehren wollte, ging er zu einem Schuster. Dieser befahl ihm, Schuhe zuzuschneiden, während er unterdessen zu den Kunden gehe. Peter nahm ein Messer und schnitt aus einem grossen Stück Leder verschiedengeformte Teile aller Grössen. Als der Schuster in die Werkstätte zurückkam, fand er nur einen Haufen verschiedener Stücke. Inmitten stand Peter und wartete auf Anerkennug. Aber er erhielt nur eine Tracht Prügel.

Er rannte eiligst davon und beschloss, zu seinen Eltern zurückzukehren. Als er noch drei Meilen von ihrer Wohnung war, überraschte ihn die Nacht und er beschloss, unter freiem Himmel zu übernachten. Er legte sich unter einen Bienenstock und schlief ein. Während der Nacht kamen Diebe, stahlen die schwersten Bienenkörbe und trugen auch Peter mit seinem Bienenkorb in einem Sack davon.

Peter hatte dem Schuster eine Anzahl Ahlen gestohlen. Er stach mit einer seinen Träger. — „Au! Au! Verfluchte Bestien!“ rief dieser. — Nach einiger Zeit begann ihn Peter wieder zu stechen und zwar derart, dass der Dieb glaubte, alle Teufel seien los, den Sack fallen liess und eiligst floh. Die Lage Peters war dadurch aber keine bessere geworden, denn noch immer befand er sich in einem zugebundenen Sack. Nach sechs Stunden hatte er jedoch den Sack durchlocht und konnte sich frei machen. Es war schon licht geworden. Peter beeilte sich, das Haus seiner Eltern zu erreichen, trat ein und erklärte, es nicht mehr verlassen zu wollen. da er von seinen zwei Lehrtagen nicht befriedigt sei. (Somme.)

---

64. Die wunderbare Violine.

Ein junger Bursche namens Johann verdingte sich eines Tages auf einem Bauernhof als Viehhirte. Nach drei Jahren verliess er den Dienst und verlangte von seinem Herrn seinen Lohn. Dieser entnahm seiner Börse drei Heller und gab sie Johann, der fröhlich seines Weges zog. Nach drei Tagen kam er zu einem Kreuzweg, wo ein schmutziger, zerlumpter Alter sass, der ihm zurief: „Gib mir, um Gotteswillen, etwas!“ — „Ich habe gerade drei Heller, die gebe ich dir. In drei

Digitized by Google

Jahren habe ich sie mir wieder verdient. Da nimm sie.“ — „Ich danke dir herzlich und erlaube dir, drei Dinge zu wünschen. Wähle.“ — „Ich bitte um eine Flinte, die nie ihr Ziel verfehlt, um eine Geige, die jedermann zum tanzen zwingt, und weiter wünsche ich, dass man mir nie etwas abschlägt.“

Der Alte verwirklichte die Wünsche und Johann setzte seinen Weg halb tanzend, halb laufend fort. Er kam in einen Wald und verblieb dort, um sich auszuruhen. Auf einmal hörte er jemanden sagen: „Ach, gerne gäbe ich etwas dafür, wenn ich diese schöne Nachtigall, die dort auf dem Baume singt, haben könnte.“

Es war der Bauer, der Johann drei Heller als Lohn gegeben hatte, der diese Worte ausstiess. Johann nahm seine Flinte, die nie ihr Ziel verfehlte und schoss die Nachtigall herab, die in ein Dornendickicht fiel. Der Geizhals kroch ins Dornendickicht hinein. Johann nahm seine Violine zur Hand und spielte und der Geizhals, von einer höheren Kraft getrieben, begann zu hüpfen und zu springen und die Dornen zerstachen ihn jämmerlich. — „Halt' ein, halt' ein“, schrie er dem Jungen zu, „ich gebe dir fünfhundert Taler, aber lass mich los.“

Johann hörte zu spielen auf, der Bauer zahlte ihm die Taler, ging aber brummend davon und zeigte ihn bei Gericht an. Johann wurde ergriffen und in der Gerichtssitzung zum Tode verurteilt. Die Vollstreckung des Urteils sollte am nächsten Tag stattfinden.

Der Bauer, die Richter und die ganze Ortsbevölkerung waren am Richtplatze, wo ein hoher Galgen aufgestellt war, versammelt. Johann wurde herbeigeführt, bat aber die Richter um seine Violine, damit er vor seinem Tode noch einmal spielen könne. Der Bauer schrie: „Gebt sie ihm nicht! Bindet mich an!“ Da man aber Johann nichts abschlagen konnte, so brachte man ihm die Violine. Er begann zu spielen und jedermann musste nun tanzen. Die Richter, ermüdet und entkräftet, baten Johann, mit dem Spielen aufzuhören und versprachen ihm, sie würden ihn freilassen. Er kam ihrem Wunsche nach und konnte nun mit seiner Flinte und seiner Geige, die er noch bei verschiedenen Gelegenheiten gebrauchte, in sein Dorf zurückkehren. (Somme.)

65. Johann und Peter.

Einst lebte eine arme Frau, die zwei Söhne, namens Johann und Peter, hatte. Peter, der das Elend zu Hause sah, trat in die Dienste eines Bauern. — „Wieviel Lohn willst du?“ frug ihn dieser. — „Hundert Taler.“ — „Du sollst sie haben. Aber höre zunächst meine Bedingung: derjenige, der sich von uns beiden beim ersten Streit ärgern wird, dem wird das Kreuz zerbrochen.“ — „Herr, ich ärgere mich nie.“

Aber schon nach acht Tagen hatte Peter mit seinem Herrn einen Streit, er ärgerte sich tüchtig und sein Herr zerbrach ihm das Kreuz. Er kehrte nach Hause zurück und berichtete seinem Bruder, was ihm zugestossen sei. Johann liess sich das Haus des Bauern näher bezeichnen und bot diesem seine Dienste an, ohne zu sagen, dass er der Bruder des Peter sei. — „Wieviel Lohn willst du?“ — „Herr, gebt mir hundert Taler.“ — „Gut, du sollst sie haben, aber höre zunächst meine Bedingung. Beim ersten Streit soll dem von uns, der sich ärgern wird, das Kreuz zerbrochen werden“. — „Herr, ich ärgere mich nie.“

Am nächsten Tage schickte ihn der Herr mit einer vierspännigen Ladung Getreide auf den Markt. Johann verkaufte sowohl die Ladung als die Pferde und gab das Geld seinem Bruder. Dann kehrte er heim. Der Herr frug ihn: „Wo hast du Wagen und Pferde?“ — „Herr, ich habe sie einem Mann, den ich auf der Strasse begegnete, verkauft.“ — „Und wo hast du das Geld?“ — „Das Geld habe ich meinem Bruder gegeben, dem ihr das Kreuz zerbrochen habt.“ — „Willst du mich denn zugrunde richten?“ — „Herr, ärgert ihr euch?“ — „Nicht im geringsten.“ — „Ihr wisst doch, dass dem, der sich ärgert, das Kreuz zerbrochen wird“. — „Ich ärgere mich ja so nicht.“

Am nächsten Tag sprach der Herr zu seiner Frau: „Ich lasse Johann die grosse Eiche aus dem Wald holen; da er nicht imstande sein wird, sie herzubringen, so werde ich ihm dann Vorwürfe machen, worüber er sicher in Zorn gerät.“ Johann fuhr mit seinem vierspännigen Gefährte fort, verkaufte es, wie das erstemal und kehrte dann zurück. — „Wo ist der Wagen?“ frug ihn der Herr. — „Ich habe ihn im Wald gelassen, da ich ihn nicht von der Stelle bringen konnte.“ — „Du wirst uns zugrunde richten!“ — Die Frau schrie ebenfalls: „Du wirst uns zugrunde richten!“ — „Herr, ärgert ihr

euch?" — „Nicht im geringsten." — „Ihr wisst doch, dass dem, der sich ärgert, das Kreuz zerbrochen wird." — „Ich ärgere mich ja so nicht."

Eines Tages, als Johann in der Scheune drosch, gingen der Herr und die Frau frühstücken, ohne ihn zu rufen. Johann tat, als ob er nichts bemerken würde. Er verkaufte das ausgedroschene Korn, frühstückte trefflich im Gasthaus und kam dann wieder zurück. — „Johann, wo hast du das Korn?" — „Da ihr mich nicht zum Frühstück gerufen habt, so habe ich das Korn verkauft und das Geld zu einem Frühstück verwendet." — „Johann, du wirst uns zugrunde richten." — „Herr, ärgert ihr euch?" — „Nicht im geringsten." — „Ihr wisst doch, dass dem, der sich ärgert, das Kreuz zerbrochen wird." — „Ich ärgere mich ja so nicht."

Die Bäuerin sprach zu ihrem Mann: „Schicken wir ihn mit unseren Ferkeln auf die Weide; dort wird ihn der Menschenfresser verzehren und wir sind seiner los." — Johann zog mit den Ferkeln ab und beim Hause des Menschenfressers angelangt, trat er ein. Er hatte einen Sperling in der Hand. — „Du kannst nicht so hoch fliegen als dieser kleine Vogel?" frug er den Menschenfresser. — „Nein", erwiderte dieser. — „Ich bin hungrig." — „Ich auch. Was sollen wir frühstücken?" — „Machen wir uns eine Suppe."

Als diese gekocht war, setzten sie sich zu Tisch. Johann hatte sich in der Magengegend eine grosse Tasche befestigt. In diese gab er einen grossen Teil der Suppe, während der Riese sie gierig verschlang. Als Johann seine Tasche gefüllt hatte, schnitt er sie auf und die ganze Suppe rann aus. Nun begann er wieder zu essen. — „Ich möchte mich auch so entleeren wie du", rief der Menschenfresser. „Schneide mir den Magen auf." — Johann liess sich das nicht zweimal sagen und schnitt ihm den Magen so gut auf, dass der Menschenfresser daran starb.

Als er dies vollbracht hatte, kehrte Johann zu den Schweinen zurück, schnitt allen die Schwänze ab und verkaufte die Tiere. Die Schwänze warf er in einen Sumpf und kehrte dann zu seinem Herrn zurück. — „Wo sind die Schweine?" — „Sie sind in einen Sumpf gestürzt." — „Ziehen wir sie heraus!" — „Herr, man kann nicht hinein." — Der Herr ging aber trotzdem hin und als er eines der Tiere am Schwanz herausziehen wollte, blieb ihm dieser in Händen und er fiel mit dem Hintern in den Schlamm. — „Du wirst uns zu-

Digitized by Google

grunde richten!“ — „Herr, ärgert ihr euch?“ — „Nicht im geringsten.“ — „Ihr wisst doch, dass dem, der sich ärgert, das Kreuz zerbrochen wird.“ — „Ich ärgere mich ja so nicht.“

Die Frau sprach zu ihrem Mann: „Schicken wir ihn mit den Gänsen auf die Weide.“ Johann zog mit den Gänsen ab. Als er abends heimkehrte, fehlten ihm zwei oder drei, die er verkauft hatte. — „Johann, es gehen Gänse ab.“ — „Herr, ich kann nichts dafür, ein Tier frass sie.“ — „Du wirst uns zugrunde richten.“ — „Herr, ärgert ihr euch?“ — „Nicht im geringsten.“ — „Ihr wisst doch, dass dem, der sich ärgert, das Kreuz zerbrochen wird.“ — „Ich ärgere mich ja so nicht.“

„Ein einziger Knecht“, rief die Frau, „richtet uns zugrunde. Ich werde mich in einem Gebüsch verstecken, um zu sehen, was er mit den Gänsen macht.“ — Johann hatte diese Worte vernommen. Bevor er auf die Weide ging, sprach er zum Herrn: „Herr, ich nehme mir euere Flinte mit, damit ich, wenn das Tier kommt, es töten kann.“ — Als er die Frau im Gebüsch erblickte, schoss er auf sie und tötete sie. Abends brachte er die Gänse zurück. — „Herr, zählt, es fehlt nicht eine. Das Tier, das sie frass, habe ich getötet.“ — „Unglücklicher, du hast meine Frau getötet.“ — „Davon weiss ich nichts. Ich habe nur ein fettes Tier erschossen. Ärgert ihr euch?“ — „Jawohl, ich ärgere mich!“ — Daraufhin zerbrach ihm Johann das Kreuz und kehrte zu seiner Mutter zurück. (Lorraine.)

---

66. Die Tauschgeschäfte Johann Baptists.

Einmal lebten zwei Eheleute namens Johann Baptist und Margarete. — „Johann Baptist,“ sagte eines Tages Margarete, „warum tust du nicht so, wie unser Nachbar? Der tauscht beständig alles um und gewinnt auf diese Art eine Menge Geld.“ — „Aber,“ entgegnete Johann Baptist, „wenn ich verliere, wirst du mich auslachen.“ — „Durchaus nicht, man kann ja doch nicht immer gewinnen. Wir haben eine Kuh, verkaufe die.“

Johann Baptist zog mit der Kuh fort. Am Wege begegnete er einen Mann, der eine Ziege führte. — „Johann Baptist, wo gehst du hin?“ — „Ich will meine Kuh verkaufen und mir eine Ziege dafür kaufen.“ — „Da brauchst du nicht weiter zu gehen, hier hast du eine.“ — Johann Baptist vertauschte seine Kuh gegen die Ziege und ging weiter.

Digitized by Google

Bald danach begegnete er einen Mann, der eine Gans in seinem Tragkorb hatte. — „Johann Baptist, wo gehst du hin?“ — „Ich verkaufe meine Ziege und will eine Gans dafür kaufen.“ — „Da brauchst du nicht weiter zu gehen, hier hast du eine.“ — Sie tauschten ihre Tiere aus und Johann Baptist machte sich wieder auf den Weg.

Er begegnete einen Mann, der einen Hahn trug. — „Johann Baptist, wo gehst du hin?“ — „Ich verkaufe meine Gans und will einen Hahn dafür kaufen.“ — „Da brauchst du dich nicht weiter bemühen, hier hast du einen.“ — Johann Baptist gab seine Gans her und nahm dafür den Hahn in Empfang.

Als er in die Stadt kam, sah er eine Frau, die Rossknödel von der Strasse auflas. — „Liebe Frau, verdienst du auch etwas bei dieser Beschäftigung?“ — „Ja, genug.“ — „Willst du mir nicht ein Rossknödel gegen einen Hahn überlassen?“ — „Gerne,“ sprach die Frau. — Johann Baptist gab ihr den Hahn, trug das Rossknödel mit und begab sich auf den Marktplatz, wo er seinen Nachbar fand. — „Machst du Geschäfte, Johann Baptist?“ — „Ja. Ich habe meine Kuh gegen eine Ziege umgetauscht.“ — „Du bist doch dumm! Was wird Margarete dazu sagen?“ — „Nichts. Das ist aber noch nicht alles, ich habe meine Ziege wieder gegen eine Gans umgetauscht.“ — „Ach, was wird Margarete dazu sagen?“ — „Sie wird nichts sagen. Die Gans habe ich übrigens gegen einen Hahn umgetauscht, den ich wieder für ein Rossknödel hergab.“ — „Du hast dumm gehandelt! Margarete wird dich auszanken!“ — „Margarete wird nichts sagen.“ — „Wetten wir um zweihundert Franken, dass sie mit dir zanken wird. Tut sie es, so zahlst du, tut sie es nicht, so zahle ich dir die Summe.“ — Johann Baptist nahm die Wette an und beide gingen dann miteinander in ihr Heimatsort.

„Nun, Johann Baptist,“ rief Margarete, „hast du ein Geschäft gemacht?“ — „Es ist nicht arg; ich habe die Kuh gegen eine Ziege ausgetauscht.“ — „Das ist gut, wir haben für eine Kuh nicht genügend Futter, wohl aber für eine Ziege, von der wir auch jeden Tag Milch erhalten.“ — „Die Ziege habe ich gegen eine Gans ausgetauscht.“ — „Noch besser. Da erhalten wir wenigstens Bettfedern.“ — „Die Gans habe ich gegen einen Hahn umgetauscht.“ — „Das ist sehr gut. Wenigstens haben wir immer Federn.“ — „Den Hahn habe ich aber für ein Rossknödel hergegeben.“ — „Das

ist ausgezeichnet. Wir graben das Rossknödel im Garten ein und es wird dort Blumen wachsen lassen, aus denen wir uns einen schönen Buschen machen können."

Der Nachbar, der Zeuge der Unterredung war, musste die ausbedungenen zweihundert Franken bezahlen.

(Lorraine.)

---

67. Johanna und Brimboriau.

Ein Bettler ging in einem Dorfe von Haus zu Haus und klopfte auch an der Türe eines Hauses an, in dem Brimboriau mit seiner Gattin, Johanna, wohnte. Letztere, die allein zu Hause war, öffnete: „Was willst du?" — „Ein Stück Brot." — „Wohin gehst du?" — „Ins Paradies." — „So! Könntest du da einen Laib Brot und Lebensmittel für meine Schwester, die schon lange im Paradies ist, mitnehmen, denn ihr mangelt es an allem? Wenn ich ihr noch Kleider mitschicken könnte, wäre es mir sehr angenehm." — „Diesen Dienst leiste ich dir gerne," erwiderte der Bettler. „Ich kann jedoch nicht alles tragen und habe daher ein Pferd nötig." — „Wenn du sonst nichts willst. Du kannst dir ja unser Pferd nehmen, wenn du es wieder zurückbringst. Wie lange wirst du ausbleiben?" — „In drei Tagen bin ich wieder zurück."

Der Bettler bestieg das Pferd und ritt, mit Kleidern und Nahrungsmitteln bepackt, davon. Bald hernach kam Brimboriau heim. „Wo ist unsere Stute Finette?" frug er. — „Beunruhige dich nicht," entgegnete die Frau, „gerade war ein guter Mann hier, der ins Paradies reist. Ich habe ihm Finette geliehen, dass er meiner Schwester Kleider und Nahrungsmittel, an denen sie grossen Mangel leidet, mitbringen kann. In drei Tagen kommt er wieder zurück.".

Brimboriau war damit nicht zufrieden, doch wartete er dennoch drei Tage ab. Als aber der Mann mit der Stute nicht zurückkehrte, befahl er seiner Frau, sich mit ihm auf die Suche zu machen. Als sie zu einem Ort kamen, wo man ein Pferd eingegraben hatte, von dem jedoch noch ein Bein aus der Erde hervorlugte, rief Johanna ihrem Mann zu: „Komm rasch her, Finette kommt aus dem Paradies zurück" Brimboriau lief rasch herzu, als er jedoch den Sachverhalt sah, wurde er wütend.

Unterdessen kamen Diebe herbei und führten Brimboriau und seine Frau mit sich. Die armen Leute entflohen und

nahmen eine Türe mit, welche die Räuber aus einem Haus herausgerissen hatten. Als es dunkel wurde, stiegen beide auf einen Baum, um dort die Nacht zu verbringen. Brimboriau nahm die Türe auch auf den Baum mit. Der Zufall wollte es, dass bald danach auch die Diebe zum Baum kamen, um ihr Geld zu zählen. Während sie unter dem Baum sassen, liess Brimboriau die Türe hinabfallen. Die Diebe erschracken und schrien: „Gott straft uns!" Sie flohen, liessen aber das Geld zurück. Brimboriau raffte es zusammen und sprach zu seiner Frau: „Wir haben nicht mehr nötig, Finette zu suchen, denn wir haben nun genug, um sie ersetzen zu können." (Lorraine.)

---

68. Der Schuster und die Diebe.

Ein armer Schuster hausierte von Ort zu Ort und rief: „Wer hat Schuhe zum ausbessern!" Seine Lage erschien ihm als eine sehr traurige und beständig schimpfte er über die Reichen. „Ihnen geht es zu gut und mir zu schlecht", rief er oft aus.

Eines Tages empfand er, als er bei einer Höckerin vorbei kam, Lust auf ein Stück Topfen. — „Wieviel kostet dieser Topfen-Käse?" — „Vier Sous." — „Da sind sie." Er steckte den Topfen in seine Tasche und zog weiter. Einige Zeit nachher begegnete er einem Krämer. — „Wieviel kostet dieser Wollknäuel?" — „So und soviel." — Er kaufte ihn und setzte pfeifend seinen Weg fort.

Inmitten eines Waldes stiess er auf ein schönes Schloss, in das er beherzt eintrat. Dieses Schloss bewohnten Diebe. — „Kameraden," rief der Schuster, „wollt ihr mit mir etwas spielen, das euch gefällt?" — „Sehr gerne," entgegnete der Anführer, „schleudern wir einen Stein in die Luft. Wenn du höher wirfst als ich, so gehört ein Viertel des Schlosses dir."

Der Dieb warf seinen Stein überaus hoch. Der Schuster hatte einen kleinen Vogel in der Hand, diesen schleuderte er mit aller Kraft in die Luft. Der Vogel erhob sich und verschwand. Die Diebe waren sehr überrascht, den Stein nicht mehr herabfallen zu sehen. „Du hast gewonnen," sprach der Anführer zum Schuster, „ein Viertel des Schlosses ist dein. Versuchen wir nun, wer die meiste Milch aus dieser Eiche drückt; gewinnst du, so gehört dir ein weiteres Viertel des Schlosses."

Digitized by Google

Der Dieb umfasste die Eiche so stark, dass Milch heraus kam. Der Schuster hatte sich den Topfenkäse vorne befestigt, drückte nun seinerseits die Eiche und man sah Milch im Überfluss hervorquellen. „Du hast gewonnen", sprach der Dieb, „setzen wir nun die eine Hälfte des Schlosses gegen die andere und versuchen wir, wer das grösste Bündel tragen wird."

Der Dieb stieg auf eine Eiche, schnitt eine grosse Anzahl Zweige ab und machte sich ein ungeheures Bündel daraus. Der Schuster kletterte auf den Nachbarbaum und begann den Gipfel des Baumes mit seinem Wollknäuel zu umwickeln. — „Was machst du denn?" frugen ihn die andern. — „Ich mache mir aus der ganzen Eiche ein Bündel." — „Halt," rief der Anführer der Diebe, „du brauchst dich nicht weiter zu bemühen, denn du hast gewonnen."

Sie kehrten zusammen ins Schloss zurück und man führte den Schuster in das Zimmer, in dem er übernachten sollte. Als er um sich blickte, sah er eine grosse Anzahl Kleider aller Art an der Wand hängen. — „Hm," rief er, „die Bewohner dieses Schlosses sind Diebe und man kann ihnen nicht trauen." — Er nahm eine mit Blut gefüllte Blase, legte sie ins Bett und verbarg sich selbst unter dem Bett. Inmitten der Nacht traten drei der Diebe ins Zimmer, näherten sich leise dem Bett und einer führte einen Stich mit dem Messer gegen das Bett. „Das Blut fliesst schon," rief er. Der Zweite tat das gleiche. „Ach," rief der Dritte, „vielleicht lebt er noch, ich bringe die Sache zum Abschluss." Nun stach auch er darauf los. Als das geschehen war, zogen sich die drei Diebe zurück.

Am folgenden Morgen sassen die Diebe in einem Saale des Schlosses beisammen, als der Schuster eintrat. „Was," schrien sie, „du lebst noch?" — „Wie ihr seht," entgegnete der Schuster. — „Höre uns an," sprachen sie, „lasse uns das Schloss und wir geben dir einen Sack Gold dafür." Der Schuster war damit einverstanden und zog fröhlich seines Weges. Während er jedoch den Wald durchschritt, fielen andere Diebe über ihn her und plünderten ihn aus. — „Ach," rief er, „wie dumm war ich, die Reichen zu beneiden, die doch immer in der Furcht leben müssen. Ich, ich bin glücklicher als sie."

In seine Gegend zurückgekehrt, fand er ein hübsches, junges Mädchen, das ihm gefiel. Er heiratete es und lebte glücklich. (Lorraine.)

Digitized by Google

69. Die Schafsleber.

Einst kehrte ein Soldat aus dem Krieg zurück. Am Wege begegnete er einen Mann, der ihm vorschlug, mit ihm zu ziehen. Der Soldat willigte ein. Die zwei Gefährten kamen an einer Schafherde vorbei. „Halt," rief der Mann dem Soldaten zu, „hier hast du dreihundert Franken, kaufe ein Schaf dafür. Wir werden dann eine Mahlzeit daraus bereiten."

Der Soldat nahm das Geld und ging zum Schäfer, den er frug, ob er ihm ein Schaf verkaufen wolle. „Das geht nicht," entgegnete dieser, „denn die Herde gehört nicht mir." — „Ich gebe dir aber hundert Franken für ein Schaf." Schliesslich wurden sie handelseins und der Soldat kam mit dem Tier zurück.

„Nun," sprach sein Gefährte, „bereiten wir uns eine Mahlzeit daraus. Hole Wasser." Er gab ihm ein Gefäss ohne Boden. Der Soldat ging zur nächsten Quelle, aber es gelang ihm nicht, Wasser zu schöpfen. Der Herr musste selbst welches holen.

Unterdessen briet der Soldat das Schaf und während er den Spiess drehte, nahm er die Leber heraus und verzehrte sie. Als der Mann zurückkam, frug er, was es mit der Leber sei. — „Das Schaf hat keine gehabt," entgegnete der Soldat. — „Ein Schaf ohne Leber habe ich noch nie gesehen." — „Ich schon." — „Wieviel hat das Schaf gekostet?" — Dreihundert Franken." — „Du hast dir einen Teil des Geldes behalten, denn sonst hättest du im Gefäss ohne Boden Wasser herbringen können. Für dieses Mal soll es dir hingehen."

Sie setzten ihren Weg fort und kehrten bei einer Frau ein, die etwa achtzig Jahre zählte und sehr reich war. Sie versprach dem die Hälfte ihres Vermögens, der sie wieder fünfzehn Jahre alt machen könne. Der Mann bot sich an, sie zu verjüngen. Er tötete sie, verbrannte ihren Körper, gab die Asche in ein Leintuch und ging einmal um den Brunnen herum. Sofort stand die alte Frau wieder auf den Beinen, strotzend von Leben und Gesundheit und jung wie mit fünfzehn Jahren. Sie zahlte gerne den Preis für ihre Verjüngung. Einige Zeit nachher erwies der Mann einer anderen alten Frau denselben Dienst und erhielt dieselbe Belohnung.

Dieser Mann war nämlich der liebe Gott, der die Gestalt eines Wanderers angenommen hatte. Er teilte das Geld in

drei Teile und sprach zum Soldaten: „Hast du die Schafsleber gegessen?“ — „Nein.“ — „Der aber die Leber gegessen hat, erhält zwei Teile des Geldes.“ — „Wenn die Sache so steht, dann kann ich es ja sagen, dass ich sie gegessen habe.“ — „Nimm alles, aber merke dir, du wirst mich noch brauchen.“ Damit verschwand der Herrgott.

Der Soldat setzte seinen Weg fort und hatte das Glück, noch eine alte Frau zu treffen, die sich verjüngen lassen wollte. Er versuchte es und tat alles das, was er beim Herrgott gesehen hatte. Er tötete die Frau, verbrannte ihren Körper, gab die Asche in ein Leintuch und ging einmal um den Brunnen herum. Aber es half nichts. Sechsmal ging er um den Brunnen herum, aber es half noch immer nichts. Die Behörde kam und wollte ihn gefänglich einziehen, da kam zum Glück unser Herrgott und zog ihn dadurch aus der Geschichte, dass er die Alte belebte. Der Soldat dankte ihm und versprach, in Zukunft nicht mehr die Leute verjüngen zu wollen. (Lorraine.)

---

70. Der Hase des hl. Petrus.

Unser Herrgott erging sich eines Tages mit dem hl. Petrus in der Nähe von Amiens. Plötzlich kam ein grosser Hase daher, der unsern Herrgott beinahe umgeworfen hätte. — „Welch grosser Hase!“ schrie er. — „Gross, das ist wahr, aber ich habe letztes Jahr noch einen viel grösseren gesehen,“ rief Petrus. — „Wie gross war er denn?“ — „Wie ein Pferd.“

Unser Herrgott lächelte und sprach weiter nichts. Einige Zeit nachher aber rief er Petrus zu: „Wir kommen nun zur Brücke, die über die Somme führt und es heisst, dass alle Lügner in diesem Flusse ertrinken.“ — Der hl. Petrus schüttelte den Kopf und entgegnete nach einiger Zeit: „Herr, ich habe nachgedacht. Mein Hase hatte doch nur die Grösse eines Kalbes.“

Der Herrgott schwieg. Als man aber bald nachher zu einem Fluss kam, glaubte Petrus, es sei die Somme und sprach: „Er war doch nur so gross wie ein Schaf.“ — Als man über dem Fluss war, rief der Herrgott: „Nun kommt die Somme.“ — „Ich habe nachgedacht und gefunden, dass mein Hase nur etwas grösser war als der, den wir sahen.“ —

Digitized by Google

„Ich sage dir nun, dass die Somme keine anderen Eigenschaften besitzt als irgend ein anderer Fluss."

(Picardie.)

---

71. Wie Hänschen Jacqueline heiratete.

Hänschen liebte Jacqueline, die Tochter eines Bauern im Nachbarort. Ihr glaubt wohl, dass er glücklich war, nicht wahr? Aber er war es nicht, denn Jacqueline war reich und er arm.

Eines Tages jedoch fasste er Mut, zog seine besten Kleider an und begab sich zur Wohnstätte seiner Schönen, um von ihrem Vater ihre Hand zu erbitten. Wie es jedoch zu erwarten war, bei ruhigem Nachdenken wäre er selbst darauf gekommen, wurde er jedoch abgewiesen und der Bauer warf ihn im Handumdrehen die Treppe hinab.

Die Verzweiflung des Armen kann man sich vorstellen. Er war auch zu beklagen, denn es ist doch nicht unterhaltlich von dem Vater des Mädchens, das man liebt und deren Finger mehr wert ist als ihr ganzer Vater, hinausgeworfen zu werden. Was werden die jungen Leute des Ortes zu dieser lächerlichen Abweisung sagen? Was werden die Mädchen, die ja alle auf Jacqueline eifersüchtig sind, reden? Gewiss ist nur das, dass er sich in Zukunft auf keinem Fest und bei keinem Tanz mehr sehen lassen kann. Solche und ähnliche Gedanken schossen Hänschen durch den Kopf, als er traurig nach Hause ging.

Bald konnte er nicht mehr an sich halten und plärrte (weinte) wie ein Kalb, sodass ein Schäfer, der wenigstens zweihundert Meter von ihm weg in seiner kleinen Hütte schnarchte, erwachte und aufsprang, um zu sehen, was es denn gebe. Er sah Hänschen. „Das ist Hänschen, was ist ihm denn zugestossen? So traurig sah ich ihn noch nie! Er ist ein guter Junge, ich werde ihn zu trösten versuchen. Vielleicht kann ich ihm nützlich sein."

Der Schäfer näherte sich Hänschen und schlug ihm auf die Achsel: „Warum weinst du so?" — Erneuerter Tränenausbruch. — „Höre doch auf. Warum weinst du denn?" — „Ich bat den Bauer Thomas um die Hand seiner Tochter, aber unglücklicherweise . . ." — „Hat man sie dir verweigert, nicht wahr? Das sehe ich an deiner Niedergeschlagenheit."

— „Ja.“ — „Deswegen brauchst du nicht so untröstlich zu sein. Fasse Mut. Hier ist was, womit du den Widerstand deines zukünftigen Schwiegervaters überwinden kannst. Nimm dieses kleine Paket roten Pulvers und tue, was ich dir sage.“

Der Schäfer gab Hänschen einen kleinen Sack Pulver und Ratschläge. Hänschen kehrte wieder um, stopfte sich seine Pfeife und trat bei Thomas ein. Es war nur Jacqueline allein in der Küche anwesend. — „Ich will meine Pfeife anzünden. Du erlaubst es doch, Jacqueline?“ — „Warum soll ich es nicht erlauben? Was gedenkst du wegen unserer Verheiratung zu unternehmen?“ — „Warte nur, in kurzer Zeit werden deine Leute ihre Einwilligung geben.“ — „Wieso?“ — „Warte nur. Du wirst es später schon erfahren. Meine Pfeife zünde ich noch an, dann gehe ich wieder.“

Hänschen näherte sich dem Kamin, entzündete seine Pfeife, warf etwas Pulver ins Feuer und verliess Jacqueline. Diese ging auf kurze Zeit in den Garten hinaus; als sie zurückkehrte, war das Feuer beinahe erloschen. Sie wollte es wieder entflammen und blies auf die Kohlen, aber wie sie zu blasen begann, konnte sie nicht mehr aufhören. Ganz erstaunt suchte sie ihre Mutter auf. — „Mutter, Mutter, ft, ft, ich weiss nicht, ft, ft, was ich habe, ft, ft, aber, ft, seit ganz kurzer Zeit, ft, ft, kann ich nichts anders tun, als ft, ft, ft machen, ft, ft!“ Die erstaunte Bäuerin liess sich, so gut es ging, erzählen, was ihrer Tochter zugestossen war. — „Das ist sicher nicht das Feuer, das dein ft, ft verursacht hat, sondern etwas anders. Du wirst gleich sehen, dass mir das, wenn ich ins Feuer blase, nicht zustösst.“

Die Mutter ging zum Kamin und als sie sprechen wollte, bemerkte sie, dass sie ebenso wie ihre Tochter ft, ft machte. Man kann sich vorstellen, wie erschreckt die Frau war. Da sie es aber nicht wagte, ihrem Mann, der vom Feld zurückkehrte, ihr Missgeschick anzuvertrauen, so machte sie ihm ein Zeichen, das Feuer anzufachen. Ihm erging es aber nun ebenso wie seiner Frau und seiner Tochter und niemand konnte bald mehr ohne das ft, ft sprechen, das nicht wegzubringen war.

„Ich glaube, ft, ft,“ sprach Thomas, „dass, ft, ft, der Teufel, ft, ft, in unseren Herd kam, ft, ft, um darin seine Wohnung, ft, ft, aufzuschlagen Ich gehe ft, ft, zum Pfarrer, ft, ft und werde ihn bitten, ft, ft, den Teufel von hier ft, ft, zu verjagen.“ Atemlos vom vielen Sprechen stiess der Bauer fünfzehn oder zwanzig ft aus.

Digitized by Google

Er ging zum Pfarrer, der nicht sehr erfreut war, den Teufel aus dem Kamin, worin er sich eingenistet hatte, auszutreiben. So kam er denn fluchend mit einem Ministranten, der Weihwedel und Weihwasser trug, herbei. Nachdem er einen tüchtigen Schluck Cider zu sich genommen hatte, machte er sich daran, den Teufel zu beschwören. Alles ging gut bis zu dem Moment, wo der Pfarrer in den Kamin hineinblies, um dem Teufel zu befehlen, sich zurückzuziehen. Da tat das Pulver seine Wirkung: „Do . . . ft, ft, ft, minus, ft, ft, ft, . . . us, us, ft, ft, vobis . . ., ft, ft, ft, vobis . . . vobiscum . . ft, ft . . .“ — „Et cum, ft, ft, spiritu, ft, ft, ft, ft, spiritu, ft, tuo, ft, ft, ft!“ riefen Thomas, seine Frau und Jacqueline.

Da der Pfarrer sah, dass er nicht imstande sei, den Zauber zu brechen, so ging er weg, nachdem er sich vorher noch mit Cider tüchtig stärkte, damit das verdammte ft, ft aufhöre. Er ging aus dem Orte hinaus und begegnete dem Schäfer. — „Guten Tag, Herr Pfarrer; ihr scheint heute, wenn ich mich nicht irre, betrübt zu sein.“ — „Sprich nicht davon, ft, ft, ft, ft . . . seit einer Stunde, ft, ft, ft, bin ich in den Klauen des Teufels, der, ft, ft, ft, ft, der mich unaufhörlich ft, ft, ft machen lässt.“ — „Herr Pfarrer, es gibt ein Mittel, euch zu heilen. Ich kenne den Grund des Übels und weiss, dass der Bauer Thomas, seine Frau und seine Tochter Jacqueline am selben Übel leiden. Ich bin mit Hilfe des Hänschen, der ja aus euerem Ort ist, imstande, euch davon zu befreien und ebenso die Familie des Bauern Thomas.“ — „Was muss ich machen? ft, ft, ft. Ich bin zu allem bereit, ft, ft, mein Leben, ft, ft, ft, ft, ist nutzlos, denn, ft, ft, ft, es ist mir ja unmöglich, ft, ft, ft, nur das geringste zu predigen.“ — „Wir verlangen wenig von euch. Sobald Hänschen Jacqueline heiraten darf, so seid ihr geheilt.“ — „Wenn es sonst, ft, ft, ft, nichts ist, ft, ft; ich gehe gleich zu Thomas, ft, ft und werde ihn dazu bestimmen, ft, ft.“

Der Pfarrer tat so und brachte Thomas dahin, dass er dem Hänschen seine Tochter zur Frau gebe. Sogleich hörte der Zauber auf und acht Tage hernach heiratete Hänschen die Jacqueline und der Pfarrer und der Schäfer waren bei der Hochzeit anwesend. (Picardie.)

72. Der Holzhauer und der verbrühte Wolf.

An einem Winterabend bereiteten Katharina und ihr Mann, der Holzfäller war, ihre Sauerampfersuppe. Er steckte Holz in den Ofen, blies, schürte, schalt seine Frau aus und warf von Zeit zu Zeit einen lüsternen Blick auf den grossen Topf mit der Sauerampfersuppe. Das Holz wollte jedoch nicht brennen, bald war das Zimmer von Rauch erfüllt und man musste die Türe öffnen, um ihn abziehen zu lassen. Ein grosser Wolf, der herumstreifte und sich etwas zu fressen suchte, sah die offene Türe und vom Geruch der Suppe angelockt, schlich er sich leise ins Haus und setzte sich in einem Winkel des Kamins auf seine Hinterbeine.

Der Holzhauer, damit beschäftigt, seine Frau auszuschelten und den Topf zum Sieden zu bringen, hatte den Eindringling nicht bemerkt, da er ihm den Rücken zukehrte. Auch Katharina ersah den Wolf nicht, denn ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die Suppe gerichtet, die sie fleissig umrührte, damit sie nicht anbrenne. Der Wolf sass auf seinen Hinterbeinen, die Vorderfüsse hielt er ruhig und den Kopf zurückgebeugt, um den würzigen Suppengeruch einzuatmen, liess jedoch den Kochtopf nicht aus den Augen.

„Ist die Suppe schon fertig?“ frug der Mann. — „Bald, ich weiss aber nicht, ob sie genug gesalzen ist.“ — „Ich werde es dir gleich sagen,“ erwiderte der Mann, der von der Aussicht, die gute Suppe schon im voraus kosten zu können, ganz entzückt war. Er fuhr mit seinem Löffel in die Suppe, kam aber zu tief hinein und verbrannte sich den Finger. — „Au,“ schrie er, liess den Löffel los und zog die Hand zurück. — „Hm,“ machte der Wolf und streckte die Schnauze aus, um den Finger des Holzhauers zu packen. — „Jesus, Maria und Josef!“ schrie die Frau, da sie jetzt den Wolf erblickte. Eine tiefe Stille trat ein. — „Was anfangen?“ dachte der Holzhauer. — „Was tun?“ dachte Katharina. — „Wen werde ich fressen? Die Frau, den Mann oder die Sauerampfersuppe?“ dachte sich der Wolf.

Alle drei waren überrascht und erstaunt. Der Wolf war in der Zwickmühle, abwechselnd sah er auf Katharina, auf deren Mann und auf den Suppentopf, ohne sich jedoch klar werden zu können. — Plötzlich kam dem Holzfäller ein prächtiger Einfall. „Katharina,“ rief er, „schütte ihm einen Schöpflöffel voll Suppe auf den Kopf.“ — Katharina liess sich

das nicht zweimal sagen. Sie füllte zwar aus Furcht, zuviel der köstlichen Suppe zu verschütten, den Schöpflöffel nicht voll an, aber das genügte, um den Wolf zu blenden, der nun eiligst davonrannte, Katharina und ihren Mann, die so billig davonkamen, frohgemut zurücklassend.

Etwa ein Jahr nachher fällte der Holzhauer einen Baum im Walde. Da sah er einen alten Wolf mit mindestens fünfzehn anderen Wölfen auf sich zukommen. Der alte Wolf war am Kopf der Haare beraubt.

„Ich bin verloren," dachte sich der Holzhauer. „Das ist der Wolf, den meine Frau voriges Jahr um diese Zeit verbrüht hat. Ich kann meine Sünden bereuen; ich werde Katharina nicht mehr sehen, ich werde aber dennoch versuchen, diesen Baum zu erklettern. Komme ich hinauf, so bin ich in Sicherheit und kann den Morgen abwarten."

Es gelang ihm auch den Gipfel zu erreichen. Unterdessen waren die Wölfe zum Baum gekommen und begannen, als sie sahen, dass ihnen ihre Beute entwischte, furchtbar zu heulen. Sie legten sich am Fusse des Baumes nieder und warteten. Es verging eine, dann zwei, drei, vier und fünf Stunden, die Wölfe waren noch immer da und der Holzhauer sass noch immer im Gipfel des Baumes, wohl durch die unangenehme Lage, in der er sich befand, etwas verstimmt, aber wenigstens für den Augenblick nicht beunruhigt.

Schliesslich hielt es der alte Wolf, das Haupt des Rudels, nicht mehr aus, erhob sachte seinen kahlen Kopf, machte ein Zeichen mit der Pfote, was ihm alle nachmachten, begann zu knurren und zu heulen. In allen Tonarten stimmten die anderen ein. Das war ein Gespräch nach Art der Wölfe.

Zum grossen Schrecken des Mannes näherte sich der alte Wolf dem Baum, stellte sich auf den Hinterfüssen auf, stützte die vorderen gegen den Baum, machte ein Zeichen mit dem Schwanz, worauf sofort ein grosser Wolf, einer der stärksten des Rudels, auf seine Achseln sprang, worauf ein dritter, ein vierter folgte, sodass schliesslich der letzte beinahe in der Höhe des Holzhauers war.

Nun schien dem Mann die Lage sehr kritisch. Da erinnerte er sich der Sauerampfersuppe und des Streiches, der dem alten Wolf voriges Jahr gespielt wurde. Er schrie, so laut er nur konnte: „Katharina, schütte ihm einen Schöpflöffel Suppe auf den Kopf!"

Digitized by Google

Der alte Wolf erschrack und floh rasch davon. Seine Gefährten fielen zur Erde nnd suchten ebenfalls, zwar mit zerschlagenen Beinen und zerbrochenen Rippen, das Weite. Der Holzhauer aber konnte gesund und wohlbehalten heimkehren.

(Picardie.)

---

73. Der schlaue Fuchs.

Ein schlauer Landmann wollte sich eines Tages als Diener in einem Schloss verdingen. Er erklärte dem Pförtner, was er wolle und bat, dem Herrn vorgestellt zu werden. Der Pförtner versprach, es zu tun, nur frug er ihn vorher um seinen Namen. — „Warum wollt ihr meinen Namen wissen?“ — „Weil ich alle Leute des Schlosses kennen muss“ — „Ihr werdet mich doch auch so wiedererkennen.“ — „Ich sage nochmals, ich muss wissen, wie du heisst.“ — „Ich hätte euch meinen Namen schon gesagt, aber er . . . . ist so lächerlich. Aber da ihr ihn wissen wollt, so sage ich ihn schon. Ich nenne mich Ich selbst.“

Der Pförtner stellte den Ankömmling dem Herrn des Schlosses vor. — „Was willst du?“ frug ihn dieser. — „Als Kammerdiener in eure Dienste treten.“ — „Gut, das kann sein. Du erhältst zwanzig Taler im Jahr und die Kleidung. Doch wie ist dein Name?“ — „Ich traue mich nicht, ihn zu sagen, denn er ist so drollig.“ — „Das verschlägt nichts.“ — „Ich nenne mich: Halte mich hinten.“

Der Schlossherr schickte seinen neuen Knecht zu seiner Frau und Tochter, damit er deren Befehle entgegennehme. — „Wie heisst du?“ frug ihn die Frau. — „Gnädige Frau, mein Name ist hässlich, denn ich heisse Mond.“ — Das junge Mädchen stellte ihm dieselbe Frage und er entgegnete ihr, dass er Sauce heisse. — Als er auf die Dienerin stiess und diese ebenfalls seinen Namen wissen wollte, so nannte er sich ihr gegenüber Katze.

Am Abend erhielt er den Befehl, bei der Tafel aufzutragen. Eine der Schüsseln enthielt eine Sauce, von der das junge Mädchen, trotz der Abmahnungen der Eltern, einige Male verlangte. Nach dem Essen legten sich der Herr, die Frau und deren Tochter nieder. Der Diener hatte infolge des Geruches der seinen Herrnleuten aufgetragenen Speisen Hunger bekommen und wollte sich nun gütlich tun. Er setzte

Digitized by Google

sich in die Küche zur Dienerin und hoffte, dass sich dieselbe bald zurückziehen würde, damit er eine Schöpsenkeule oder ein Huhn verzehren könnte. Aber die Dienerin ahnte sein Vorhaben und da sie ihn ans Schlafengehen erinnerte, er aber nichts dergleichen tat, so ging sie ins Zimmer ihres Herrn und weckte diesen. — „Was gibt es denn?“ — „Die Katze will in der Kaminecke bleiben.“ — „Dumme Gans, lass sie dort,“ sprach der Herr, der an eine gewöhnliche Katze dachte. — Die Dienerin legte sich nieder und der Kammerdiener ass nun trefflich.

„Zum Nachtisch würden einige Kirschen nicht übel schmecken,“ sagte er sich und kletterte auf einen Kirschbaum, der vorm Schlafzimmer des Herrn stand. Die Frau war noch nicht eingeschlafen. Als sie den Diener am Baum sah, weckte sie ihren Gemahl. — „Zum Teufel, was gibt's denn?“ — „Der Mond ist auf dem Kirschenbaum.“ — „Das ist schön! Lasse mich schlafen.“ — Und der Herr schlief wieder ein.

Der Diener war noch nicht befriedigt. Er stieg leise ins Zimmer des jungen Mädchens und legte sich an ihre Seite. — „Mutter, Mutter!“ — „Was gibt es, liebes Kind?“ — „Die Sauce plagt mich!“ — „Was soll ich tun? Ich habe es dir ja vorhergesagt. Das soll dir eine Lehre sein.“ — Die Frau schlief wieder ein.

Früh am Morgen kleidete sich der Diener an und stieg leise die Treppen hinab, um zu entfliehen. Doch das junge Mädchen benachrichtigte ihren Vater und dieser machte sich an die Verfolgung. Der Diener lief eilends über den Hof und der Herr schrie: „Haltet Haltet mich hinten, Haltet mich hinten!“ — Die andern Diener ergriffen den Herrn bei den Kleidern, da sie glaubten, er befehle ihnen, ihn rückwärts zu halten. Darüber wurde er noch wütender.

Der Pförtner wollte den Flüchtling fassen, aber dieser warf ihn in eine Grube und flüchtete in den Wald. Als der Schlossherr zur Grube kam, frug er: „Wer hat dir das getan?“ — „Ich selbst! Ich selbst!“ — „Dann hast du dich nicht zu beklagen.“ — Unterdessen war der Kammerdiener verschwunden und der Herr hörte nie mehr etwas von ihm.

(Picardie.)

Digitized by Google

74. Warum die Frau die Hauswirtschaft führt.

In der guten, alten Zeit und die ist schon lange verschwunden, war der Mann nicht mehr als die Frau. Sie besorgten abwechselnd die Haushaltungsgeschäfte und die Männer beklagten sich darüber nicht, denn damals war es eben so der Brauch.

Zu der Zeit lebte in Warloy ein Schuhmacher, namens Johann, der die Flasche mehr liebte als den Knieriemen. Er verbrachte den grössten Teil seiner Zeit in den Gasthäusern des Ortes und seine Frau sah ihn nur für Augenblicke. Eines Tages, als es an ihm war, den Haushalt zu führen, vergass er ganz auf seine Arbeit, denn er trank im nahen Wirtshaus mit guten Freunden einige Schoppen Bier. Seine Frau suchte ihn dort auf, warf ihm seine Faulheit und sein Betragen vor und geriet schliesslich mit ihm in Streit.

„Da du so bist," rief Marianne, „so werde ich von heute ab kein Wort mehr sprechen." — „Du wirst nichts mehr reden? Ich nehme dich beim Wort. Du langweilst mich immer mit der Hauswirtschaft und so schlage ich vor, dass derjenige von uns beiden, der zuerst spricht, die Hauswirtschaft zu führen, das Geschirr auszuspülen, das Haus zu kehren, die Suppe zu bereiten, das Linnen zu bleichen und schliesslich alle jene Arbeiten auszuführen hat, die jetzt abwechselnd erledigt werden." — „Ich bin einverstanden, du Trunkenbold," entgegnete die Frau und ging weg.

Vierzehn Tage hindurch wechselten die beiden kein Wort miteinander. Marianne würde gerne auf ihren Mann, den sie trotz verschiedener, kleiner häuslicher Verdriesslichkeiten sehr liebte, etwas gesprochen haben, wenn nicht die daranhängende Führung der Hauswirtschaft sie zurückgehalten hätte.

Nach vierzehn Tagen kam ein Reisender durch Warloy und benötigte ein Paar Stiefel. Er erfrug die Wohnung des Schusters und kam dorthin. Da die Haustüre offen war, trat er ein, ging geradewegs auf Johann zu, nahm den Hut ab und grüsste: „Guten Tag, lieber Schumacher!" Johann erwiderte nichts, sondern begann die Melodie von „Beim Mondschein, mein lieber Peter" zu pfeifen.

„Das ist ein unhöflicher Mann", dachte sich der Reisende, „aber was verschlägt es." Zu Johann gewendet, sprach er: „Ich brauche bis morgen ein Paar Schuhe. Wieviel werden sie kosten?"

Digitized by Google

— Pst . . . Beim Mondschein,
Mein lieber Peter,
Leih mir die Feder,
Zu schreiben dir . . .

pfiff Johann. — „Hört ihr denn nicht?“ — Der Schuster pfiff weiter. — „Der Mann ist närrisch,“ dachte sich der Reisende. „Vielleicht bringe ich aus der Frau Meisterin etwas heraus.“

Er wendete sich zur Frau, die beim Spinnrad sass, spann und dazu sang:

Siebt den Raps,
Denn die schöne
Zeit, sie kommt.

„Liebe Frau, was hat denn euer Mann? Ich will mit ihm sprechen und er pfeift sich wie ein grosser Einfaltspinsel eins und gibt mir gar keine Antwort.“ — Marianne verbeugte sich, begann aber wieder zu spinnen und zu singen:

Siebt den Raps,
Denn die schöne
Zeit, sie kommt.

„Aber, Frau . . . .“ —

Wenn's auch regnet, windet, donnert,
Bleiben wir doch, wo wir sind.
Siebt den Raps,
Denn die schöne
Zeit, sie kommt.

— „Ja, bin ich denn bei Narren! Antwortet doch, Frau!“ rief ungeduldig der Reisende.

Siebt den Raps . . . .

begann die Frau statt jeder Antwort.

„Wartet nur, ich werde euch den Raps gleich sieben, wenn ihr glaubt, dass ihr mich ausspotten könnt!“ Er nahm seinen Stock und schlug auf die Frau los, während Johann fröhlich pfiff:

Siebt den Raps,
Denn die schöne
Zeit, sie kommt.
Wenn's auch regnet, windet, donnert,
Bleiben wir doch, wo wir sind.

Digitized by Google

Das erbitterte Marianne und die Abmachung vergessend, schrie sie heraus: „Der Elende! Kommst du mir denn nicht zu Hilfe!“ — „Frau, von heute ab wirst du das Hauswesen führen, das Geschirr abspülen, das Haus kehren, Suppe und Brei zubereiten, das Linnen bleichen, den Topf aufs Feuer setzen und alles das tun, was bisher von uns beiden ausgeführt wurde.“

Marianne musste es tun. Johann aber erzählte die Sache den Nachbarn und jeder überliess nun die Führung des Hauswesens seiner Frau. Die Neuerung war gut und blieb bis heute bestehen. Aber eines Nachts . . . . Soeben krähte der Hahn, der Tag bricht an und meine Erzählung ist zu Ende.

(Picardie.)

---

75. Gribouille.

Schon in seiner Jugend zeigte sich Gribouille in seiner wahren Gestalt. Eines Tages häufte er alle Tische, Bänke und Stühle, die ihm zugänglich waren, aufeinander, um den Mond zu fangen, der beim Fenster hereinsah.

* * *

Eines Tages befahl ihm seine Mutter, die Kuh auf die Weide zu führen. — „Was wird sie denn dort tun?“ frug er. — „Grasbüschel fressen.“ — Er ging mit der Kuh fort. Als er zur Kirche kam, bemerkte er ein schönes Grasbüschel am Dache des Turmes. — „Da brauche ich doch nicht ins Feld hinaus, denn hier hat meine Kuh, was sie braucht. Ich brauche sie nur auf den Turm zu bringen.“

Er kehrte nach Hause zurück. Seine Mutter war fort. Er nahm einen langen und starken Strick mit, legte ihn der Kuh um den Hals, stieg auf den Turm, schlang den Strick um die Turmspitze und warf ihn dann herab. Er selbst stieg ebenfalls herab und begann die Kuh, so gut er konnte, aufzuziehen. Das arme Tier brüllte dumpf, er achtete jedoch nicht darauf, befestigte den Strick und lief zu seiner Mutter, die bei einer Nachbarin war, um ihr seinen grossartigen Einfall zu erzählen.

Die Frau beeilte sich, die Kuh abzuschneiden, doch sie war schon tot. Gribouille erhielt nun seine Prügel.

* * *

Digitized by Google

Eines Abends kehrte er vom Johannesmarkt zu Amiens zurück und als er nach Vadencourt längs der Hallue ging, überraschte ihn ein leichter Regen. Er hatte seine Sonntagskleider an und fürchtete, dass sie verderben würden.

„Wenn ich mich anregnen lasse", sagte er sich, „so komme ich durchnässt nach Hause, meine Mutter wird dann schimpfen und mich vielleicht sogar prügeln. Auch ist mein hübscher Rock verdorben. Am besten ist es, ich springe in den Fluss, denn im Wasser regnet es mir sicher nicht auf meine Kleider."

Er stürzte sich ins Wasser. Wenn nicht gerade der Müller aus Vadencourt vorübergekommen wäre, so wäre Gribouille ertrunken. Der Müller sprang ihm jedoch nach und rettete ihn.

* * *

Eines Tages begegnete er einem Geflügelhändler und frug ihn, was er denn mit den Federn der abgestochenen Hühner, die er in die Stadt bringe, mache. Der Händler kannte Gribouille und antwortete ihm ernsthaft:

„Was soll ich denn damit machen? Ich verkaufe sie wieder teuer, denn sie werden in die Gärten gepflanzt, weisst du denn nicht, dass aus einer wohlgepflegten Feder nach sechs Monaten ein fettes, vierpfündiges Huhn wird?" — „Ist das wahr? Dann verkaufe mir um hundert Franken Federn und zwar von den schönsten."

Der Händler lächelte stillvergnügt, führte Gribouille in sein Haus und wählte ihm hundert schöne Hahnfedern aus, für die er hundert Franken erhielt. Gribouille hatte nichts eiligeres zu tun, als die Federn in seinem Garten auszupflanzen, wobei er jede mit einem kleinen Erdhügel umgab. Er wartete auf den Erfolg. Nach acht Tagen ging er in den Garten nachsehen. Es hatte geregnet, die Erde hatte sich gesenkt und die Federn guckten daher aus dem Boden stärker heraus.

Gribouille holte fröhlich alle Ortsbewohner herbei, damit sie sein Hühnerfeld besichtigen.

* * *

Der Geflügelhändler kam nach einem Monat wieder in den Ort, suchte Gribouille auf und fand ihn ganz betrübt. — „Was gibt es neues? Wachsen deine Hühner fleissig?" —

Digitized by Google

„Ach, sprich nicht davon. Mir ist ein grosses Unglück zugestossen. Der Wind hat sie mir davon getragen.“ — „Pflanze keine Hühner mehr, armer Gribouille, denn der Wind trägt sie dir weg. Pflanze Pöcklinge, das ist sicherer, denn in einigen Monaten hast du hundertmal soviel, als du ausgesät hast. Glaube mir. Ich habe einen Korb voll Pöcklinge zu Hause, ich kann sie dir verkaufen.“ - „Um wieviel?“ — „Um hundert Franken.“ — „Der Handel ist abgeschlossen.“

Der Geflügelhändler brachte die Pöcklinge. Gribouille setzte sie in ein Beet seines Gartens und war wieder der Angeschmierte. (Picardie.)

---

76. Der gedankenlose Peter.

Eines Tages schickte eine Frau ihren Sohn Peter zur Stadt, dass er eine Pinte Öl hole. Da die Flasche, die sie ihm mitgab, gross und der Junge etwas einfältig war, so schärfte ihm die Mutter ein, ja nicht mehr als eine Pinte zu bringen. Um das nicht zu vergessen, sprach er am Wege immer vor sich hin: „Nur eine Pinte! Nur eine Pinte!“

In einem Felde an der Strasse säte ein Mann Leinsamen. — „Nur eine Pinte! Nur eine Pinte!“ schrie Peter im vorbeigehen. — „Es wäre besser zu sagen: Tausend!“ — Peter liess sich das nicht zweimal sagen und wiederholte nun fortwährend: „Tausend! Tausend!“ — Er kam zu einer Schafhürde, wo soeben ein Wolf wütete und der Schäfer sich plagte, ihn zu verjagen. — „Tausend! Tausend!“ rief Peter im vorbeigehen. Der Schäfer, der glaubte, dass er von den Wölfen spreche, schrie ihm zu: „Der Teufel hole ihn!“ — Um es nicht zu vergessen, wiederholte Peter: „Der Teufel hole ihn!“

Im Nachbarort war ein Kärrner von seinem Wagen überfahren worden. Der Pfarrer gab ihm die letzte Ölung. Als Peter vorbeiging, glaubte er nichts besseres tun zu können, als zu schreien: „Der Teufel hole ihn! Der Teufel hole ihn!“ — „Mein Freund,“ sprach der Pfarrer, „du sollst sagen, Gott nehme ihn in seinen Schutz!“ — So sprach denn Peter während des Weges vor sich hin: „Gott nehme ihn in seinen Schutz! Gott nehme ihn in seinen Schutz!“ — Er wiederholte das auch vor Leuten, die soeben eine alte Hündin ins Wasser warfen. — „Das ist doch nur eine alte Hündin!“

Digitized by Google

riefen ihm die Leute zu. — „Das ist eine alte Hündin! Das ist eine alte Hündin!“ erwiderte Peter.

Das Unglück wollte es, dass er die Königin und deren Tochter, die eben im Begriffe war, sich mit einem jungen Mann, den König eines benachbarten Landes, zu vermählen, begegnete. — „Das ist eine alte Hündin!“ schrie Peter dem jungen Mädchen zu. — Dafür erhielt er Stockstreiche und wäre sicherlich nicht so leichten Kaufes davongekommen, wenn man nicht bemerkt hätte, dass er etwas einfältig sei. Man liess ihn laufen und befahl ihm, „das nimmt sich hübsch aus“ zu sagen.

„Das nimmt sich hübsch aus!“ rief Peter einem Schmied zu, der schon sieben Tage in sein Feuer blies, ohne es zum Entflammen zu bringen. — „Wart nur, du elender Kerl!“ schrie der Schmied. — Peter floh und zerbrach seine Flasche. Der Schmied brach sich den Fuss. (Picardie.)

---

77. Das dumme Hänschen.

Eine Frau, die bei Doullens wohnte, hatte einen Sohn, namens Johann oder besser Hänschen, den die Bewohner des Ortes nicht mit Unrecht das dumme Hänschen nannten. Eines Tages füllte sie einen Korb mit Butter, befahl ihrem Sohn, diese am Markt zu Doullens zu verkaufen und dafür ein Ferkel zu erstehen. „Da hast du noch eine Börse mit Geld, damit bestreite alles. Halte dich am Weg nicht auf!“ — Er nahm die Butter und die Börse und ging nach Doullens. Am Wege bemerkte er Risse. „Halt, hier sind Löcher im Boden. Stopfe ich sie nicht zu, so werden sie immer grösser und ich werde am Rückweg hineinfallen.“ Er schnitt ein Stück Butter ab und verstopfte damit einige Risse. Der grösste Teil der Butter wurde auf diese Art verbraucht.

„Es bleibt mir nur wenig über, es lohnt sich gar nicht, den Rest am Markt zu verkaufen. Wenn ich jemanden begegne, so werde ich ihm die Butter zum Kaufe anbieten.“ — Bald darauf kam er an einer Strassenkreuzung zu einer Kalvarienbergdarstellung. — „Da werde ich meinen Handel abwickeln“, sagte er sich. „Lieber Jesus, hier hast du ein Pfund Butter. Willst du mir vierzig Sous dafür geben?“ — Christus gab keine Antwort. — „Du antwortest nicht. Da es aber heisst, wer nichts sagt, der willigt ein, so lasse ich dir meine

Digitized by Google

Butter.“ — Er legte seine Butter hin und ging nach Doullens, um ein Schwein zu kaufen. Er zahlte, was man begehrte und führte dann das Tier an einem Strick, der am Hinterfuss des Schweins befestigt war, heim. Da das Schwein aber einmal nach links, einmal nach rechts ging, so wurde er müde.

„Du willst allein gehen! Gut, geh' allein! Unser Haus ist das dritte auf der rechten Seite und hat ein grosses, grünes Tor. Gute Reise, mein liebes Schwein!“ — Er liess das Tier, das sofort querfeldein rannte, los. Ruhig kam er nach Hause.

„Wo ist das Geld für die Butter? Wo ist das Schwein?“ — „Ach, sprich mir von der Butter nichts, liebe Mutter! Ich habe damit die Löcher am Weg verstopft. Was das Schwein anbelangt, so habe ich es vorausgeschickt und es sollte schon längst hier sein.“ — „Dummkopf! Änderst du dich denn gar nicht? Ich muss deine dummen Streiche bezahlen!“ — Sie nahm einen Stock und schlug ihn, der über einen solchen Empfang ganz erstaunt war, tüchtig.

* * *

Einige Zeit nachher wollte seine Mutter ins Nachbardorf gehen. Vorher empfahl sie ihm aber noch, die Kuh auf die Weide zu führen. Sobald sie weg war, zog er mit der Kuh ab. Da er aber am Dach grünes und saftiges Gras erspähte, so schnitt er der Kuh den Kopf ab und stellte ihn neben dem Gras auf.

Als die Mutter nach Hause kam, prügelte sie ihn dafür tüchtig durch. „Du richtest mich noch zugrunde! Deinethalben werde ich zur Bettlerin werden. Ach, Gott, wie unglücklich bin ich doch.“ — Die gute Frau begann zu weinen.

„Liebe Mutter, weine nicht! Ich werde trachten, mich zu bessern. Zunächst will ich die Haut unserer Kuh verkaufen.“ — „Es wird aber gleich Nacht sein.“ — „Das macht nichts. Übrigens ist heute Mondlicht, ich kann mich daher nicht verirren und die Diebe fürchte ich nicht.“

Er lud sich die Kuhhaut auf und ging nach Doullens. Die Nacht brach herein und Hänschen, der schon müde war, beschloss, auf einen Baum zu klettern und dort den Morgen zu erwarten. Als er sich auf einer grossen Eiche häuslich eingerichtet hatte, kamen Diebe, setzten sich am Fuss der Eiche nieder und wollten ihre Beute teilen. Sie konnten sich jedoch nicht einigen. — „Wenn ich euch betrüge,“ schrie

der Anführer, „so möge mich augenblicklich Gottes Zorn treffen!“

Das zitternde Hänschen hatte das gehört und liess sofort seine Kuhhaut auf die Diebe hinabfallen, die, unter Zurücklassung des Geldes, nach allen Seiten flohen. Als er glaubte, dass sie weit genug seien, stieg er vom Baum und füllte seine Kuhhaut mit dem Geld, dem Gold und den Schmucksachen der Diebe an. Dann schaffte er alles nach Hause.

Dieses Mal war seine Mutter mit ihm zufrieden. Sie waren nun die Reichsten des Ortes.

* * *

Eines Tages sprach Hänschen zur Mutter: „Da wir nun reiche Leute sind, so brauchen wir auch eine Dienerin. Ich gehe nach Doullens, um eine aufzunehmen.“ — „Liebes Kind, du hast recht. Führe mir eine Dienerin her.“

Hänschen nahm einen starken Strick mit. In der Stadt nahm er eine Magd auf und als er ausserhalb der Stadt war, band er ihr, trotz ihres Schreiens, einen Strick um den Hals und schleppte sie hinter sich her. „Das Schwein hat mir einen Streich gespielt, das soll mir heute nicht mehr zustossen.“ Als er nach Hause kam, war das Mädchen tot.

„Das Frauenzimmer ist ohne Beichte gestorben“, dachte er sich. „Ich werde den Pfarrer holen.“ — Er schleppte das Mädchen bis zur Kirchentüre und weckte dann den Pfarrer auf. — „Schnell, schnell, Herr Pfarrer, eine Frau stirbt in der Kirche und will noch beichten.“ — Der Priester lief mit ihm zur Kirche und da es stockfinster war, so rannte er an das tote Mädchen an und fiel mit ihr zur Erde. — „Ach, Gott, Herr Pfarrer, ihr habt sie getötet. Ich werde euch anzeigen und ihr werdet gehängt werden!“ — Der Pfarrer glaubte wirklich, die Frau getötet zu haben. — „Sage nichts, liebes Hänschen, sage nichts!“ — „Ich werde darüber schweigen, wenn ihr euer ganzes Geld holt und es mir gebt.“

Der Pfarrer lief ganz bestürzt ins Pfarrhaus und brachte einen grossen Beutel voll Louisdor. Dann beerdigte er unter Mithilfe Hänschens die Frau und kehrte hierauf ins Pfarrhaus zurück. — „Der Pfarrer hat mich vielleicht getäuscht. Ich werde ein wenig an seiner Haustüre horchen.“ — Die Wirtschafterin sagte soeben zum Pfarrer: „Ihr könnt mir meinen Lohn nicht mehr bezahlen, bei euch bleibe ich nicht mehr.“ — „Schweig', Marianne. Ich habe ja noch einen

vollen Geldbeutel im kleinen Schrank meines Zimmers.“ — Hänschen trat sofort ein und liess sich vom armen Pfarrer auch dieses Geld geben.

* * *

Bald darnach kam er beim Christus vorbei, dem er seine Butter verkauft hatte. — „Guten Tag, lieber Jesus. Du schuldest mir noch vierzig Sous. Um mich bezahlt zu machen, werde ich mir das Geld aus dem Opferstock nehmen . . . . Du entgegnest nichts? Wer nichts sagt, heisst es, ist einverstanden. Ich nehme mir das Geld.“

Hänschen nahm das Geld an sich und lebte noch lange Jahre glücklich und zufrieden bei seiner Mutter.

(Picardie.)

---

78. Peter Berzilié.

Eines Tages ging der Wilddieb Peter Berzilié auf die Fuchsjagd. Er nahm seine Flinte und richtete sich im Gipfel eines hohen Baumes des Bois-Robert häuslich ein. Es war Winter und fror. Unser Wilddieb sass zitternd auf seinem Beobachtungsposten, den Fuchs, der diesen Tag nicht kommen wollte, zu erwarten. Bald wurde er ganz starr und das Gewehr entfiel seinen Händen. Er glitt nun am Stamm herunter, um sein Gewehr zu holen, da bemerkten ihn zwei ungeheure Wölfe, die der Lärm des herabfallenden Gewehres angelockt hatte und stellten sich am Fusse des Baumes auf, um zu warten, bis er völlig herabkomme, um ihn dann zu verschlingen.

Pierre Berzilié war in keiner angenehmen Lage. Es wurde Mitternacht, eins, dann zwei und die zwei Wölfe standen noch immer als Schildwachen beim Baum. Peter zitterte am ganzen Körper aus Kälte und Furcht. Dann marterte ihn noch etwas anderes, er sollte nämlich schon lange . . . Wasser abschlagen.

Da er es nicht mehr zurückhalten konnte, so liess er von der Eiche aus seinen Gefühlen freien Lauf. Der Strahl kam gerade auf seine Flinte und da es überaus kalt war, so bildete sich sofort zwischen ihm und dem Gewehr eine Art Strick aus Eis. Er konnte nun sein Gewehr hinaufziehen, es laden, auf die Wölfe zielen und sie töten.

Sechs Monate nachher jagte er noch immer Füchse im Bois-Robert. Seiner Gewonheit gemäss war er auf einen Vogelkirschenbaum, der voll Früchte hing, gestiegen und ass

Digitized by Google

die kleinen, wilden Kirschen, die sich um ihn herum vorfanden. Ein Fuchs kam zum Baum und Peter suchte eine Kugel, um auf das Tier zu schiessen. Unglücklicherweise hatte er die Kugeln zu Hause gelassen. Es sollte ihm also eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen. Traurig wollte er vom Baum herabsteigen, als ihm plötzlich ein Gedanke aufblitzte. Er nahm einige Wildkirschen, löste die Kerne aus, lud sein Gewehr damit, legte an, zielte und feuerte auf den Fuchs, der heulend floh.

Einige Jahre später war Peter Berzilié wieder auf der Fuchsjagd im Bois-Robert. Eines schönen Abends sah er im Monat Juni ein in vollster Blüte stehendes Vogelkirschengesträuch auf sich loskommen. Er wusste nicht, was er davon halten sollte. Als er darauf geschossen hatte und der Busch stehen blieb, erkannte er, dass das niemand anders sei als der Fuchs, dem er einst eine Ladung Kirschenkerne in den Leib gejagt hatte. Diese Kerne waren im Körper des Tieres zur Keimung gekommen und hatten sich derart entwickelt.

(Picardie.)

---

79. Der kluge und der dumme Hans.

Der kluge Hans und sein Bruder, der dumme Hans, wurden einst von Freunden zum Kirchweihfest nach Warloy eingeladen. Da sie sich gerne unterhielten und auf gutes Essen hielten, so nahmen sie die Einladung mit grossem Danke an. Da aber der dumme Hans nicht wusste, wie er sich bei Tische benehmen sollte, nicht mit Löffel, Messer und Gabel umgehen konnte, so bat er seinen Bruder um Ratschläge, damit er vor jedermann bestehen könne.

Der kluge Hans willfahrte dem Wunsche seines Bruders und dieser versprach, nichts zu vergessen. Dann machten sie sich, die schönen Röcke und Hosen wohl verpackt, mit ihren blauen Blusen auf den Weg nach Warloy. Dort angekommen, begaben sie sich sofort zu ihren Freunden, da aber das Mittagessen noch nicht fertig war, so ging man noch ein wenig spazieren. Der dumme Hans benahm sich sehr gut und der kluge Hans war über den Erfolg seiner Ratschläge entzückt. Man kehrte wieder ins Haus zurück und setzte sich zu Tische. Da aber der dumme Hans nicht genau wusste, wann man zu essen aufhören müsse, so bat er seinen Bruder neuerdings um Rat und dieser versprach ihm, ihn zur richtigen Zeit durch Treten auf den Fuss darauf aufmerksam zu machen.

Die Mahlzeit begann. Der dumme Hans, der fürchtete, dass ihm sein Bruder zu früh das Zeichen zum aufhören geben werde, beeilte sich, so viel als nur möglich zu essen. Man war aber noch bei der Suppe, als der kleine Haushund, der sich unterm Tisch herumtrieb, zufällig den dummen Hans auf den Fuss trat. Er warf seinem Bruder, der ihm so rasch das Zeichen zum aufhören gab, vorwurfsvolle Blicke zu und war höchlichst aufgebracht, umsomehr als die Suppe vortrefflich war und sein Bruder, wie alle anderen Gäste eifrig fortassen. Man trug Fleisch und Gemüse auf und bot auch dem dummen Hans davon an. — „Ich danke, ich esse kein Rindfleisch." — „Vielleicht ein wenig Eingemachtes?" — „Nein, danke. Ich habe genug Suppe gegessen und habe keinen Hunger mehr." — Man konnte noch so auf ihn eindringen, er nahm nichts an, weder Kaninchenfleisch, noch Braten, Torte und Kuchen . . . Aber Gott weiss, dass der arme dumme Hans alle diese Dinge gerne gehabt hätte. Er hätte gewiss Tränen der Verzweiflung vergossen, wenn er nicht den Spott gefürchtet hätte.

Nach dem Essen beklagte er sich seinem Bruder gegenüber aufs heftigste, warum er ihn denn davon abgehalten habe, alle diese guten Dinge, die man auftrug, zu verkosten. — „Ich habe dich ja gar nicht auf den Fuss getreten. Ich selbst war überaus erstaunt darüber, dass du alles so beharrlich zurückgewiesen hast. Wahrscheinlich hat dich der kleine schwarze Hund auf den Fuss getreten und wurde so die Ursache deines Versehens. Zur Entschädigung kannst du heute Abend soviel essen als du willst."

Am Abend trug man eine grosse Schüssel eines Mehlkochs auf. Der dumme Hans füllte sich seinen Teller voll an. Als er ihn geleert hatte, füllte er ihn wieder und tat das sechsmal, zum grossen Erstaunen der Anwesenden. Dann legte er sich nieder. Bald verursachte ihm das Mehlkoch, von dem er eine so ungeheuere Menge verschluckt hatte, ein Unwohlsein, so dass er nicht rechtzeitig aufstehen konnte und im Bett ein Andenken hinterliess. Die Schande, die er am nächsten Tag erlitt, kann man sich vorstellen.

Seit der Zeit nahm der kluge Hans seinen Bruder zu keinem Fest und zu keiner Metzelsuppe mehr mit.

(Picardie.)

Digitized by Google

Literaturververzeichnis.

1. J. Vinson, Le Folk-lore du pays basque. Paris 1883. S. 98 ff. — **2.** Vinson 112 ff. — **3.** Vinson 103 ff. — **4.** Vinson 106 ff. — **5.** Vinson 116. — **6.** Vinson 46 ff. — **7.** Vinson 92 ff. — **8.** P. Sébillot, Littérature orale de la Haute-Bretagne. Paris 1881. S. 106 ff. — **9.** Sébillot 110 f. — **10.** Sébillot 112 ff. — **11.** Sébillot 135. — **12.** Sébillot 137 ff. — **13.** Sébillot 142 ff. — **14.** Sébillot 147 ff. — **15.** Sébillot 153 ff. — **16.** Sébillot 159 ff. — **17.** Sébillot 91 ff. — **18.** Sébillot 96 ff. — **19.** J. B. Frédéric Ortoli, Les contes populaires de l'île de Corse. Paris 1883. S. 242 ff. — **20.** Ortoli 246 ff. — **21.** Ortoli 252 ff. — **22.** Ortoli 254 ff. — **23.** Ortoli 258 ff. — **24.** Ortoli 267 ff. — **25.** Ortoli 273 ff. — **26.** Ortoli 278 ff. — **27.** Jean François Bladé, Contes populaires de la Gascogne III. (Paris 1886) 123 ff. — **28.** Bladé 3, 130 ff. — **29.** Bladé 3, 137 ff. — **30.** Bladé 3, 142 ff. — **31.** Bladé 3, 5 ff. — **32.** Bladé 3, 12 ff. — **33.** Bladé 3, 23 ff. — **34.** Bladé 3, 36 ff. — **35.** Bladé 3, 41 ff. — **36.** Bladé 3, 52 ff. — **37.** Bladé 3, 65 ff. — **38.** Bladé 3, 71 ff. — **39.** Bladé 3, 78 ff. — **40.** Bladé 3, 87 ff. — **41.** Bladé 3, 93 ff. — **42.** Bladé 3, 104 ff. — **43** Jean Fleury, Littérature orale de la Basse-Normandie. Paris 1883. S. 161 ff. — **44.** Fleury 167 ff. — **45.** Fleury 180 ff. — **46.** Fleury 186 ff. — **47.** Fleury 190 ff. — **48.** Fleury 193 ff. — **49.** F. M. Luzel, Contes populaires de Basse-Bretagne. III. (Paris 1887) 381 ff. — **50.** Luzel 3, 407 ff. — **51.** Luzel 3, 414 ff. — **52.** Luzel 3, 426 ff. — **53.** Luzel 3, 439 ff. — **54.** Luzel 3, 443 ff. — **55.** Luzel III, 447 ff. — **56.** P. Sébillot, Littérature orale de l'Auvergne. Paris 1898. S. 90 f. — **57.** Sébillot 57 ff. — **58.** Sébillot 69 ff. — **59.** Sébillot 83 ff. — **60.** E. Cosquin, Romania. VIII. (1879) 558 ff. — **61.** E. Cosquin, Romania. VIII. (1879) 570 f. — **62.** H. Carnoy, Romania. VIII. (1879) 252 f.

Digitized by Google

— **63**. H. Carnoy, Romania. VIII. (1879) 233 f. — **64**. H. Carnoy, Romania, VIII. (1879) 244 f. — **65**. E. Cosquin, Romania. VII. (1878) 556 ff. — **66**. E. Cosquin, Romania. VI. (1877) 221 f. — **67**. E. Cosquin, Romania. VI. (1877) 548 f. — **68**. E. Cosquin, Romania. VI. (1877) 562 f. — **69**. E. Cosquin, Romania. VI (1877) 578 f. — **70**. H. Carnoy, Littérature orale de la Picardie. Paris 1883. S. 209 f. — **71**. Carnoy 202 ff. — **72**. Carnoy 157 ff. — **73**. Carnoy 163 ff. — **74**. Carnoy 167 ff. — **75**. Carnoy 177 ff. — **76**. Carnoy 186 ff. — **77**. Carnoy 189 ff. — **78**. Carnoy 195 ff. — **79**. Carnoy 198 ff.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

No.		Seite
	Vorwort	7
1.	Die Frauen	9
2.	Wahrheit und Lüge	11
3.	Der genarrte Priester	12
4.	Der Kurat	14
5.	Die Tabakprise	16
6.	Tataro und der Narr	16
7.	Mutter und Sohn	22
8.	Die goldenen Knöpfe	25
9.	Das waren wir, meine Herren	26
10.	Der Meisterdieb	27
11.	Die Steckrübe	37
12.	Der Priester ohne Glück	37
13.	Die Gefallsüchtige und ihre Freunde	39
14.	Die drei Geschenke	41
15.	Die drei Besen	43
16.	Der Pächter und sein Diener	46
17.	Der dumme Junge	47
18.	Der närrische Johann	49
19.	Die Bastelicaner bei den Riesen	53
20.	Der kluge Bastelicaner	55
21.	Der Bastelicaner und sein Esel	57
22.	Die Schuhschnallen des Pfarrers	58
23.	Die drei Liebhaber Paulinens	60
24.	Die neugierige Frau	63
25.	Der geprellte Betrüger	65
26.	Die sechs Brüder	67
27.	Der dumme Hans	68
28.	Die Einwohner von Sainte-Dode	71
29.	Hänschens Reise	74
30.	Der Esel von Montastruc	76
31.	Der faule Hans	77
32.	Das Landschiff	80
33.	Der Schmied aus Fumel	84
34.	Der geschickte Etienne	90
35.	Die zwei Mädchen	92
36.	Der Holzkammhändler	97
37.	Haltet fest	102
38.	Hänschen	105
39.	Hirsekorn	108
40.	Courtebotte und seine Flöte	111
41.	Der Schnappsack	113
42.	Petition	118
43.	Die geprellten Diebe	125
44.	Jakob der Dieb	126
45.	Der Arme und der Reiche	132
46.	Merlicoquet	134
47.	Rindon	136

Digitized by Google

No.		Seite
48.	Der Schleifer und die Tiere	136
49.	Johann und Johanna	138
50.	Klebe an!	146
51.	Der Müller und sein Herr	149
52.	Der kleine und der grosse Mönch	154
53.	Der geschickte Guyon	160
54.	Die silberne Ziege	162
55.	Der Schäfer erhält die Königstochter eines Wortes wegen	163
56.	Spuck in deine Hände	165
57.	Pipète	166
58.	Touéno-Bouéno	170
59.	Der dumme Hans	173
60.	Bénédicité	176
61.	Weissfuss	179
62.	Die sechs Genossen	180
63.	Peter der Maulaffe	181
64.	Die wunderbare Violine	182
65.	Johann und Peter	184
66.	Die Tauschgeschäfte Johann Baptists	186
67.	Johanna und Brimboriau	188
68.	Der Schuster und die Diebe	189
69.	Die Schafsleber	191
70.	Der Hase des hl. Petrus	192
71.	Wie Hänschen Jacqueline heiratete	195
72.	Der Holzhauer und der verbrühte Wolf	196
73.	Der schlaue Fuchs	198
74.	Warum die Frau die Hauswirtschaft führt	200
75.	Gribouille	202
76.	Der gedankenlose Peter	204
77.	Das dumme Hänschen	205
78.	Peter Berzilié	208
79.	Der kluge und der dumme Hans	209

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google